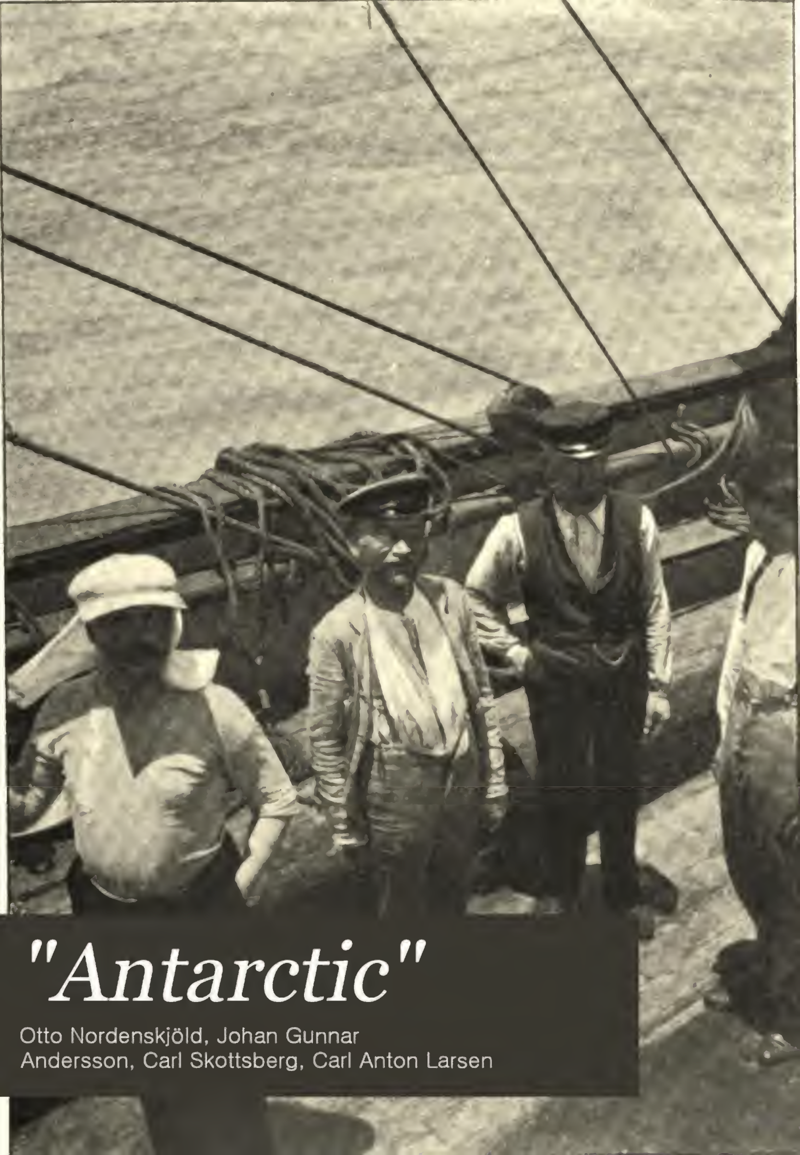


"Antarctic"

Otto Nordenskjöld, Johan Gunnar Andersson, Carl Skottsberg, Carl Anton Larsen

DR. OTTO NORDENSKJÖLD
J. GUNNAR ANDERSSON, C. A. LARSEN UND C. SKOTTSBERG

»ANTARCTIC«
ZWEI JAHRE IN SCHNEE UND EIS AM SÜDPOL

BAND I.



„ANTARCTIC“

ZWEI JAHRE IN SCHNEE UND EIS AM SÜDPOL

VON DR. OTTO NORDENSKJÖLD

J. GUNNAR ANDERSSON
C. A. LARSEN UND C. SKOTTSBERG

NACH DEM SCHWEDISCHEN ORIGINAL INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN
VON
MATHILDE MANN

ZWEI BÄNDE

MIT 4 KARTEN, 300 ABBILDUNGEN
UND MEHREREN KARTENSKIZZEN

BAND I.

BERLIN 1904
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Druck von Otto Elsner Berlin S. 42

Vorwort.

In der vorliegenden Arbeit habe ich feststellen wollen, welche Stellung die schwedische Südpolarexpedition in der internationalen Forschungsarbeit eingenommen hat, und wie der allgemeine Plan für diese Expedition zu stande gekommen ist. Auf welche Weise es uns gelungen ist, den letzteren zu verwirklichen, inwiefern die unerwarteten und wunderbaren Schicksale, die uns da draussen betrafen, unsere ursprünglichen Absichten durchkreuzten — das alles werden wir aus den nachfolgenden Schilderungen ersehen.

Ein Punkt muss des Verständnisses halber jedoch schon hier berührt werden. Wie wir sehen werden, war schon von Anfang an bestimmt, dass Dr. J. Gunnar Andersson nach meiner Landung bei der Überwinterungsstation die Leitung der Dampferexpedition übernehmen sollte, daher ist es ganz selbstverständlich, dass der Teil der Schilderungen, der von dieser Zeit handelt, von ihm verfasst ist. Sein Bericht bezieht sich aber nicht allein auf die Dampferexpedition; bei seinem Versuch, mit zwei Kameraden über das Eis nach unserer Überwinterungsstation vorzudringen, wurde er von dem Dampfer getrennt und musste einen Winter in Einsamkeit und Finsternis verbringen. Bei seinem Fortgang wurde der Befehl von Kapitän Larsen, dem Führer der „Antarctic", übernommen. Er kämpfte den letzten verzweifelten Kampf gegen die Übermacht des Eises und leitete dann den Marsch über das Packeis bis nach der Paulet-Insel, wo er mit seinen neunzehn Begleitern in einer aus Steinen aufgeführten Hütte den Winter verbrachte. Da er aber nicht im stande war, eine vollständige Beschreibung dieses ganzen Jahres zu geben, so hat einer von den bei der Expedition beteiligten Gelehrten, Herr C. Skottsberg, es übernommen, den hauptsächlichen Teil dieser Episode zu schildern, während Kapitän Larsen nur erzählt, wie er zum Schluss mit zwei Gefährten durch eine kühne Bootsfahrt die Verbindung zwischen den Schiffbrüchigen und der Überwinterungsstation herstellte.

Otto Nordenskjöld.

Einleitung.

In schneller, ununterbrochener Folge schreitet heute die Kenntnis der Erdoberfläche vorwärts. Wohl ist die Möglichkeit ausgeschlossen, Riesenschritte zu machen, wie der kühne Genueser, der vor 400 Jahren das Weltmeer mit einem neuen Weltteil in zwei Hälften teilte, aber die Lücken in unserm geographischen Wissen werden mehr und mehr ausgefüllt, und die „weissen Flecke" spielen jetzt im allgemeinen auf der Karte keine grosse Rolle mehr. Von diesen hat keiner während des letzten Jahrhunderts so viel Arbeit erfordert, wie das nördliche Polargebiet. Aber auch dieser Fleck ist jetzt auf dem besten Wege, zu verschwinden. Die Ufer des grossen, eisbedeckten Meeres dort oben sind allmählich fast vollständig kartiert, und es ist wohl kaum anzunehmen, dass man in diesem Meere noch neue Länder von grösserer Bedeutung finden wird, als die Inseln und Inselgruppen, die die einzigen wirklich bekannten Nordpolarländer bilden.

In diesem Polarmeer und an seinen Ufern waltet eine eigenartige Natur mit Schnee und Eis und Kälte und mit einer eigentümlichen, man kann nicht einmal sagen, armseligen Tier- und Pflanzenwelt, die durch zahlreiche Reisebeschreibungen jeder gebildeten Person vertraut geworden ist. Wir, die wir selber an den Grenzen dieses Gebietes wohnen, können kaum darüber urteilen, wie gross die Abweichungen von den normalen Verhältnissen dort im Grunde sind, und im Vergleich zu dem, was der grössere Teil der Erdoberfläche bietet, ist diese Natur doch so fremd und einzig in ihrer Art, dass sich schwerlich eine hinreichend lebhafte Schilderung davon geben lässt.

Quer über alle Zonen der Erde hinweg, dort, wo das Kreuz des Südens am höchsten am Himmel steht, wo im Winter die Sonne zur Mittagszeit am nördlichen Horizont auftaucht, da liegt

noch ein anderes Gebiet, das aller Berechnung nach ein vollständiges Gegenstück zu diesem nördlichen sein dürfte. Zweifelsohne muss eine grosse Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Gebieten bestehen: Auch am südlichen Pol herrscht zur Winterzeit eine strenge Kälte, die Unmengen von Schnee und Eis anhäuft, von denen ein Teil niemals schmilzt, und die eine noch grössere Ausdehnung annehmen als in den arktischen Gegenden. Auch in Bezug auf die äussere Gestaltung gleichen die Landgebiete im Norden und im Süden einander, wie auch die magnetischen Kräfte an beiden Polen von einer analogen Anordnung zeugen. Die Übereinstimmung erstreckt sich im übrigen nicht nur auf die äusseren physikalischen Verhältnisse, sondern auch die Fauna wie die Flora zeigen in ihren allgemeinen Zügen eine grosse Ähnlichkeit; beispielsweise möchte ich daran erinnern, dass im Norden wie auch im Süden die Wale, Seehunde und Seevögel die charakteristischen Tierformen bilden.

Und trotzdem steht es fest, dass sich das südliche Polargebiet in vielem von seinem nördlichen Gegenstück unterscheidet. Bei dem letzteren gehen wir von Landmassen aus und stossen überall auf das weitausgedehnte „Eismeer". Hier im Süden ist das Weltmeer das bekannte, und erst dahinter meint mancher ein zusammenhängendes Land, das wirkliche „Eisland" der Welt schimmern zu sehen. Wie gross die Verschiedenheiten sind, darüber kann derjenige am besten urteilen, der sich der Mühe unterzieht, die folgenden Kapitel durchzulesen.

Welche Bedeutung hat nun aber das Studium dieser Natur? Die Antwort auf diese Frage lautet in aller Kürze, dass uns keine Gegend Aufgaben von nur annähernd damit zu vergleichendem allgemeinem Interesse zu bieten vermag. Es ist das grosse Ziel der Naturwissenschaft, zu einer Welterklärung zu gelangen, alle diese „Warum" und „Wie" zu beantworten. Aber um dies Ziel zu erreichen, kann man keinen günstigeren Ausgangspunkt finden, als das Studium dieser beiden Gebiete und den Vergleich derselben miteinander, denn die astronomischen und kosmischen Verhältnisse sind im grossen und ganzen im Norden wie im Süden dieselben, und doch haben sie seit längst verflossenen geologischen Perioden nicht miteinander in Zusammenhang gestanden. Worauf mögen denn diese Verschiedenheiten und diese nicht weniger wichtigen und auffallenden Übereinstimmungen in Bezug auf Klima und erdmagnetische und physische Verhältnisse,

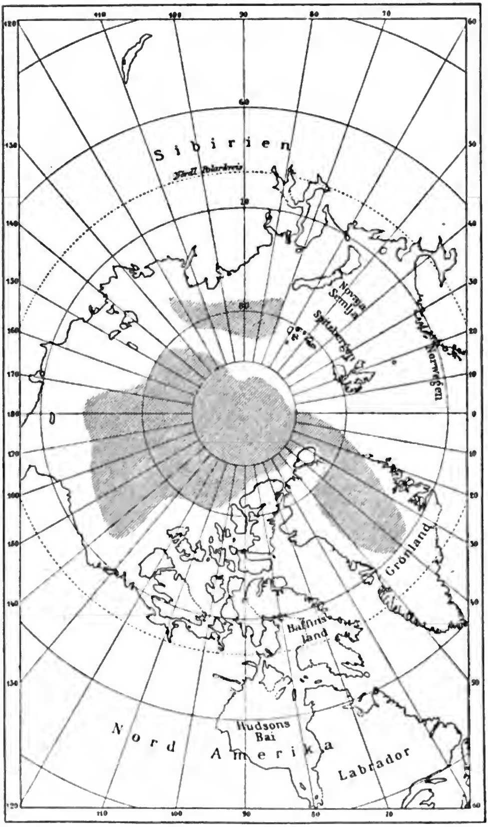
namentlich aber in Bezug auf das Tierleben beruhen? Warum gibt es so viele identische oder doch wenigstens einander nahe verwandte Organismen im Norden wie im Süden? Könnte man nur in einem einzigen Fall beweisen, dass diese Übereinstimmung nicht durch einen gemeinsamen Ursprung, sondern durch die äusseren Verhältnisse bedingt ist, so würde dadurch der Erklärung der Naturwissenschaften und den Rätseln des Lebens ein ungeahntes Feld erschlossen werden.

Von dieser ganzen antarktischen Natur kannte man noch vor wenigen Jahren, jedenfalls in wissenschaftlicher Hinsicht, sehr wenig. Die folgende kleine Schilderung mag als Illustration hierzu dienen. Es war am 17. Januar 1903, nachdem ich auf dem grössten, schneefreien Fleck des unendlichen antarktischen Gebietes an Land gegangen war. Die Natur, die ich hier in ihrer ganzen entsetzlichen Öde erschaute, bildete eine Fläche ohne jeglichen Grashalm, nur sehr spärlich mit einer ganz geringen Anzahl fast unsichtbarer Moose bewachsen. Als ich zu Tische wieder an Bord kam, fragte man mich, ob ich an Land einige Fliegen oder andere Insekten gesehen habe. Nein, davon war gar keine Rede, lautete meine Antwort. — Nun, was ich denn tun würde, wenn ich ein grosses Insekt zu sehen bekäme, nicht eine jener kleinen Zwergformen, wie man sie hier unten findet? — Ja, so ein Fund sei doch ein besseres Festessen wert, falls er wirklich einmal gemacht werden sollte.

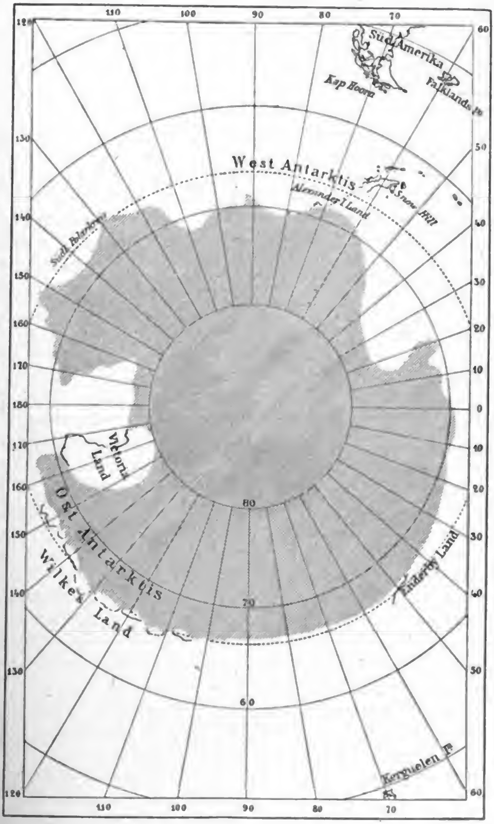
Da zeigte man mir einen Grashüpfer, den man mitten im Eise, auf einem der Boote unseres Schiffes sitzend, angetroffen hatte. Er war gross und sah so durchsichtig und tropisch aus, dass man sich unmöglich vorstellen konnte, er habe hier gelebt, aber auch kaum annehmen konnte, dass ihn ein Sturm aus entlegenen Gegenden hierher verschlagen habe.

Die Geschichte war höchst eigentümlich. Sie gab indes Anlass zu einer Unterhaltung, während welcher ich zum ersten Male eine phantastische Idee entwickelte, die ich bereits früher begründet hatte, nämlich in Bezug auf das, was die südlichen Polargegenden noch an verborgenen Dingen enthalten könnten. Hier in Schweden wenigstens ist die Mehrzahl der Gebildeten nicht unbekannt mit der Anschauung, die Adolf Erik Nordenskjöld einmal über das Innere Grönlands und die Möglichkeit, dort ein bewohnbares Land und eine Vegetation zu finden, dargelegt hat. Zur Begründung dieser Ansicht wurden viele starke Belege angeführt, die

Noch unerforschtes Gebiet am Nordpol



Noch unerforschtes Gebiet am Südpol



jedoch später gerade durch seine eigene Entdeckungsreise widerlegt wurden. Es scheint fast, als sei Grönland zu klein, als dass die Wirkungen, die man nach den angedeuteten Theorien erwartet hatte, dort in die Erscheinung treten könnten. Innerhalb des antarktischen Gebietes war dies etwas ganz anderes. Falls hier eine zusammenhängende Landmasse existiert, deren äussere, eisbedeckte Küsten diejenigen Länder bilden, die wir bisher kennen gelernt haben, so ist dies Gebiet mehrmals so gross wie Grönland, und hier drinnen könnte sehr wohl Raum vorhanden sein für Landgebiete, auf denen eine stärkere Sonnenwärme im Verein mit geringeren Niederschlägen nicht nur die Möglichkeit für das Schmelzen des Schnees, sondern auch für die Entwicklung einer bedeutend reicheren Vegetation gewährt, als wie sie uns bisher aus diesen ödesten Gegenden der Erde bekannt sind.

Auf irgend eine Weise war wohl der Grashüpfer mit dem Schiff hierher geführt worden, und ich habe nie an ihn als eine antarktische Tierform geglaubt. Dem widersprach zu sehr sein ganzes Aussehen, und ich habe auch diese Episode nur erwähnt, um zu zeigen, wie völlig unerforscht die Verhältnisse dort unten noch sind. Dass sich indessen eine einigermassen zugängliche Küste irgendwo südlich vom Weddell-Meere, hinter der Eiswüste, die ich auf meiner Schlittenexpedition kennen lernte, finden müsste, darauf deuteten viele Verhältnisse hin, u. a. die zahlreichen Kaiserpinguine, die man zuweilen antraf, und die zweifelsohne einen Brutplatz ähnlich dem, den die englische Südpolarexpedition auf dem Victorialande gefunden hatte, besitzen müssen.

Das Innere der Polargegenden bildet also den einzigen Fleck auf der Erde, auf dem noch Möglichkeiten für geographische Entdeckungen solcher Art vorhanden sind, dass nicht einmal die Phantasie sie vorauszusagen vermag, das Gebiet als Ganzes mit allen seinen Küsten und Inseln war noch vor wenigen Jahren nur an ganz wenigen Stellen von Menschenfüssen betreten und, wenn man die umgebenden unbekannten Meere hinzuzählt, liegen hier Flächen vor, die mehr als doppelt so gross sind wie ganz Europa, und meist nur ihren allgemeinsten Naturverhältnissen nach bekannt sind. Man hat hier keine Ahnung von der Ausdehnung von Land und Meer, es sind noch vollständig neue geographische Flächen zu entdecken, und das Tier- und Pflanzenleben, die Geologie und das Klima sind entweder noch nie untersucht,

oder doch Gegenstand so kärglicher Untersuchungen gewesen, dass jede Interpolierung als unzulässig angesehen werden muss.

Wenn man auch leicht begreift, dass sich die geographische Forschung zu allerletzt dem Südpolargebiet zuwandte, so wird man doch leicht einsehen, wie unmöglich es gewesen wäre, in unserer Zeit ein solches Forschungsfeld unbenutzt daliegen zu lassen. Es wird sehr häufig von der Möglichkeit geredet, hier unten durch Seehunds- und Walfischfang, durch Grubenbetrieb, Guano-export oder dergleichen praktische Vorteile zu erzielen, wie das in den nördlichen Polargebieten in so bedeutendem Masse geschehen ist und gewissermassen noch heute geschieht, und endgültig entschieden ist diese Frage auch noch nicht. So weit ist man aber glücklicherweise schliesslich gekommen, dass man die Entdeckungsreisen nicht ausschliesslich mit diesem Massstab bemisst, und es war die unabweisbare Pflicht der Wissenschaft, auch über diese Gegenden Licht zu verbreiten, die im Grunde den Anstoss zu der letzten Phase in der Geschichte der Südpolarforschung gegeben haben.

Nach den für ihre Zeit grossartigen Entdeckungsexpeditionen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trat in den antarktischen Forschungen ein anhaltender und vollständiger Stillstand ein, während gleichzeitig die Naturwissenschaften im allgemeinen, und nicht zum mindesten die Erdkunde, nach andern Richtungen hin mit Riesenschritten vorwärts gingen. Allmählich sprachen sich indessen immer mehr Vertreter der Wissenschaft, die oft selbst Forschungsreisende waren, über dies Thema aus und wiesen nach, wie gross diese Lücke in unserm Wissen im Grunde sei. Die Vertreter des Erdmagnetismus beklagten sich darüber, dass ihre ganze Wissenschaft darunter litte, dass man die Verteilung der magnetischen Kräfte um den südlichen magnetischen Pol nicht berechnen könne. Die Meteorologen wiesen nachdrücklich darauf hin, dass nicht die geringste Kenntnis von dem Winterklima eines so unendlichen Gebietes vorliege, und die theoretischen Berechnungen derselben gipfelten im allgemeinen in der jetzt durch Tatsachen widerlegten Ansicht, dass der Winter da unten verhältnismässig milde sein müsse. Der Geologe sehnte sich nach Beobachtungen, die es ermöglichen konnten, die Verteilung der Tiere und Pflanzen und ihre Wanderung auf der südlichen Halbkugel zu erklären, wie auch die klimatischen Verhältnisse früherer Perioden zu ergründen, und der Biolog vermisste

alle Möglichkeiten, durch einen Vergleich der Organismen beider inneren Polargebiete die oben berührte Frage über die Bipolarität zu beantworten. Es ist nun unabweisbare Pflicht, schon hier die Namen der hervorragendsten dieser Männer zu nennen, denen wir hauptsächlich die erfreuliche Tatsache zu verdanken haben, dass die letzten Expeditionen zu stande kamen, Männer wie Georg Neumayer, Sir John Murray und Sir Clemens Markham. Abgesehen von der kurzen und bedeutungsvollen Reise der Challengerexpedition in diese Gegenden, waren es in erster Linie praktische Gesichtspunkte, die einige neue Versuche nach dieser Richtung hin zu stande brachten. Die Namen Dallmann, Larsen, Bull und ferner die schottischen Walfischfänger bilden die verschiedenen Stufen dieser Entwicklungsphase, die ihre grösste Bedeutung durch Larsens Entdeckung von König Oscars-Land und die tertiären Versteinerungen auf der Seymour-Insel erhielten, ausser dem Umstande, dass diese Reisen indirekt die Veranlassung zu Borchgrevings und Bruces späteren Expeditionen geworden sind.

Im wesentlichen konnte indessen unsere Kenntnis der Antarktis mit diesen Mitteln niemals gefördert werden, und alle die Probebissen, die sie ergaben, machten die Gelehrten nur um so begieriger auf eine gründliche Erforschung des antarktischen Problems als Ganzes.

Es musste daher als grosser Triumph für die Männer betrachtet werden, die dieser Sache ihre ganze Arbeitskraft gewidmet hatten, als öffentlich bekannt gegeben wurde, dass zwei grosse, zusammenarbeitende Expeditionen im Herbst 1902 in der Hauptsache auf Staatskosten nach den südlichen Polargegenden abgehen sollten. Die deutsche Expedition unter Führung von Professor Erich von Drygalski sollte die Gebiete um den Indischen Ozean übernehmen, mit den Kerguelen-Inseln als Stützpunkt, wo eine besondere Station für magnetische und meteorologische Observationen errichtet wurde. Die englische sollte unter Befehl von Kapitän R. Scott an der Küste des Victorialandes, südlich von Australien, arbeiten.

Damit war indes nicht alles gewonnen. Die Forschungsfelder der englischen und deutschen Expeditionen lagen einander dem Plane nach verhältnismässig nahe. Sollte die beschlossene Untersuchung der Polargebiete einigermassen vollständig ausfallen und Studienmaterial aus verschiedenen Gegenden beschaffen, so war

es dringend erforderlich, dass noch eine dritte Expedition zu stande kam, mit einem Stützpunkt irgendwo in den südlich von Südamerika gelegenen Ländern. Es war die Rede von einer solchen von den Vereinigten Staaten ausgesandten Expedition gewesen, aber diese Hoffnungen scheiterten. Um diese Lücke einigermassen auszufüllen, übernahm Argentinien die Verpflichtung, an der Küste des Feuerlandes ein magnetisch-meteorologisches Observatorium anzulegen und dort regelmässige Beobachtungen nach demselben Plan wie die übrigen Expeditionen vorzunehmen. Hierdurch erhielt man doch eine Observation, die derjenigen der deutschen Station auf den Kerguelen entsprach. Die eigentliche antarktische Expedition auf dieser Seite fiel vollständig weg. So lagen die Sachen, als ich zuerst mit einem in den Hauptzügen ausgearbeiteten Plan zu einer schwedischen Südpolarexpedition hervortrat, die ich auf den folgenden Blättern schildern will.

Mir war dieser Plan nicht neu. Doch ist hier nicht der Ort, die endlosen Arbeiten zu schildern, deren ich mich während eines ganzen Jahres unterzog, um unser Unternehmen zu fördern und zu stande zu bringen.

Indes erst im Jahre 1899, als die englische und die deutsche Expedition bereits gesichert waren, begann ich, meinen Plan in allen Einzelheiten auszuarbeiten, der zum ersten Male in einem Vortrag vor der Schwedischen Gesellschaft für Geographie und Anthropologie im Januar 1900 dargelegt wurde. Einige Wochen später hatte ich die Freude, für die genannte Expedition die Summe von 10 000 M. von dem Grosskaufmann Herrn August Röhss in Empfang zu nehmen, der damit ein früher gegebenes Versprechen seines kurz zuvor verstorbenen Bruders, des Konsuls Wilhelm Röhss, einlöste.

Abgesehen von den Arbeiten, die ich auf den Hin- und Herreisen wie auf dem Feuerlandsgebiet, das mein Stützpunkt werden sollte, auszuführen gedachte, ging der vorliegende Plan darauf hinaus, dass die Expedition so früh wie möglich im Herbst 1901 aufbrechen, dass eine Abteilung derselben an einem geeigneten Platz an der nördlichen oder östlichen Seite des Grahamlandes abgesetzt werden sollte, während das Schiff weiter an König Oskar-Land und dann östlich an dem Eisrande entlang fuhr.

Sollte sich Gelegenheit zu einem Eindringen in das sogenannte Weddell-Meer bieten, so durfte dies nicht versäumt wer-

den, aber besonderes Gewicht legten wir nicht auf diesen Abstecher. Wenn es irgend anging, musste der an Land ausgesetzten Partie Gelegenheit zur Überwinterung gegeben werden, so dass die meteorologischen und magnetischen Observationen in Übereinstimmung mit dem internationalen Programm ausgeführt werden konnten. Die Rückkehr nach Schweden wurde in diesem Fall auf den Sommer 1903 berechnet.

Die Vorbereitungen waren noch nicht lange im Gange, als sie von neuem eine Unterbrechung erfuhren durch die mir zu Teil werdende Aufforderung, als Geolog die dänische wissenschaftliche Expedition zu begleiten, die im Jahre 1900 unter Führung von Leutnant G. Amdrup an Bord des Polardampfers „Antarctic" nach Ostgrönland abging. Die Teilnahme an dieser vorzüglich geplanten und geleiteten Expedition war für mich von besonderem Interesse und sollte auch noch in anderer Beziehung für mich von hoher Bedeutung werden. Ich lernte in dieser Zeit nämlich in der „Antarctic" ein gutes und bequemes kleines Schiff kennen, das auf seiner letzten Polarfahrt in reichem Masse von Erfolg begünstigt gewesen war, und als ich erfuhr, dass die Carlsberger-Stiftung, die die Expedition ausgerüstet hatte, den Wunsch hegte, nach Kapitän Amdrups Rückkehr das Schiff zu verkaufen, wandte ich mich an die leitenden Männer dieser Stiftung und wurde von ihnen auf das zuvorkommendste empfangen.

Dank diesem Entgegenkommen ward es mir möglich, das Schiff für eine Summe zu erstehen, die bedeutend hinter seinem Wert zurückstand. Es wurde nun sofort von Kopenhagen nach Göteborg gebracht. Zugleich mit dem Kauf ward die „Antarctic" in die Königl. schwedische Segelschiffgesellschaft eingeschrieben, unter deren dreisplittiger Flagge die Expedition zur Ausführung gelangte.

Ich muss hier nur noch ein paar Worte über unser Schiff sagen:

Im Jahre 1871 in Drammen erbaut, hatte es ursprünglich den Namen „Cap Nor" erhalten und wurde während einer Reihe von Jahren für den Seehunds- und Bottlenosefang im nördlichen Eismeer benutzt. Seine Länge betrug 128 Fuss, seine grösste Breite 28 Fuss und der Brutto-Tonnengehalt 353 Tons. Als später Seend Foyn beschloss, eine Expedition nach dem südlichen Eismeer zu senden, um die Möglichkeiten für den Fang von Barten-Walen dort zu erforschen, kaufte er das Schiff, das ausgebessert

und mit einer Maschine versehen wurde und den Namen erhielt, unter dem es in den Annalen der Naturforschung Ruhm geerntet hat. Im Jahre 1897 wurde es von Professor A. S. Nathorst gekauft, der es zu seinen Eismeerfahrten im Jahre 1898 und 1899 verwendete. Es wurde einer sehr gründlichen Reparatur nach jeder Richtung hin unterworfen und erfuhr einen durchgreifenden Umbau, um seinen Zweck als Expeditionsschiff erfüllen zu können.

Eine prächtige Offiziersmesse mit elf zum Teil recht grossen Kajüten wurde unter Deck eingerichtet, wobei man Raum gewann, indem man teils den hinteren Teil der Schanze wie auch einen Teil des Zwischendecks vor der Grossluke ausnutzte. Ferner wurde ein grosses Deckhaus aufgeführt, das teils als wissenschaftliches Laboratorium, teils als Observationskajüte für den Kapitän dienen sollte. Sowohl im Jahre 1899 wie 1900 wurden neue Reparaturen ausgeführt, und auch für unsere Expedition ward das Schiff einer gründlichen Ausbesserung unterworfen.

Sobald der Kauf des Schiffes perfekt war, setzte ich mich mit der Persönlichkeit in Verbindung, die ich vor allen andern als Führer des Schiffes auf der Fahrt zu erwerben wünschte, nämlich mit dem bekannten Eismeerschiffer C. A. Larsen, der ausser seiner Erfahrung auch die grösste Kenntnis von den Gegenden im südlichen Eismeer besass, die ich zu besuchen gedachte. Ich wusste, dass er sich für eine neue Reise nach Süden interessierte, und gelegentlich eines Besuches in Sandefjord entwickelte ich ihm meinen Plan. Es bedurfte keiner langen Überlegung, ehe wir uns über die Sache geeinigt hatten, und eine glücklichere Wahl hätte ich nicht treffen können.

Dem Plan zufolge sollte ich selber gegen Ende des ersten Sommers an Land gehen und auf der Winterstation zurückbleiben, daher konnte ich während des Winters die Leitung an Bord nicht übernehmen. Aus diesem Grunde handelte es sich darum, eine geeignete Persönlichkeit zu finden, die mit dem ausserordentlich verantwortungsvollen Posten meiner Vertretung betraut werden konnte. Dass ich das Glück hatte, hierfür eine ganz hervorragende Kraft in dem Amanuensis, späteren Dozenten Joh. Gunnar Andersson zu finden, hat in hohem Masse zu den guten wissenschaftlichen Ergebnissen, die die Expedition in die Heimat zurückbrachte, mit beigetragen.

Es ist jetzt nicht mehr von Interesse, bei den unerhörten Schwierigkeiten zu verweilen, die ich in dieser Zeit zu bekämpfen hatte, um die Vorbereitungen zu einem glücklichen Abschluss zu bringen.

Die schwierige Stellung, in die ich hineingeraten war, bewog mich, eine bejahende Antwort auf die Vorfrage des Gradmessungskomittees zu geben, ob die „Antarctic" für ihre Rechnung, und zwar für eine Expedition nach Spitzbergen im folgenden Sommer zu heuern sei. Der Ausweg war mir nicht angenehm, denn selbst im günstigsten Falle musste meine Reise hierdurch ein paar Monate über die festgesetzte Zeit hinausgeschoben werden. Auf der andern Seite aber spielte die angebotene Heuersumme für die Expedition eine grosse Rolle, auch wollte ich der Forschungsarbeit gern einen Gefallen tun, und so wurde denn im April der Kontrakt unterzeichnet, laut dessen die „Antarctic" im folgenden Monat unter Leitung des Professors Freiherrn de Geer nach Spitzbergen abging.

Während ich den ganzen Sommer daheim auf die Rückkehr der „Antarctic" wartete, nahmen die Vorbereitungen und Einsammlungen von Beiträgen ihren Fortgang. Ich glaube kaum, dass je eine Expedition von ähnlichem Umfange wie die unsere über eine geringere Summe verfügt hat, wie sie mir zu Gebote stand. Wenn es uns trotzdem möglich war, unser Unternehmen zur Ausführung zu bringen, so beruht dies in der Hauptsache auf der grossartigen Unterstützung, die uns in Form von Naturaliengaben zu teil wurde. Und nicht nur in Schweden kam man uns hilfreich entgegen, auf die bedeutungsvollste Unterstützung, die wir von der argentinischen Regierung empfingen, werde ich später noch zurückkommen.

Schon stieg in mir die Besorgnis auf, dass die „Antarctic" auf irgend eine Weise bei Spitzbergen zurückgehalten sei, als ich am 14. September ein Telegramm erhielt, dass sie in Tromsö angelangt war. Mit Kapitän A. Larsen und J. G. Andersson reiste ich dann nach Göteborg, um die letzte Hand an die Vorbereitungen zu legen. Als wir spät am Abend des 26. September einen Spaziergang den Hafenkai hinunter machten, erblickten wir plötzlich eine Strecke vor uns die hohe Takelage und die Ausgucktonne, die ein Eismeerfahrzeug auszeichnen. Wir eilten dahin, und ganz recht, dort liegt die „Antarctic", bereit, ihre letzte Fahrt zu beginnen.

Unter allen Umständen war es nötig, das Schiff ins Dock zu bringen, um so mehr, als es bei Spitzbergen einmal auf Grund gestossen war. Wir benutzten die Gelegenheit, um allerlei kleine Reparaturen auszuführen und eine neue Propellerachse einsetzen zu lassen, was sehr wesentlich zu der Sicherheit an Bord beitragen sollte.

Auf diese Weise verging weit mehr Zeit, als ich berechnet hatte. Es war ganz klar, dass wir in dem ersten Sommer nicht viel mehr beschaffen würden, sondern uns hauptsächlich auf die Landung der Überwinterungspartie beschränken mussten; aber es kam sehr darauf an, dass wir uns nicht zu spät auf die Ausreise begaben. Das Personal hatte sich allmählich in Göteborg versammelt, und alle Hände arbeiteten rastlos. Die letzten Tage hatten wir nicht mehr viel Zeit zum Schlafen. Ich selber war noch in Anspruch genommen durch Reisen zwecks Einsammlung der nötigen Mittel sowie durch andere Vorbereitungen. Von allen Seiten wurden uns Beweise des Wohlwollens und des Interesses zuteil, und in Göteborg waren wir Gegenstand grossartiger Gastfreundschaft.

Am 12. Oktober verliess die „Antarctic“ endlich das Dock und wurde am Schiffsbrückenkai vertäut. Am folgenden Tage hatten wir an Bord ein kleines Fest für einige Personen arrangiert, die unser Schiff eingehend zu besichtigen wünschten. Das Laden wurde die ganzen Tage hindurch mit unermüdlicher Energie betrieben. Am 15. Oktober waren die Arbeiten beendet; wir hätten vielleicht noch am nämlichen Abend abgehen können, aber so gross war die Eile denn doch nicht, dass wir diese letzte Nacht nicht unsern Angehörigen opfern und von ihnen Abschied nehmen konnten. Die Stunde der Abreise wurde auf den nächsten Morgen 10 Uhr angesetzt.

Inhalt des ersten Bandes.



Bodman — Skottsberg — K. A. Andersson

Ohlin — Nordenskjöld — Larsen — Ekelöf

Die Mitglieder der Südpolarexpedition bei der Abfahrt von Göteborg

I.

Von Göteborg nach Buenos Aires.

Abschied von der Heimat. — Falmouth. — San Vincent. — Die Fahrt durch die Tropen. — Ankunft in Buenos Aires.



Es lag Feststimmung über Göteborg am 16. Oktober 1901, aber eine Feststimmung, wie man sie nur selten sieht, ein leichter Morgennebel über der Stadt mit ihren Strassen und Häusern, über den Bäumen der Alleen mit den letzten vergilbten Überresten sommerlichen Grüns, während die Sonne allmählich durch den Nebel brach und mit bleichen Strahlen dies Bild beleuchtete. Niemand von den Mitgliedern der Südpolar-Expedition hatte in der letzten Nacht viel geschlafen, und früh befanden wir uns alle auf dem Wege nach dem Schiffe.

Mit allen den bunten Flaggen, wie zum Fest geschmückt, liegt die „Antarctic" da; am Strande drängen sich schon die Menschen, und allmählich strömen immer neue herbei. Unsere nächsten Freunde und Angehörigen geleiten uns an Bord, wo schon alles klar für die Abreise ist. Lange habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt, der Frucht jahrelangen Strebens, aber in diesem Augenblick empfinde ich nichts von der Freude, die mit dem Aufbruch verbunden sein sollte. Jetzt gehören alle Gefühle und Gedanken dem Abschied, einem Abschied auf lange

Zeit, und niemand kann voraus sagen, welche von denen, die einander jetzt Lebewohl sagen, sich jemals wiedersehen werden.

Immer mehr rückt die festgesetzte Abgangstunde heran. Fünf Minuten vorher kommt ein Photograph, der ein letztes Gruppenbild von dem Stab der Expedition aufnehmen will. Wir sehen nach der Uhr; eine einzige Minute wird der Abschied verspätet. So ist es denn fast Schlag zehn Uhr, als die Verbindung zwischen uns



Der letzte Abschied

und der heimatlichen Erde unterbrochen wird; ein letzter Händedruck mit denen, die uns auf der Welt am nächsten stehen, ein paar kurze, klare Befehle von der Kommandobrücke, und leise gleitet die „Antarctic" auf das dunkle Wasser hinaus.

Gerade als wir die Anker lichteten, erscholl vom Ufer her ein Lebehoch für den Erfolg der Expedition, dann ein tausendstimmiges Hurrarufen, das wir von unserer Seite mit einem letzten Hoch auf die Heimat beantworteten. Der Platz, wo wir eben noch gelegen, fängt an, sich von Menschen zu leeren und wird bald

sein gewöhnliches Aussehen wieder annehmen, noch aber stehen einzelne da und folgen uns mit langen Blicken, die wir auch bis zuletzt zu erwidern suchen. Bald verschwinden auch diese aus unserm Gesichtskreis, und nun wenden wir uns neuen Bildern zu. Die Schiffe auf dem Strom grüssen uns; hier und dort am Ufer sind Flaggen gehisst und grüssen uns im Vorbeifahren, während wir immer mehr dem Meere zu gleiten, auf dem nun für lange Zeit unser Heim sein wird.

Es war dies das erste Mal, dass eine schwedische Polarexpedition den Kurs gen Süden richtete. Aber gleichsam aus alter Gewohnheit begannen doch auch wir unsere Fahrt mit einem kleinen Abstecher nach Norden, indem wir in Sandefjord einen Teil unserer Ausrüstung einnehmen sollten. Bis dahin hatten wir auch die Gesellschaft von Kapitän Larsens Frau und ältester Tochter, die während der Ausrüstungszeit in Göteborg gewesen waren und uns nun bis in ihre Heimat begleiteten. Das Wetter war andauernd schön, und obwohl auf dem Meere etwas Dünung war, ging die „Antarctic" so ruhig, als läge sie im Hafen. Ich brauche wohl nicht besonders hervorzuheben, dass während des ersten Mittagessens, das wir gemeinsam einnahmen, Reden gehalten und Gesundheiten ausgebracht wurden. Gegen Abend verschlechterte sich das Wetter, aber der Kapitän befand sich jetzt in einem Fahrwasser, das er genau kannte, und in der Frühe des nächsten Morgens liefen wir in Sandefjord ein.

Hier hatten wir viel zu tun. Zuerst sollten wir acht grosse eiserne Zisternen an Bord nehmen, wie sie gewöhnlich auf Fangschiffen benutzt werden, und ausserdem eine Menge anderer Ausrüstungsgegenstände norwegischer Fabrikation, darunter eine 8000 Meter lange Lotleine. Diese Arbeiten nahmen uns zwei und einen halben Tag scharf in Anspruch. Im übrigen benutzten wir alle die Gelegenheit, uns mit einigen der hunderterlei Kleinigkeiten zu versehen, deren man auf einer langen Reise bedarf, die wir aber bisher vergessen hatten oder nicht hatten beschaffen können. Die Zeit wurde uns folglich nicht lang, und ausserdem befanden wir uns ja auch unter guten Freunden, die auf jede Weise ihr Interesse an unserm Unternehmen bekundeten. Auch hier erhielten wir allerlei Geschenke, darunter eins, das nicht vergessen werden darf, nämlich ein junges Kätzchen, das uns einige junge Damen der Stadt schenkten. Mehrere von den norwegischen Offizieren und Mannschaften hatten hier ihre Angehörigen,

1*

und als wir am Nachmittag des 19. Sandefjord verliessen, wiederholte sich eine ähnliche Szene wie die, die wir vor ein paar Tagen in Göteborg erlebt hatten.

Indessen nahmen wir hier nicht nur von aussenstehenden Freunden Abschied, sondern auch von einem der Mitglieder unserer Expedition selber, von demjenigen, der mir während der ganzen Planlegungs- und Ausrüstungszeit am nächsten gestanden hatte, dem Amanuensis J. Gunnar Andersson. Er hatte in erster Reihe an allen Arbeiten in Göteborg teilgenommen, musste uns nun aber verlassen, um seine akademischen Studien abzuschliessen, wenn auch nur für den Zeitraum von drei Monaten. Später wollte er dann nach den Falklands-Inseln reisen, um sich von dort aus, nachdem ich bei der Winterstation an Land gegangen war, der Expedition anzuschliessen und ihre Leitung zu übernehmen.

Jetzt ging die Fahrt wirklich gen Süden. Aus dem beginnenden Winter des Nordens sollten wir in wärmere Gegenden gelangen, in den Hochsommer der Tropen, bis wir die Sonne hinter uns liessen, und uns den Gegenden näherten, wo der Winter nimmer aufhört. Graue, schwere Luft ohne helfenden Wind umfing uns auf der Nordsee. Aber an Bord war alles Freude und Frohsinn, während diejenigen, die unser Fahrzeug bisher nicht kennen gelernt hatten, sich dort allmählich heimisch machten.

Von unserer Umgebung war in diesem Wetter nicht viel zu sehen. Während des ersten Tages war es freilich eine kleine Unterbrechung in dieser Einförmigkeit, als wir einem grossen dänischen Kreuzer begegneten, der in das Skagerack hineinbog. Kaum hatte er uns gewahrt, als er von seiner Bahn abwich und direkt auf uns zusteuerte. Wir waren alle auf Deck versammelt, verwundert, was das wohl zu bedeuten habe, und alle Gläser waren auf den Passanten gerichtet, als er uns mittels der Flaggen eine „Glückliche Fahrt" signalisierte. Wenn dieser Gruss leider niemals beantwortet wurde, so muss es zu unserer Entschuldigung dienen, dass wir uns am ersten Tage auf See befanden, wo eine Expedition, wie unsere, in der Regel noch nicht ganz seeklar ist; zuerst musste das Signalbuch gesucht werden, und als dieses Hindernis beseitigt war, stellte es sich heraus, dass die Flaggen in Unordnung waren. Später habe ich erfahren, dass es der Kreuzer „Heimdal" gewesen, der sich unter Befehl des berühmten Polarforschers, Kommandeur Hoogaard, auf der

Heimreise von Island befand und uns nun diesen letzten Gruss aus Gegenden brachte, wo die „Antarctic" sich so oft befunden hatte, und die ich selber einmal auf demselben Schiff besuchen sollte.

Am 23. Oktober landete ich spät in der Nacht im Hafen von Dover, während die „Antarctic" ihre Fahrt nach Falmouth fortsetzte, wo ich wieder mit ihr zusammentreffen sollte. Statt die lange Fahrt durch den englischen Kanal mitzumachen, wollte



Von erhabenem Standpunkt aus

ich nämlich ein paar Tage in London verbringen, wo noch eine Reihe von Instrumenten angeschafft werden sollte, und wo ich mit einigen Leuten, die sich für die Sache interessierten, zu sprechen wünschte. Mit gewohnter englischer Gastfreundschaft wurde ich von den leitenden Geographen empfangen, und die Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft veranstalteten mir zu Ehren ein Frühstück unter dem Präsidium von Sir Clement Markham. Hier hatte ich Gelegenheit, die hervorragendsten Vertreter der Südpolarforschung des Landes kennen zu lernen, und erhielt

viele Aufklärungen über die Anfang August mit der „Discovery" abgegangene Expedition.

Hier traf ich auch mit dem Leiter der geplanten schottischen Expedition, Mr. Bruce, zusammen. Einem Plan zufolge, der kurz nachdem ich den ersten Entwurf zu unserer Reise veröffentlichte, aufgetaucht war, sollte sich diese Expedition ungefähr nach demselben Gebiet begeben, wie wir, und die ursprüngliche Absicht war, dass wir gleichzeitig abgehen wollten, jedoch zwangen später entstandene Schwierigkeiten Bruce, seine Reise ein Jahr hinauszuschieben. So sah es denn nicht aus, als ob etwas aus der geplanten gemeinsamen Arbeit werden sollte. Mein hauptsächlichstes Interesse ging nun darauf hinaus, eine so genaue Verabredung wie möglich für den Fall zu treffen, dass uns irgend ein Unglück zustossen sollte, wo uns dann Mr. Bruce Hilfe leisten wollte. Wer konnte damals wohl ahnen, wie wenig in Zukunft daran fehlen würde, dass sich diese Verabredung verwirklichte, und dass wir während eines ganzen Winters Arbeiten und Beobachtungen auf Stationen ausführen sollten, die nur ein paar Breitengrade von einander entfernt lagen, Beobachtungen, die gerade dadurch ein einzig dastehendes Interesse für die Feststellung der meteorologischen Verhältnisse jener Gegend bieten.

In Bruces Begleitung legte ich dann die Fahrt nach Falmouth zurück, wo ich am Morgen des 26. Oktober anlangte, wenige Stunden, nachdem die „Antarctic" auf der Aussenreede vor Anker gegangen war. Unser Besuch in diesem Hafen hatte den Zweck, einen Vorrat von ungefähr 125 Tonnen Cardiff-Kohlen einzunehmen. Gleichzeitig musste die Ladung umgestaut werden, und wir hatten abermals ein paar arbeitsvolle Tage. Selbst die Gelehrten mussten an der Arbeit teilnehmen; war es doch von grosser Wichtigkeit, dass nichts von dem, was sie an Instrumenten und dergleichen während der Reise gebrauchen wollten, weit weggestaut wurde.

Der Kartograph der Expedition, Leutnant S. Duse, der so spät verpflichtet war, dass er sich uns nicht mehr in Skandinavien anschliessen konnte, traf hier draussen mit uns zusammen, und ich glaube, er war ziemlich erstaunt, als er die Unordnung an Bord erblickte. Dasselbe war wohl in noch erhöhtem Masse der Fall mit den übrigen Gästen, unter denen sich auch der schwedische Konsul mit Familie befand. Russ und Schmutz auf Deck infolge all des Kohlenstaubes, Kisten, Reservesteuer-

räder und alle die grossen Apparate rings umher, kunterbunt durcheinander; Bretter, Planken, Material für Observationen, Boote und alle möglichen Gegenstände oben auf den Galgen aufgestapelt; Matrosen, Kohlenarbeiter — ja, selbst die Gelehrten in russigen Arbeitskitteln, und dann schliesslich noch vierzehn beständig heulende, wilde grönländische Hunde — das war kein lieblicher Anblick, und die meisten, die uns sahen, mussten wohl zu der Anschauung gelangen, dass wir Wochen brauchen würden, um reisefertig zu werden.

Für uns, die wir so spät auf die Reise gekommen waren, handelte es sich indessen in erster Linie darum, nicht unnötigerweise das geringste von der Zeit zu vergeuden, die dort unten im Eise angewandt werden sollte, und dank der Energie unseres Kapitäns gelang es uns, schon am nächsten Abend die Ausfahrt anzutreten, vielleicht nicht ganz seeklar, das wäre unmöglich gewesen, aber doch in einer solchen Verfassung, dass keine Gefahr vorlag.

Die „Antarctic" hatte eine beschwerliche Reise gehabt, nachdem ich sie in Dover verlassen, und man meinte scherzend, in Zukunft dürfe ich mich nicht wieder von Bord entfernen. Im Kanal hatte man widrige Winde und Sturm gehabt, so dass das Schiff viele Stunden lang nicht von der Stelle konnte, und die Teilnehmer der Expedition hatten hier ihre erste Bekanntschaft mit der Seekrankheit gemacht. Aber das ist ja auf alle Fälle unvermeidlich und gibt den seefesteren Kameraden nur Anlass zu allerlei Scherzen, in die sich die armen Opfer finden müssen, so gut sie können.

Falmouth ist in klimatischer Hinsicht ein eigentümlicher Ort, und niemand würde vermuten, hier auf einem so nördlichen Breitengrad eine Vegetation von geradezu südländischer Üppigkeit zu finden. Es wird dies bewirkt durch die Nähe des Golfstromes im Verein mit dem feuchten Klima und dem Fehlen jeglicher Winterkälte. Für diejenigen Mitglieder unserer Expedition, die noch keine südlichen Gegenden besucht hatten, war es etwas ganz neues, hier in den schönen Gärten zwischen Gewächsen zu wandeln, die bei uns in der Heimat nur in Treibhäusern vorkommen.

Wie überall auf unserer Reise, wurden uns auch hier, in diesem, unserm letzten europäischen Hafen, viele Beweise des allgemeinen Interesses an unserm Unternehmen zu teil. Eine

Menge Glückwunschtelegramme hatte ich von der geographischen Gesellschaft, Freunden der Expedition und teilnehmenden Gelehrten empfangen, und hierher geruhte sogar Seine Majestät der König einen telegraphischen Glückwunsch für die Reise zu senden. Am Abend waren wir zu einem Fest an Bord des dänischen Panzers „Valkyrian" geladen, der im Hafen von Falmouth lag. Am Nachmittag lief hier eine Lustjacht ein, die Mr. Andrew Coates, dem berühmtesten der Mäcene der Bruce-Expedition, gehörte. Mr. Coates besichtigte in Begleitung von Mr. Bruce mit grossem Interesse unsere „Antarctic", deren Äusseres freilich unter den obengeschilderten Verhältnissen wohl kaum dem Ideal eines Expeditionsfahrzeuges entsprach. Als wir am Sonntag Abend nach Hereinbruch der Dunkelheit hinausdampften, ertönte von der Jacht ein Lebehoch für die Expedition, das wir mit kräftigen Hurrarufen beantworteten — und dann glitt die „Antarctic" allen Ernstes auf das Weltmeer hinaus.

In den ersten Tagen, die nun folgten, erforderte das Umstauen der Ladung noch schwere Arbeit an Bord. Und ein heftiger Sturm hätte uns zu diesem Zeitpunkt unberechenbaren Schaden zufügen können. Es war fast unmöglich, über die Unmenge von Sachen hinwegzukommen, die ausser den hundert Säcken Kohlen das ganze Deck einnahmen. Indes war die Stimmung vorzüglich, und in allen Abteilungen des Schiffes benutzte man diese Zeit eifrig, um sich mit denen bekannt zu machen, die nun auf so lange Zeit unsere Kameraden sein sollten. Im Gunroom wurde Lektüre und Arbeit häufig durch Scherze und Geplauder unterbrochen, und hin und wieder machten wir Musik auf dem mitgenommenen Phonographen. Die Mannschaft hatte ihre eigene Messe achtern. Ich hatte sie gleich zu Anfang gefragt, ob sie ihre Mahlzeiten mit uns im Gunroom einnehmen wollten, aber der Platzmangel und die Schwierigkeit, eine freie und für die Mahlzeiten passende Zeit zu finden, bewirkten, dass sie die oben erwähnte Einrichtung vorzogen, die dann auch dauernd bestehen blieb.

Am Abend des 30. Oktober hätte fast ein unglücklicher Zufall der ganzen Expedition ein Ende gemacht. Wir befanden uns mitten auf dem Golf von Biscaja, und obwohl der Wind nicht übertrieben stark wehte, hatten wir heftige Dünung. Wir sassen unten im Gunroom mit Kartenspiel und anderm ähnlichen Zeitvertreib beschäftigt, als das Schiff plötzlich ein paar Mal un-

gewöhnlich stark schlingerte, so dass alles, was auf dem Tische stand, heruntersegelte. In der Stimmung, in der wir uns gerade befanden, erregte dies nur allgemeine Heiterkeit, in die alle, deren Beschäftigung so unbarmherzig unterbrochen war, lebhaft einstimmten. Da ertönte plötzlich der unheimliche Ruf: „Feuer! Feuer!" Mit einem Schlage verstummte alle Heiterkeit, und alles stürzte auf Deck, der Kapitän voran. Unten im Lastraum sahen wir kleine Flammen zwischen den Tonnen züngeln, aber das Feuer war bereits fast gelöscht, erstickt von allerlei nassen Gegenständen, die von oben hinunter geworfen wurden. Die Gelehrten kamen aus dem Gunroom heraufgestürzt, ein jeder mit irgend etwas in der Hand, um sich an dem Löschwerk zu beteiligen. Einer von ihnen hatte seine Waschkannen ergriffen, deren eben benutzter Inhalt schnell in den dunklen Raum hinuntergeschleudert wurde und — sich über das Gesicht des Segelmachers ergoss, der aus seiner Kammer stürzte, um ebenfalls zu helfen. — Nun, bald hatte sich alles in Scherz und Freude aufgelöst, aber als wir die Sache später genauer untersuchten, stellte es sich heraus, dass das Feuer ein grosses Spiritusfass angezündet hatte, das fast durchgebrannt war. Rings umher lagen mehrere andere Fässer mit Spiritus oder Petroleum. Hätte es nur ein paar Minuten länger gebrannt, so wäre der ganze Vorrat explodiert, und wahrscheinlich würde niemand von uns gerettet worden sein. Das Feuer war dadurch entstanden, dass eins der Fässer infolge des Schlingerns ins Rollen geraten war und gegen eine an der Decke hängende Laterne gestossen hatte, so dass diese heruntergefallen war und das Photogen entzündet hatte.

Immer mehr näherten wir uns jetzt den wärmeren Strichen. So nach und nach hatten wir jetzt angefangen, die wissenschaftlichen Arbeiten in Angriff zu nehmen, die sich zu dieser Zeit darauf beschränkten, dass wir täglich vier- bis sechsmal das Schöpfnetz auswarfen, um Proben von dem Plankton des Meeres einzusammeln, dieser so unendlich reichen, in der Regel dem unbewaffneten Auge fast unsichtbaren Tier- und Pflanzenwelt, die auf der Oberfläche treibt, allen Strömungen des Meerwassers hierhin und dorthin folgend. Aber die Unsichtbarkeit gilt nur für den Tag, zu nächtlicher Zeit verbreiten viele von diesen Wesen einen Schein um sich, der das sogenannte Meerleuchten verursacht, und dessen wunderbare Pracht man nirgends besser zu beobachten Gelegenheit hat, als auf einer Reise wie diese. Steht

man an einem der warmen Abende in den Tropen auf Deck, während der leichte Passatwind das Wasser kräuselt, so sieht man die kleinen Wogen oft von einem Schaum aus Feuer gekrönt, während das Meer um das dahingleitende Schiff zu einer einzigen funkensprühenden Masse verwandelt wird, die den strahlenden Sternenhimmel über unserm Haupt an Pracht weit übertrifft. Bald sieht man im Wasser unzählige, einzelne, wie Sterne glänzende Punkte, bald sind es grosse, leuchtende Klumpen, die an Meteore erinnern, auch kann es vorkommen, dass das ganze aufgewühlte Kielwasser in eine Feuermasse verwandelt zu sein scheint. Wenn man den Ketscher in das Wasser auswirft, verleihen ihm die eingefangenen Tiere das Aussehen eines einzigen Feuerklumpens. Oben im Laboratorium hat dann der Zoologe eine langwierige Arbeit mit dem Durchsehen und Sortieren dieser Ernte, die er einer Schar hochinteressierter Zuschauer vorzeigt.

Diese hellen Sommerabende sind für uns die angenehmsten Stunden des Tages, und man lässt sich gerne irgendwo auf Deck nieder, um das Schauspiel zu betrachten, das uns umgibt. Über uns wölbt sich der tropische Sternenhimmel, der reichste, den die Welt besitzt, an dem auch die im Norden bekannten Sterne mit einem ungewöhnlichen Glanze strahlen. Aber was dort oben hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt, ist eine eigentümlich prachtvolle Zusammenstellung von den drei grossen Planeten: Venus, Jupiter und Saturn, die alle dicht neben einander stehen. Man kann sich nicht enthalten, vergangener Zeiten zu gedenken, wo der allgemeine Glaube herrschte, dass die Sterne das Geschick der Welt lenkten, und man wundert sich, was uns diese Sterne wohl sagen, unter deren Zeichen wir unsere Fahrt begonnen haben. Verheissen sie uns glänzende Entdeckungen, oder wollen sie uns nur sagen, dass unser „ungewöhnliche Gefahren, Mühen und Beschwerden" harren? Aber sie bleiben uns die Antwort auf unsere Frage schuldig; ebensowenig wie andere Menschen, können wir die Rätsel der Zukunft lösen.

Allmählich empfinden wir die Wärme schon drückender. Wir haben auf unserer ganzen Reise ungewöhnlich wenig Hilfe von dem Wind, die Kohlen sind auch nicht die besten, und unser Vorrat davon verringert sich schnell. Am 6. November passieren wir Madeira in einer Entfernung von ungefähr siebzig Seemeilen, ohne irgend etwas von der Insel zu sehen. Wir fangen jetzt schon an, uns wieder danach zu sehnen, Land zu sehen,

und diese Sehnsucht, im Verein mit der Kohlenfrage war die Ursache, dass wir beschlossen, den Kurs auf St. Vincent zu richten, um dort einen mehrstündigen Besuch abzustatten.

Früh am Morgen des 14. November konnten wir durch die nebelige Luft das hohe Ufer der San Antonio-Insel erkennen, und nun ging es unserm Ziel schnell entgegen. Unendliche Scharen von fliegenden Fischen, mehr als wir jemals gesehen, begegneten uns hier. Kurz vor der Hafeneinfahrt begegneten wir einem grossen deutschen Kriegsschiff, mit dem wir Flaggen-



Die Wärme macht sich fühlbar

grüsse austauschten, und dann, gegen 1 Uhr, gingen wir in vollem Flaggenschmuck im Hafen vor Anker. Es ist ein wunderbares Bild südländisch bewegten Lebens, das uns hier entgegentritt. In wenigen Minuten sind wir von einem Schwarm von Booten umgeben, die nur den Besuch des Arztes abwarten, um sich über uns zu stürzen und uns nun draussen vom Wasser her in allen möglichen Sprachen anrufen. Sobald der Zutritt freigegeben, ist das Verdeck in einem Augenblick mit Weissen, Mulatten und Negern überschwemmt, die ihre Waren anbieten, und der Kapitän weiss sich nicht zu retten vor ihren Zurufen. „Das ist nicht der rechte, er lügt, hört ihn nicht an, seht meine Preise

an, ich bin der rechte, kauft von mir, ich verkaufe am billigsten," so tönt es durcheinander.

Wir haben jedoch keineswegs die Absicht, grosse Einkäufe zu machen, nur einige Kohlen und Wasser und allerlei frischen Proviant wollen wir einnehmen: Früchte, Fleisch und Gemüse, und die Wahl der Firmen war bald getroffen. Dann wurde eines unserer Boote ausgesetzt, mit vier Mann bemannt und, die schwedische Flagge führend, glitten wir dem Ufer zu, wo uns neue Scharen entgegenkamen, ebenso lebhaft wie die, denen wir soeben entronnen waren. Diesmal ist es hauptsächlich Jugend, junge Burschen in der leichtesten Bekleidung schreien uns die Ohren voll, wetteifernd, von uns erwählt zu werden, uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Es war keine Kleinigkeit, sich durch diese lebendige Masse hindurchzudrängen, aber schliesslich gelang es uns doch.

Unser erster Besuch galt dem Posthause. Wir hatten erfahren, dass noch am selben Tage ein Dampfer nach Europa abgehen sollte, und man kann es uns nicht verdenken, wenn einer der wichtigsten Gründe für unsern Aufenthalt hier eigentlich der Wunsch war, allen den sehnsüchtig Wartenden daheim ein wenig Nachricht über den ersten Teil unserer Reise zukommen zu lassen. Kapitän Larsen und ich machten dann allerlei Geschäftsbesuche, und schliesslich wanderten wir ungestört in der Stadt umher, mit ein paar kleinen Jungen als Wegweiser. Wenn man weiss, dass man sich auf dem Wege zu Gegenden befindet, wo das Eis niemals schmilzt, war es ein besonderer Genuss, hier, gleichsam auf der Schwelle dorthin, noch ein wenig von dem freien Leben der Tropen geniessen zu dürfen. Die Stadt ist nur eine Sammlung von niedrigen Wohnhäusern, grösstenteils Lehmhütten, in denen man leichtgekleidete Männer und Frauen sieht, während die kleinen Kinder in der Regel ganz nackt gehen. Das Klima der Insel ist sehr trocken und die Vegetation dürftig, wenn man auch hier und da einige Palmen und andere tropische Gewächse sieht. Auf dem Fischmarkt erstanden wir im Interesse des Zoologen eine vollständige Sammlung aller dort befindlichen Arten; auch den Fruchtmarkt besuchten wir, aber mit geringer Ausbeute, denn ausser Bananen und Apfelsinen fanden wir nichts, was den Gaumen reizen konnte.

Allmählich schlugen wir wieder den Weg nach der Brücke ein, wo wir uns alle versammelten. Jetzt folgte eine lebhafte



Wir erhalten Besuch im Hafen von San Vincent

Szene, indem alle, die nur die geringste Berührung mit uns gehabt, sei es auch nur, dass sie uns um etwas angebettelt hatten, sich um uns drängten, um eine Bezahlung zu erhalten. Diejenigen, die nicht erwarten konnten, auf andere Weise etwas zu bekommen, stürzten sich ins Wasser und schrien nach Kupfermünzen; und wenn man ihnen eine Kleinigkeit zuwarf, so tauchten sie wie die Fische. Alles ist Leben und Bewegung, Rufen und Lachen, aber die Zeit enteilt, und wir müssen weiter. Bald sitzen wir wieder im Boot, während die Dämmerung der Tropen plötzlich auf



Vertreter tropischer Natur

uns herabsinkt. Eine kleine Weile später befinden wir uns wieder an Bord der „Antarctic", und sieben Stunden nach unserer Ankunft ist der Anker gelichtet, und die Fahrt geht weiter gen Süden.

Vor uns liegt nun ein langer, einförmiger Monat. Es ist nicht dasselbe, ob man die Reise durch die Tropen auf einem engen, dunkeln, langsamen Schiff zurücklegt, oder auf einem modernen Schnelldampfer. Die einzigen, denen es vielleicht gleichgültig sein kann, sind die armen Maschinisten, die in beiden Fällen in einer Hitze von ungefähr vierzig Grad leben müssen. Im Gunroom und in den Kojen haben wir nicht viel mehr als dreissig Grad, aber das ist auch schon ziemlich arg. Man trinkt ungeheure Mengen, aber

was nützt das, da wir kein Eis haben und auf keine andere Weise die Getränke abkühlen können. Die Nächte sind wundervoll, aber zum Schlafen eignen sie sich nicht. Die meisten versuchen auf Deck zu schlafen, wo sie einen passenden Platz finden können, auf der Kommandobrücke, oder zwischen den Brettern und Galgen und an andern Stellen. Aber dann wird man vielleicht von einem Regenschauer überrascht, und wenn das Wasser nicht von oben kommt, so kann man doch riskieren, einen unfreiwilligen Übergus zu bekommen, wenn das Deck am Morgen gespült wird.



Strassenszene in San Vincent

Ebenso unangenehm wie dieses Sturzbad, ebenso beliebt sind die freiwilligen Bäder, und die machen auch nicht viel Mühe, da die Kleidung ja im allgemeinen sehr leicht und sehr einfach ist.

Es befanden sich indes an Bord Geschöpfe, denen es weit schlimmer erging als uns, und denen nicht einmal unsere Möglichkeiten, sich dem Klima anzupassen, zur Verfügung standen. Das waren unsere grönländischen Hunde. Ursprünglich waren es vierzehn gewesen, darunter einige erst halb ausgewachsene, und ausserdem eine Anzahl junger Hunde, die aber bei dem ersten Sturm im Kanal jämmerlich totgeklemmt wurden. Aber auch mit den übrigen hatten wir Unglück; mehr als die Hälfte waren um diese Zeit

bereits tot, und die überlebenden waren in einer traurigen Verfassung. Schon vor unserer Abreise aus Falmouth machte sich unter den Hunden Krankheit bemerkbar, und zwei von ihnen starben am 30. Oktober. Man kann daher der Hitze nicht ausschliesslich Schuld geben, es mag Hundeseuche oder eine ähnliche Krankheit gewesen sein, die sich die Tiere während des Aufenthaltes in Schweden zugezogen hatten. Als wir in die Tropen kamen, wurde die Sache noch schlimmer, und was unter andern Verhältnissen vielleicht nur ein vorübergehender Zustand gewesen wäre, ward hier zu tödlicher Krankheit, der fast die ganze Schar erlag. Als wir schliesslich wieder in kältere Gegenden gelangten, waren nur noch vier Hunde am Leben.

Aber auch die bisher noch gesunden Tiere litten sehr unter der Hitze, die sie bisher noch niemals kennen gelernt hatten. Ich vermute, dass sibirische Hunde, die ja an wärmere Sommer gewöhnt sind, geeigneter gewesen wären, als unsere Grönländer. Als wir in kälteren Gegenden waren, ertönte ununterbrochenes Geheul, sobald die Wellen über das Deck hin spülten; jetzt lagen sie ganz ruhig und still da, keuchend, die Zunge lang aus dem Halse hängend. An Haustieren hatten wir nur die norwegische Katze an Bord, die gut gedieh und sich am liebsten unten in den Kojen aufhielt.

Wir versuchten, so gut es ging, Abwechslung in die Einförmigkeit unseres Lebens zu bringen. Einer der grössten Festtage war selbstverständlich der 23. November, der Tag, an dem wir die Linie passierten. Für uns war dies ja der Eintritt in die Halbkugel, auf der unser eigentliches Arbeitsfeld lag. Der Wind war uns fast strikt zuwider, und die Fahrt war infolgedessen sehr schlecht, so dass wir den Äquator in Wirklichkeit erst in der folgenden Nacht passierten; aber schon um zwei Uhr nachmittags langte Neptun auf unserm Schiff an, in Ölzeug, mit einem langen, weissen Bart, einer Krone auf dem Kopf, und den Dreizack in der Hand, gefolgt von einem glänzenden Stab, dessen Kleidung sich allerdings hauptsächlich in negativer Richtung auszeichnete, ohne jedoch infolgedessen weniger leuchtend und prächtig zu sein. Übrigens waren fast alle an Bord Anwesenden kostümiert und in den buntesten Farben bemalt. Leutnant Duse fungierte als Barbier und war zu diesem Zweck mit einem kolossalen hölzernen, mit Staniol überzogenen Rasiermesser versehen. Einer nach dem andern wurden alle die Opfer vorgeführt,

die die Linie noch nicht passiert hatten; ein Mann stand bereit, sie mit einer gewaltigen Bürste einzuseifen, und dann wurden sie, plumps, in das grosse zoologische Bassin getaucht, das zum Taufbecken avanciert war. Als diese Zeremonie beendet war, entstand ein allgemeiner Krieg, und nicht viele entgingen dem Schicksal, in das Bassin getaucht zu werden, in dem zuweilen drei bis vier Personen gleichzeitig lagen und plätscherten. Mitten während dieses Spiels überraschte uns ein heftiger Regenschauer, der jedoch die Freude nur wenig störte, und jedenfalls konnte uns das Wasser keinen grossen Schaden tun, ausgenommen, dass es uns hinderte, eine gute photographische Aufnahme von der ganzen Szene zu machen. Um fünf Uhr folgte ein grossartiges Diner, das feinste, das wir bisher an Bord der „Antarctic" eingenommen hatten, mit vom Phonographen ausgeführter Tafelmusik, und erst spät in der Nacht nahm das Fest ein Ende.

Nachdem wir den Äquator passiert hatten, kamen sehr arbeitsreiche Tage für uns mit Umpacken und Umstauen der Ladung, um die Sachen, die für die Winterstation oder früher benutzt werden sollten, von dem, was auf dem Schiff zurückbleiben sollte, zu sondern. Wir nahmen alle an diesen Arbeiten teil, die keineswegs zu den angenehmsten gehörten, bei der fürchterlichen Hitze unten in dem engen Lastraum; alle, die von dort heraufkamen, waren fast unkenntlich infolge von Russ und Schmutz. Ich glaube, nicht viele von unsern Bekannten in der Heimat hätten uns in diesem Zustande kennen wollen, und doch sollte für mehrere von uns eine Zeit kommen, wo sie noch mehr wie Wilde aussehen sollten als jetzt.

Je südlicher wir kamen, um so eifriger widmeten wir uns unsern wissenschaftlichen Arbeiten. Hierzu kann man jedoch wohl kaum rechnen, dass wir uns, so oft wir Gelegenheit dazu hatten, bemühten, Delphine, Haifische und dergleichen zu harpunieren, was uns freilich niemals gelang. Aber die Planktonarbeiten und das Einsammeln von Wasserproben wurden regelmässig vorgenommen, und mehrmals stoppten wir auch, um Grundlotungen vorzunehmen. Der erste Schleppnetzzug wurde erst am 12. Dezember vorgenommen, als wir uns schon vor der Mündung des La Plata befanden. Wir hätten dieser Arbeit gern mehr Zeit gewidmet, aber wichtiger als alles andere war es ja doch, unser eigentliches Arbeitsfeld vor Ablauf des Sommers zu erreichen.

Unser nächstes Ziel war Buenos Aires, wo wir uns endgültig mit den Vorräten versehen wollten, die wir für die Expedition gebrauchten. Am 14. Dezember kam die niedrige, sandige Küste von Uruguay in Sicht, und in der Frühe des nächsten Morgens waren wir in der Mündung des Flusses, wo wir uns fast auf einer der Sandbänke festgelaufen hätten. Am Nachmittag passierten wir Montevideo, und gleich darauf kam der Lotse an Bord.

Das Wetter war an diesem Tage sehr wechselnd, bald frische, widrige Winde, bald heftige Böen aus allen Himmelsstrichen.



Hafenpartie in Buenos Aires

Gegen Abend entrollte sich uns eines der schönsten Gemälde, die ich jemals gesehen habe. Der Himmel bezog sich schnell mit aufeinander getürmten Haufenwolken, die in allen Abtönungen von Gelb, Braun und Blaugrau flammten; Blitze durchzuckten unaufhörlich die Luft und erhellten das Schiff und die Umgebung, als sei es mitten am Tage. Dies währte einige Stunden, aber noch lange wetterleuchtete es fast ununterbrochen am Horizont.

Früh am nächsten Morgen waren wir wieder auf den Beinen, um die Einfahrt von Buenos Aires zu sehen. Gegen fünf Uhr passierten wir die Stadt La Plata, und nun nahm der Verkehr von Booten, die kamen und gingen, mehr und mehr zu. Vor uns



Auf dem Deck der »Antarctic« bei Tropensonne

lag gleichsam ein Wald von Masten, hinter denen Häuser und Türme aufragten. Um acht Uhr morgens erreichten wir die Aussenreede, wo uns das Bugsierboot entgegenkam. Durch die lange, mit grossen Kosten angelegte Rinne, die die Einfahrt in die Hauptstadt der südlichen Halbkugel vermittelt, gelangten wir in wenig mehr als einer Stunde dorthin, und bald darauf lagen wir an einem Platz in dem äussersten Hafenbassin vertäut.

II.

Von Buenos Aires nach den Süd-Shetlandsinseln.

In Buenos Aires. — Die Teilnehmer an der Expedition. — Das Weihnachtsfest. — Die Falklandsinseln. — Die argentinische Station auf der Staateninsel. — Die Überfahrt über den Drakesund.



Buenos Aires, die bevölkertste Stadt der südlichen Halbkugel, mit augenblicklich ungefähr 900 000 Einwohnern, war mir von einem früheren Besuche wohlbekannt. Man kann Buenos Aires nicht eine schöne Stadt im eigentlichen Sinne nennen, das verbietet seine Lage, aber alles, was menschliche Kunst und Arbeit zu bewerkstelligen vermögen, ist hier in weitestem Umfange geschehen. Prachtvolle moderne Strassen und Plätze, stattliche Villenstädte, grossartige Parks und südländisch üppige Vegetation, öffentliche Kunstwerke jeglicher Art bilden den Rahmen für ein Bild von wunderbarer Lebhaftigkeit; ein Gewimmel von Menschen und Fuhrwerken, von elektrischen Strassenbahnen, die die Stadt nach allen Richtungen hin durchkreuzen, und eleganten Privat-Equipagen bis zu den bedeutend einfacheren Droschken und den zahlreichen Arbeitswagen. Bei jedem Schritt, den man tut, kann man merken, dass man eine Stadt vor sich hat, in der grosse Reichtümer aufgehäuft sind, und man kann wohl sagen, dass der Luxus hier weit mehr in die Erscheinung tritt, als in irgend einer

europäischen Stadt von entsprechender Grösse. Jedenfalls sind es sehr angenehme Gefühle, mit denen man sich in das Gewühl einer der Hauptstrassen mischt, und dies ganze elegante Publikum betrachtet, das in seinen Equipagen langsam vorüberfährt. Und die Damen von Buenos Aires sind nicht nur elegant, sie können es auch in Bezug auf persönliche Reize mit den Schönsten jeglichen Landes aufnehmen. Musste sich uns unter diesen Verhältnissen nicht mit ganzer Macht der Gedanke aufdrängen, dass dies der letzte Schimmer von Schönheit und Luxus und Anmut war, der uns für lange Zeit beschieden sein sollte, und dass wir jetzt im Begriff standen, auf alles das zu verzichten, was im eigentlichen Sinne zu der Notdurft des Lebens gehört?

Aber wir hatten kaum Zeit, uns solchen Gedanken hinzugeben; durch die menschenbelebten Strassen eilten wir alle auf das schwedisch-norwegische Konsulat, wo wir von Konsul Christophersen auf das herzlichste empfangen und zum Frühstück eingeladen wurden. Für mich und Kapitän Larsen war es eine unabweisbare Notwendigkeit, uns bald in unsere Arbeit zu stürzen, so dass die Expediton so schnell wie möglich in stand gesetzt würde, auch diese Stadt hinter sich zu lassen. Unsere Kameraden hatten mehr Zeit, das Leben zu geniessen, und bald machten sie im Kreise neu erworbener landsmännischer und ausländischer Freunde Pläne, wie die kurze Zeit, die für diesen Ort berechnet war, am besten auszunutzen sei; teils wollte man die Stadt von allen Seiten kennen lernen, teils Ausflüge in die Umgegend machen bis hinaus in das offene argentinische Land mit seinem Leben und seiner Natur, die so ganz verschieden von allem sind, was wir in der Heimat gesehen haben.

Mein Hauptinteresse war vorläufig darauf gerichtet, die Bekanntschaft eines neuen Mitgliedes der Expedition zu machen, das hier mit uns zusammentreffen sollte. Es war der Maler Mr. F. W. Stokes, ein Kind der grossen nordamerikanischen Republik, der bereits Pearys Überwinterungsexpedition 1893—94 mitgemacht hatte, und auf eigene Kosten an unserer Fahrt teilnehmen wollte. Es war schon lange mein Wunsch gewesen, dass ein Maler uns begleiten sollte, und ich war deswegen sehr erfreut, als Mr. Stokes mir schrieb und sich erbot, mit uns zu kommen, um so mehr, als uns voraussichtlich auch seine Erfahrungen in Bezug auf arktisches Winterleben zu statten kommen würden. Es war ursprünglich unsere Absicht, ihn bei der Überwinterungs-

abteilung zurückzulassen, aber, wie wir später sehen werden, kam diese Absicht nicht zur Ausführung.

Unserm Plane gemäss, handelte es sich darum, hier in Buenos Aires allerlei Proviant anzuschaffen, namentlich Mehl, Butter, sowie getrocknetes und konserviertes Fleisch, das hier in Argentinien für den Export fabriziert wird und deswegen billig zu haben ist, wozu der noch weit wichtigere Umstand kam, dass man darauf rechnen konnte, die Ware in besserem Zustand zu erhalten, da man hierdurch den gewöhnlichen Transport durch die Tropen umging. Diese Anschaffungen machten keinerlei Schwierigkeiten, ebenso wenig wie der Einkauf der unzähligen andern Artikel, die wir nötig hatten. Anders verhielt es sich freilich mit dem wichtigsten unserer Ausrüstungsartikel, mit der Kohle. Der Grund hiervon war, dass gerade ein grosser Streik unter den Hafenarbeitern herrschte, jedoch gelang es mir, diese Schwierigkeit zu überwinden, indem ich mich direkt mit den Streikenden in Verbindung setzte, die denn auch bereitwillig, mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse, uns die nötigen Arbeitskräfte zur Verfügung stellten. Und so kamen denn die Kohlen glücklich an Bord.

Da war indes eine andere Frage von noch grösserer Wichtigkeit, und diese hatte mich im Grunde veranlasst, Buenos Aires als Stützpunkt und Ausfahrtshafen zu wählen. Schon im Juli hatte ich von dem Chef des argentinischen Observatoriums auf der Staateninsel, das mit den drei Südpolarexpeditionen zusammen arbeiten sollte, einen Brief mit der Anfrage erhalten, ob es nicht möglich sei, dass ein Marineoffizier als Vertreter der argentinischen Regierung sich unserer Expedition anschliessen könne.

Auch hierauf antwortete ich mit Freuden ja; stand ich doch hiermit vor der Verwirklichung eines langgehegten Wunsches, nämlich die südamerikanischen Völker für die Sache zu interessieren; aus leicht begreiflichen Gründen konnten gerade sie, weit eher als wir Europäer, bedeutende rein geographische Vorteile davon haben, wenn sie ihrerseits an der Erforschung der Polarländer mitwirkten. Bisher hatte ich diese Anfrage so aufgefasst, als wollte sich der argentinische Offizier an der Dampferexpedition beteiligen. Als ich nun in Buenos Aires bei meinem Besuch beim Marineminister Sr. Betbeder erfuhr, dass es der besondere Wunsch der Regierung sei, der Offizier möge bei der

Winterstation zurückbleiben, so stiegen mir doch einige Bedenken auf. Ich sah vollkommen die unerhörte Verantwortung und die Schwierigkeiten ein, die daraus entstehen konnten, wenn wir einen vollkommenen Fremdling, der keine Ahnung davon hatte, was eine Überwinterung im Eise bedeutete, in unsern Kreis aufnahmen. Aber ich wollte doch nicht gleich nein sagen, sondern erst den Besuch des jungen Offiziers abwarten, den mir der Minister in



Leutnant J. M. Sobral

Aussicht stellte. Früh am Morgen des 17. Dezember traf ich zum ersten Male mit dem damaligen Unterleutnant José M. Sobral zusammen. Er erschien mir so einfach und zugänglich, so interessiert und unerschrocken, dass ich sofort alle Bedenken fahren liess und beschloss, den Versuch zu wagen, worauf die Frage schon am selben Tage endgültig entschieden wurde.

In Anerkennung dieses Entgegenkommens versprach uns die Regierung dann, unsere Expedition auf jede Weise zu stützen. Für den Augenblick hatten wir nichts besonderes nötig, aber die

grossartige Weise, in der das Land später das gegebene Versprechen einlöste, ist ja jetzt weltbekannt.

Natürlich nahmen alle diese Verhandlungen mehrere Tage in Anspruch, und während dieser Zeit lag die „Antarctic" auf ihrem Platz im Dock, wo sie von einem ununterbrochenen Strom von Besuchern aller Nationalitäten und Gesellschaftsklassen in Anspruch genommen wurde. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, dass die Vertreter der Presse unter ihnen eine grosse



Beim Photographieren in Buenos Aires

Rolle einnahmen, auch wurden wir von Photographen überschwemmt, die uns in allen möglichen Gruppen und am liebsten in Polaranzügen zu verewigen wünschten. Wir taten deswegen unser bestes, um des Morgens so früh, wie nur möglich, vom Schiffe fortzukommen, aber es war nicht immer so leicht, denen zu entgehen, die uns suchten. Es muss indessen dankbar anerkannt werden, dass dies alles nur einzelne Züge des allgemeinen Wohlwollens waren, das uns hier in Buenos Aires entgegengebracht wurde.

Am 20. Dezember hatten wir endlich den grössten Teil unserer dortigen Arbeiten abgeschlossen. Wir hatten von verschiedenen Seiten Einladungen für die letzte Nacht erhalten, und alle, denen es nur irgendwie möglich war, benutzten diese letzte Gelegenheit, um Abschied von den Genüssen einer Grossstadt zu nehmen. Als ich gegen Morgen in Gesellschaft des Kapitäns an Bord kam, war das Kohlen gerade beendet. Wir machten uns nun schnell an den Abschluss unserer Angelegenheiten, auch nicht eine Stunde sollte unnötig versäumt werden. Kaum hatten die letzten Arbeiter das Schiff verlassen, als auch schon die Maschine in Gang gesetzt wurde, und bereits um sechs Uhr des Morgens trat die „Antarctic" ihre Fahrt nach den Eismassen des Poles an, unter den Abschiedsgrüssen einer Menschenmenge, die sich trotz der frühen Morgenstunde am Kai versammelt hatte. Durch die enge Hafenmündung und den fast meilenlangen, ausgebaggerten Hafenkanal, glitten wir auf den gelben Wassermassen des gewaltigen Stromes dem Meere zu.

Das Personal, das sich jetzt an Bord befand und also wenigstens an einem Teil der antarktischen Arbeiten teilnehmen sollte, war das folgende:

N. Otto G. Nordenskjöld, geboren 1869, Dozent der Geologie an der Universität Upsala; Chef der Expedition.

Carl Anton Larsen, Führer der „Antarctic", geboren in Norwegen 1860. Er hatte während vieler Jahre Fangschiffe auf dem Eismeer geführt und zuletzt einer Walfischfangstation in Finmarken vorgestanden, sich aber namentlich berühmt gemacht durch seine beiden Fang- und Entdeckungsreisen im südlichen Eismeer in den Jahren 1891 und 1892.

Axel Ohlin, geboren 1867, seit 1896 Dozent der Zoologie an der Universität Lund. Dozent Ohlin, ein ungewöhnlich begabter Mensch und selten guter Kamerad, hatte schon früher an Entdeckungsreisen nach Grönland, dem Feuerland und Spitzbergen teilgenommen, ward aber leider durch Krankheit gezwungen, die Expedition im Jahre 1902 zu verlassen und starb 1903 in Schweden.

S. A. Duse, geb. 1874, seit 1898 Leutnant im Norrland-Artillerieregiment, wo er jetzt Hauptmann ist, begleitete unsere Expedition als Kartograph und leitete zeitweise die meteorologischen und hydrographischen Arbeiten an Bord.

K. A. Andersson, geb. 1875, Kandidat der Philosophie, leitete in Gemeinschaft mit Dozent Ohlin die zoologischen Arbeiten.

Gösta Bodman, geb 1875, Lizentiat der Philosophie, leitete an Bord der „Antarctic“ die hydrographischen und meteorologischen Arbeiten und hatte sich der Expedition namentlich angeschlossen, um auf der Winterstation den magnetischen und meteorologischen Observationsarbeiten vorzustehen.

Erik Ekelöf, geb. 1875, Kandidat der Medizin, Arzt der Expedition, daneben Bakteriolog.

Carl Skottsberg, geb. 1880, Kandidat der Philosophie, Botaniker.

F. W. Stokes, Nordamerikaner, Landschaftsmaler, Teilnehmer an Pearys Grönlandsexpedition 1893—94.

José M. Sobral, geboren in Argentinien 1880 von spanischen Eltern, Unterleutnant, später Leutnant in der argentinischen Marine, Teilnehmer an den meteorologischen, magnetischen, astronomischen und hydrographischen Arbeiten.

F. L. Andreassen, geb. in Norwegen 1858, erster Steuermann der „Antarctic“, hat als Steuermann und Kapitän alle Meere der Erde befahren und zuletzt, 1901, an der Grönlandsfahrt des Polardampfers „Belgica“ teilgenommen. Verheiratet.

H. J. Haslum, geb. in Norwegen 1856, begab sich zum 28. Male auf die Eismeerfahrt, die bisher stets den nördlichen Polargegenden gegolten hatten, wo er auch auf der „Antarctic“ Steuermannsdienste verrichtet hatte. War während unserer Reise zweiter Steuermann.

Anders Karlson, geb. 1864, seit vielen Jahren in Norwegen ansässig, erster Maschinist.

Georg Karlson, Sohn des ersteren, geb. in Norwegen 1883, zweiter Maschinist.

Axel R. Reinholdz, geb. 1873, dritter Steuermann.

G. F. Schönbäck, geb. 1879, Steward, hatte als Koch an der Polarexpedition mit der „Antarctic“ im Jahre 1898 teilgenommen.

Anton Olsen Ula, geb. in Norwegen 1861, Bootsmann, alter Polarfahrer, hatte auch an Kapitän Larsens Südmeerfahrten teilgenommen. Verheiratet.

Ole Johnsen Björnerud, geb. in Norwegen 1868, Schmied.

Ole Jonassen, geb. in Norwegen 1874, Teilnehmer an zahlreichen Walfischfangfahrten, darunter nach dem südlichen Eis-

meer 1891 und 1892, hatte auch als Heizer an Bord der „Stella Polara" während ihrer Polarexpedition Dienste getan und an verschiedenen Schlittenfahrten teilgenommen. Er war besonders für die Überwinterungsabteilung angeheuert.

Toralf Grunden, geb. in Norwegen 1874, hatte weite Seereisen gemacht, auf denen er mehrmals als Walfischfänger das Eismeer besucht hatte.

Ole Olausen, geb. in Norwegen 1880, Segelmacher.

Ole Christian Wennersgaard, geb. in Norwegen 1881, hatte das Steuermannsexamen abgelegt und war ein besonders guter Seemann, voll Interesse für alle während der Expedition vorkommenden Arbeiten. Erkrankte während der Überwinterung auf der Paulet-Insel und starb am 7. Juni 1903.

Gustaf Aakerlundh, geb. 1883, Teilnehmer an der Überwinterungsabteilung auf Snow Hill.

Axel Andersson, geb. 1876, Koch.

Carl Johanson und

Wilhelm Holmberg, Heizer.

Dazu kamen noch zwei aus Schweden mitgebrachte Matrosen, sowie ein in Buenos Aires angeheuerter Zimmermann, die nach der Rückkehr von der ersten Sommerreise abgemustert wurden. Alles in allem belief sich danach das Personal beim Aufbruch aus Buenos Aires auf 29 Personen.

Von nun an sollte unsere wissenschaftliche Tätigkeit allen Ernstes beginnen, wenn wir auch fortdauernd bestrebt sein mussten, so schnell wie möglich vorwärts zu gelangen. Am 23. Dezember, ehe wir noch die seichte Küstensandbank vor dem La Plataflusse verlassen hatten, machten wir in einer Tiefe von ungefähr fünfzig Metern einen Dredschzug. Frühere Expeditionen, die hier gearbeitet, hatten ein überraschendes Ergebnis erzielt, und auch wir gewannen eine reiche Ausbeute, die unsern Zoologen eine Menge zu tun gab. Ein paar Tage später, als wir uns auf 47° s. Br. und 58° w. L. befanden und auf tiefes Wasser hinausgelangt waren, nahmen wir eine Reihe Wasserproben mit Temperaturbestimmungen bis hinab zu einer Tiefe von 1000 Metern. Wir führten zwei Eimer nach Professor O. Petterssons Modell mit Abänderungen nach Nansens Vorschlägen auf der Expedition mit uns. Die Wasserproben wurden in einem Zylinder heraufgeholt, der von mehreren Isolierschichten umgeben war, die verhindern sollten, dass das Wasser durch die Er-

wärmung der oberen Meeresschichten seine Temperatur verändere. Diese wird von einem in den Zylinder hinabgeschobenen Thermometer angegeben, auf dem die Temperatur bis fast auf einen hundertstel Grad abzulesen ist. In dieser seiner neuen Form war der Apparat in so grossem Massstabe noch nicht ausprobiert, und wir wollten nun Vergleiche anstellen zwischen den Werten, die diese Thermometer zeigten und denen, die man mit den gewöhnlich angewandten Tiefseethermometern von Negretti und Zambras Konstruktion erhält, die so eingerichtet sind, dass sie, wenn das Aufziehen beginnt, aus einem Rahmen herausfallen und auf und nieder geschwungen werden, wodurch das Quecksilber, das in eine über dem Rohr befindliche Verengerung aufsteigt, in den oberen Teil des Rohres gleitet, wo dessen Höhe bequem abgelesen werden kann. Wir führten hier eine Serie gleichzeitiger Bestimmungen in einer Tiefe von 10, 20, 40, 60, 100, 150, 300, 500, 700 bis 1000 Metern aus. In der Regel stimmten die auf verschiedene Weise erhaltenen Temperaturen einigermassen überein. Eine Reihe von Abweichungen zeigte jedoch, dass noch ganz umfassende Untersuchungen bevorstanden, ehe wir uns mit unserm Instrument ganz vertraut nennen konnten.

Das Wetter war während der Fahrt gen Süden im ganzen schön, mit leichten Winden aus Norden, die uns gestatteten, schnell vorwärts zu gelangen, teilweise nur mit dem Segel. Die Tage verflossen im allgemeinen ruhig und einförmig, ein Tag aber machte eine Unterbrechung in dem täglichen Einerlei, nämlich der heilige Abend. Wir hatten Vorbereitungen zu einer würdigen Feier an Bord gemacht, aber man spürte doch, dass an diesem Tage niemand seine Gedanken so recht auf unsere Umgebung zu richten vermochte, sondern dass wir alle sie weit übers Meer fliegen liessen, nach der Heimat und dem Familienkreis. Ach, wie ist doch alles hier rings um uns her so verschieden von dem, was dort oben im Norden gewesen wäre! Was würden wir nicht in diesem Augenblick dafür geben, wenn wir uns auch nur auf einige Augenblicke dorthin versetzen könnten, wenn der Tannenbaum angezündet wird, während sich die ganze Familie um sein Licht versammelt, das uns an die heiligste von allen Erinnerungen gemahnen soll! Jetzt, wo die Weihnachtsgaben verteilt werden, oder noch später, wenn der Morgen dämmert, an dem Tausende und Abertausende unter Schellengeklingel zwischen schneebeladenen Tannen oder auf den Strassen der Stadt zwischen

Reihen von erleuchteten Häusern zur Frühmesse dahineilen. Oder wenn wir doch allen denen, deren Gedanken jetzt übers Meer hinweg zu uns auf unsern Weg gen Süden schweifen, die Möglichkeit schaffen könnten, einen einzigen Blick in unsern kleinen Kreis zu werfen. Bei leichter Brise und unter sonnigem Himmel glitt die „Antarctic" dahin, mit sämtlichen Nationalflaggen geschmückt, die schwedische unter der Gaffel, die norwegische auf



Die Schiffskatze macht einen Spaziergang

dem Besanmast, die amerikanische auf dem Grossmast und die argentinische auf dem Vordermast. Der Salon war reich geschmückt mit Flaggen, Lichtern und bunten Lampen, und alles, was wir an Süssigkeiten, Früchten, Zigarren und Getränken zu bieten hatten, war auf dem Tisch aufgebaut. Es war freie Tafel, zu der für diesen Abend alle eingeladen waren; Reden wurden gehalten, — ach, könnten doch alle die Wünsche, die dort ausgesprochen wurden, in Erfüllung gehen, — und an Stelle der gewöhnlichen Weihnachtsbescherung war eine Lotterie mit zahl-

reichen Gewinnen an nützlichen Gegenständen, essbaren Sachen und allerlei Scherzartikeln arrangiert. Die Stimmung war die allerbeste, nie hatten wir in diesem Masse das Gefühl gehabt, eine Familie zu bilden mit gemeinsamem Ziel und gemeinsamen Interessen. Erst um Mitternacht nahmen wir unsere Mahlzeit ein, die nach alter schwedischer Sitte aus Laugenfisch[1]) und Reisbrei bestand. Aber noch lange nachher stand ich in der stillen Nacht auf Deck und liess die Gedanken erst zurückschweifen, zu einem Weihnachtsfest nach dem andern bis weit hinein in die Tage der Kindheit, und dann vorwärts in die Zukunft — wie würde es nächste Weihnachten aussehen und die darauf folgenden? Ja, es ist vielleicht am besten, dass nicht alle Fragen beantwortet werden.

Als wir Buenos Aires verliessen, hatten wir damit noch nicht unsern letzten Abschied von der bewohnten Welt genommen. Ich hatte beschlossen, die Staateninsel vor dem Feuerland anzulaufen, um in dem dortigen Observatorium Vergleiche mit den magnetischen Instrumenten anzustellen, die wir mitführten. Auch sonst war es für uns von grösstem Interesse und hoher Bedeutung, uns mit dieser Station in Verbindung zu setzen. Nach dem Plan des internationalen Zusammenarbeitens, in das sich unsere Expedition als Glied einfügte, sollte sich jede Expedition auf eine feste Station innerhalb der gemässigten Zone stützen, und die Deutschen hatten eigens zu diesem Zweck eine besondere Station auf der Kergueleninsel errichtet. Innerhalb des atlantisch-amerikanischen Gebietes, wo die schwedische Expedition wirkte, hatte Argentinien das in dieser Hinsicht erforderliche übernommen, und unter Leitung von Kapitän Ballvé war nun hier unten nahe an der Küste des Feuerlandes ein hervorragend reich ausgerüstetes Observatorium im Bau begriffen. Es war indes besonders wichtig, dass unsere Arbeiten so übereinstimmend wie nur möglich ausgeführt wurden, und schon ein persönliches Zusammentreffen mit den am Observatorium angestellten Gelehrten musste sehr wünschenswert erscheinen. Trotz unserer Eile, und obwohl wir fürchten mussten, dass die Aufstellung der Instrumente noch nicht so weit vorgeschritten sein würde, dass ein Vergleich vorgenommen werden konnte, hatte ich deswegen beschlossen, diesen Platz unter allen Umständen zu besuchen.

[1]) Eine Art Stockfisch.

Während der Überfahrt von Buenos Aires hatten wir jedoch noch eine andere Frage in Erwägung gezogen. Fast auf unserm direkten Wege lagen die Falklandsinseln, deren wissenschaftliche Untersuchung mit in unser Programm fiel. Im nächsten Winter sollten sie der wichtigste Stützpunkt unserer Dampferexpedition werden, auch sollte dort Joh. Gunnar Andarsson mit der Expedition zusammentreffen. Fast alle an Bord interessierten sich dafür, dort einen Besuch abzustatten, und ich selber wollte gern dahin, um die Erdschichten zu studieren zum Vergleich mit denen des Feuerlandes. Hierzu kam noch, dass ich hoffte, dort einige Hunde erstehen zu können, die wir unten in den Eisregionen neben unsern grönländischen Hunden als Zugtiere verwenden konnten. Von letzteren waren jetzt nur noch vier am Leben, allerdings sämtlich ganz besonders prächtige und gesunde Exemplare. Wir berieten hin und her, was wir tun sollten, und namentlich der Kapitän war sehr für die Sache interessiert und meinte, dass wir Port Stanley einen Besuch abstatten müssten. Da ausserdem das Wetter gut war und unser Kohlenverbrauch geringer als wir erwartet hatten, beschloss ich endlich, den kleinen Abstecher nach diesen Inseln zu machen.

Wir hätten schon am dreissigsten dort sein müssen, unglücklicherweise aber sollten wir unser gutes Wetter nicht behalten, sondern mussten die letzten 24 Stunden gegen widrige Winde und schwere See ankämpfen. In der Nacht auf den 31. Dezember kam endlich das Feuer von Port Stanley in Sicht, und des Morgens in aller Frühe war die ganze Mannschaft auf Deck versammelt, um die Einfahrt zu sehen. Es war ein herrlicher Morgen mit frischem Wetter, der uns, die wir so lange in warmen Gegenden gelebt hatten, ganz kalt erschien. Im Wasser schwärmten Pinguine, und hin und wieder kam ein Seelöwe geschwommen und folgte uns auf lange Strecken. Es war mit einem Worte eine ganz neue Natur, die uns umgab. Die Einfahrt selber ist sehr schön und geht durch zwei enge Strassen zwischen langgestreckten Halbinseln. Das Land ist mit niedriger Vegetation bestanden, ohne Bäume und Büsche, von jener eigentümlich gelblich grünen Farbe, die so ganz verschieden ist von der, die man auf den Wiesen des Nordens sieht, und deren ich mich so gut von dem nördlichen, waldlosen Gebiet Feuerlands erinnerte. Um sechs Uhr des Morgens gingen wir vor Anker in dem wohlgeschlossenen Hafen, in dem jedoch wegen der Ge-

staltung des Landes der Wind zu freien Spielraum hat, und der deshalb nicht hervorragend gut genannt werden kann.

Es währte eine Weile, bis wir die üblichen Besuche der Behörden empfingen, und als sie sich schliesslich einfanden, bedurfte es eingehender Erwägungen, ehe man uns gestattete, an Land zu gehen, da wir versäumt hatten, uns in unserm letzten Hafen mit Gesundheitsattesten zu versehen. Wir hatten damals ja nicht daran gedacht, solcher Papiere so bald benötigt zu sein. Nachdem wir eine Weile unterhandelt hatten, wurde die Sache jedoch zu allseitiger Zufriedenheit geordnet. Vor uns liegt eine lange, doppelte oder dreifache Reihe von Häusern, reinlich und gut gebaut, aber im allgemeinen in demselben einfachen Stil gehalten, wie er hier unten an der Grenze der Zivilisation fast ausnahmslos üblich ist. Viele Häuser sind von Gärten umgeben, in denen die Blumen jetzt in Blüte stehen. Port Stanley ist die einzige Stadt der Falklandsinseln, mit ungefähr 900 Einwohnern, und einer jener zahlreichen Stützpunkte für den Handel und die Kriegsflotte, wie das britische Reich sie sich überall auf der Welt zu schaffen verstanden hat. Wir werden später gelegentlich auf eine Schilderung dieses Platzes, seiner Geschichte und Bevölkerung zurückkommen.

Nach einem Besuch auf dem schwedischen Konsulat machte ich mit Kapitän Larsen einen Besuch bei dem Gouverneur dieses kleinen Königreichs, Mr. Grey-Wilson, der uns auf das Zuvorkommendste empfing und uns einlud, den Sylvesterabend in seiner Familie zuzubringen. Später besuchte ich auch das im Hafen liegende Kriegsschiff, das uns schon am Morgen begegnet war und uns durch einen seiner Offiziere allen Beistand, dessen wir etwa bedürfen könnten, hatte anbieten lassen. Während sich die Kameraden mit den Einkäufen beschäftigten, die hier gemacht werden sollten, und namentlich Erkundigungen in Bezug auf die Anschaffung von Hunden einzogen, machte ich einen kurzen Ritt landeinwärts, um den Charakter der Landschaft zu studieren. Namentlich interessierten mich die für die Falklandsinseln charakteristischen „stone-rivers“ oder Steinrinnen, für deren Erklärung alle Gelehrten, die diese Inseln seit Darwins Zeit besucht haben, Theorien aufzustellen bemüht gewesen sind. Sie scheinen gleichsam Denkmäler aus einer früheren Kälteperiode zu sein, ohne jedoch in direktem Zusammenhang mit einer das Land bedeckenden Eisschicht zu stehen, für die alle Beweise fehlen.

Dem Diner bei dem Gouverneur folgte ein angenehmer Abend mit Musik und Unterhaltung. Es war ein eigentümliches Gefühl, zu wissen, dass wir nun zum letzten Male einen Abend auf diese Weise, wie sie unter zivilisierten Menschen üblich ist, verbrachten. Um Mitternacht brachen wir auf, jetzt aber war das Wetter umgeschlagen, in strömendem Regen und heulendem Wind standen wir auf der Brücke und warteten, dass jemand unsere Signale bemerken und uns ein Boot von der „Antarctic" schicken sollte. Als wir schliesslich an Bord gelangten, herrschte dort ein munteres Leben. Alle, die nicht an Land waren, hatten sich im Gunroom versammelt, um das neue Jahr zu begrüssen, von dem wir alle so viel erhofften. Auch dort wurden Reden gehalten, ertönte Musik und Gesang, wenn auch von einfacherer Art als die uns eben gebotenen Genüsse. Ich nahm eine Weile teil an dem Fest, zog mich aber doch bald zurück, um in meiner Kabine nach Hause zu schreiben.

Selten habe ich eine so stimmungsvolle Stunde verbracht wie diese. Der Jahreswechsel, der Abschied, die Gefühle der letzten Stunden, alles vereinigte sich zu einem Eindruck, den man nie wieder vergessen kann. Wenn mein Brief sein Ziel erreichte, würden wir auf unberechenbare Zeit von Eis umschlossen sein.

Der Neujahrstag des Jahres 1902 begann hell und schön, und wir begaben uns alle früh an Land, um bis zu der auf den Nachmittag festgesetzten Abreise fertig zu sein. Eine Person an Land hatte es übernommen, eine Anzahl Hunde zur Auswahl zu sammeln, und schon aus der Entfernung hörten wir ein Geheul und ein Bellen, das uns den Weg zu dem Platz zeigte, wo ungefähr zwanzig Tiere, alle von schottischer Schäferhundrasse, zur Ansicht bereit standen. Einer von ihnen, auf den Namen Jim hörend, war ein gänzlich wildes Tier, das nach Hunden und Menschen um sich biss, namentlich schien es einen grossen schwarzen Hund, Tom, mit tödlichem Hass zu verfolgen. Diese beiden nahmen wir mit, in der Hoffnung, dass sich ihre Wildheit in nützliche Arbeit werde verwandeln lassen, sonst aber war es schwer, eine Wahl zu treffen, da niemand von uns irgend welche Erfahrung in Bezug auf die Eigenschaften dieser Hunde besass. Der Besitzer hatte die Gelegenheit benutzt, um ziemlich unverschämte Preise zu fordern, namentlich, wenn man bedenkt, dass natürlich nur solche Tiere angeboten wurden, die sich zu Wachthunden

als nicht geeignet erwiesen hatten. Da ich im übrigen grosses Misstrauen in Bezug auf die Brauchbarkeit dieser Hunde hegte, nahm ich nur acht Stück mit, die sofort an Bord der „Antarctic" gebracht wurden.

Wir hatten den Gouverneur und seine Frau, den Konsul sowie eine Anzahl anderer Herren und Damen der Gesellschaft von Port Stanley eingeladen, an Bord zu kommen und unser Schiff zu besichtigen. So füllte sich denn während des Vormittags die „Antarctic" mit einer interessierten Schar Insulaner, die auf alle denkbare Weise wetteiferten, uns ihr Wohlwollen zu erkennen zu geben und uns Glück und Erfolg für unsere Fahrt wünschten.

Die Gärten der Stadt hatten einen grossen Tribut an Blumen zollen müssen, die man uns überreichte. Im Gunroom waren Wein, Obst und Süssigkeiten aufgetragen, und der Gouverneur verlieh in einem Toast den Glückwünschen der ganzen Versammlung Ausdruck. Noch lange nachher entdeckten wir draussen auf dem Meere zurückgelassene Beweise des Wohlwollens, das unsere Gäste beseelte, die fast unschlüssig erschienen, ob sie uns unserm Schicksal überlassen sollten.

Aber alles hat ein Ende, und trotz allen Zuredens wollten wir auch hier keine Stunde unnötig vergeuden. Unsere Gäste begaben sich an Land, und mit den zurückkehrenden Booten kamen auch die letzten von unserer Expedition an Bord, die aus irgend einem Grunde noch an Land geblieben waren. Der allerletzte war unser in Buenos Aires neu angeheuerter Zimmermann, ein Original ersten Ranges. Er hatte alle Meere der Erde befahren und an allen Küsten Schiffbruch gelitten, überall hatte er Freunde und alte Bekannte, vor allem aber, glaube ich, in Port Stanley, von welchem Ort er sich nur schwer zu trennen schien. Um halb vier Uhr wurden die Anker gelichtet, und wir traten unsere neue Reise an.

Es stellte sich indes bald heraus, dass wir sehr wohl die Nacht noch hätten im Hafen bleiben können. Draussen stand ein heftiger Sturm uns gerade entgegen, und am nächsten Morgen um 8 Uhr lagen wir nach einer arbeitsvollen Nacht, die uns sehr viele Kohlen gekostet hatte, noch bei dem Leuchtturm von Kap Pembroke. Nun aber wurde der Wind besser und bei guter Fahrt konnten wir südwärts an der Küste entlang steuern, und diesen vorteilhaften Wind behielten wir bis zum nächsten Tage,

3*

wo ein Sturm aus Westen mit harten Böen einsetzte, der uns fast gänzlich am Vorwärtskommen hinderte. Das Fahrwasser vor der Staateninsel ist eins der gefährlichsten auf der Erde infolge der dort herrschenden starken Strömung im Verein mit dem stürmischen und nebeligen Klima, und man musste deshalb ausserordentlich vorsichtig sein, um der Küste nicht zu nahe zu kommen. Es griff unsern armen Kohlenvorrat sehr an, dass wir dort unter



Die „Antarctic" im Hafen von Port Stanley

vollem Dampf liegen mussten, ohne auch nur aus der Stelle zu kommen. Am 5. Januar kam Land in Sicht, und wir erblickten den Leuchtturm bei St. Johns, den südlichsten auf der Welt. Endlich gegen Abend legte sich der Wind, und gegen die starke Strömung dampften wir nach der Neujahrsinsel, auf der das Observatorium liegt.

Schon um 4 Uhr des Morgens wurde das Boot ausgesetzt, und die magnetischen Instrumente mit mir nehmend, begab ich



Port Stanley

mich an Land, begleitet von Bodman und andern Kameraden. Die Insel ist ganz klein, mit einem offenen, halbrunden, rasenbewachsenen Plateau und ohne jegliche Vegetation, mit steilen Ufern und kleinen ausgerundeten Buchten, die einzigen Stellen, wo man an eine Landung denken kann. Sie ist bisher unbewohnt gewesen, jetzt ist aber in einer der Buchten ein kleiner Hafen eingerichtet. Auf einem sich windenden Pfad gelangt man den steilen Abhang hinan, und schwerere Gegenstände können mit einer Winde hinaufgewunden werden. Alles war noch still und öde auf der Insel, die Bewohner schliefen noch, und erst als wir gelandet waren, begegneten uns ein paar Soldaten, die eiligst an den Strand hinabkamen. Sobral übernahm die Unterhaltung mit ihnen und erklärte ihnen, wer wir waren. In ihrem Geleite begaben wir uns nach den Observatoriumsgebäuden hinauf, die auf dem höchsten Punkt des Plateaus liegen. Während der Wanderung kamen wir an den Baracken vorüber, die eine Menge Verwiesener und Gefangener beherbergen; sie werden jetzt mit Arbeiten am Observatorium und dem neuen Leuchtturm beschäftigt, der auf der Insel aufgeführt wird.

Auch in den Observatoriumsgebäuden lagen noch alle im tiefsten Schlaf. Sobral pochte an die Tür, aber ohne den geringsten Erfolg. Ein junger Offizier, der da drinnen lag, erwachte allerdings, als er aber die wohlbekannte Stimme eines Kameraden hörte, den er weit weg glaubte, fasste er das ganze nur als eine Fortsetzung seiner Träume auf und schlief wieder ein. Schliesslich wurden unsere Bemühungen dennoch mit Erfolg gekrönt, und bald hatten wir Gelegenheit, die Bekanntschaft des ganzen wissenschaftlichen Personals, einschliesslich des Chefs, Kapitän Balvé, zu machen.

Das erste, was wir erfuhren, war, dass unsere Reise leider vergeblich gewesen war, da das magnetische Variationsinstrument der Station bisher noch nicht hatte aufgestellt werden können. Ein Vergleich konnte deswegen nicht stattfinden, und wir mussten uns damit begnügen, allerlei Verabredungen in Bezug auf unser wissenschaftliches Zusammenarbeiten wie auf einige gleichzeitige Observationen, die ausserhalb des eigentlichen internationalen Programms lagen, zu treffen. Wir besuchten auch das grossartige meteorologische Observatorium mit allen seinen kostbaren Apparaten, da wir aber sonst nichts ausrichten konnten, wollten wir nicht länger verweilen. Nachdem wir unsere aller-

letzten Briefe und Telegramme aufgegeben hatten, waren wir schon um 8 Uhr wieder auf dem Wege an den Strand hinab.

Skottsberg hatte inzwischen eine lange Wanderung unternommen, um Proben der hier herrschenden Vegetation zu sammeln. Die Insel besitzt auch ein reiches Tierleben, Überreste aus jener Zeit, als nur selten ein Mensch den Fuss auf diese Insel setzte. Draussen auf der Nordwestspitze sieht man einen Brutplatz für unzählige Kormorane, die dort mit einer Menge Pinguine zusammen leben. Die Luft wird schwarz von den Schwärmen, wenn man sich nähert und sie auf irgend eine Weise aufscheucht. Zwischen den Klippen unten am Strande leben noch grosse Scharen von Seelöwen, stattliche Tiere mit ihrer langen Mähne und ihrer brüllenden Stimme. Sie hatten gerade jetzt Junge, was uns veranlasste, näher heranzugehen und sie zu beobachten, ohne dass sie irgend welche Angst bekundeten.

Im Gegensatz zu der kleinen, verhältnismässig kahlen Neujahrsinsel zeichnet sich die Staateninsel durch ihre üppige Vegetation aus; in den dichten, undurchdringlichen Wäldern wächst u. a. die immergrüne Buche (Fagus betuloides), die feuerländische Magnolia mit ihren grossen, weissen Blüten (Drimys Winteri), Berberitzenarten mit prächtigen gelblich-roten Blütendolden in verschiedenen interessanten Formen. Hiervon bekamen wir jedoch diesmal nichts zu sehen.

Während wir an Land waren, hatten die Geologen einen Dredschzug mit guter Ausbeute auf der seichten Sandbank gemacht. Namentlich zeichnete sich dieser Ort durch seinen Reichtum an roten Kalkalgen aus.

Jetzt nur noch ein letzter Gruss dem letzten bewohnten Ort, den letzten Menschen ausser uns, die wir während langer Monate und Jahre sehen sollen, und dann geht die Fahrt wieder südwärts. Wir steuern an der Küste entlang, und mit einer eigentümlichen Empfindung denkt man daran, dass diese Hügel mit ihren hohen, scharf geformten Spitzen, hier und da mit einzelnen Schneeflächen bedeckt, die äussersten Ausläufer der längsten Bergkette der Erde bilden, die von hier aus fast ununterbrochen quer durch alle Zonen der Erde läuft, um erst dem Nordpol bedeutend näher zu enden, als die Gegenden gelegen sind, von denen unsere Expedition ausgegangen ist. Wir biegen um die letzte Landzunge und steuern dann mit frischer Brise geradeswegs gen Süden, auf den Drakesund zu, wie man mit einem wenig

zutreffenden Namen das breite Fahrwasser, das Amerika von den antarktischen Ländern trennt, nach seinem Entdecker genannt hat.

Es ist dies ein eigentümliches Gewässer, die Grenze zwischen zwei Weltteilen und zwischen zwei Weltmeeren. Gerne wären wir dort geblieben, um wissenschaftliche Arbeiten vorzunehmen, aber gerade auf dem Kurse, dem wir folgten, hatte die Belgica-



Wir glitten vor einer leichten Brise über das kaum bewegte Meer.

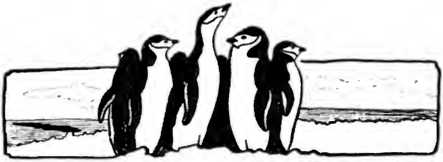
Expedition eine Serie Lotungen und hydrographische Arbeiten vorgenommen; unter diesen Umständen hielten wir unsere Zeit für zu kostbar, um diese Untersuchungen zu wiederholen.

Wir erfreuten uns eines merkwürdig guten Wetters in Anbetracht dieser berüchtigten Gegend. Am 8. Januar hatten wir auf dem 58° s. Br. den herrlichsten Sommertag. Wir sassen im Sonnenschein oben auf dem Achterdeck und tranken unsern Kaffee, und mit einem Glase Punsch stiessen wir auf den Erfolg dessen an, was vor uns lag, worauf wir eine kleine Partie spielten.



Vogelleben auf der Neujahrsinsel. Sitzende und fliegende Kormorane

Der nächste Tag brachte ganz anderes Wetter. Die Temperatur des Meeres hatte sich nicht sehr verändert, sie betrug noch immer drei Grad Wärme, aber die Luft war kalt und schwer. Am Morgen hatten wir dichten Nebel, und am Abend erinnerten uns einige kleine Schneeflocken, dass die lange Reise jetzt hinter uns lag, dass wir quer über den warmen Gürtel der Erde in die Gegenden gelangt waren, wo selbst im Sommer Eis und Schnee Alleinherrscher sind.



III.

Die ersten Tage in der Antarktis.

Die Süd-Shetlandsinseln. — Unsere erste Bekanntschaft mit den Pinguinen. — Der Orléans-Kanal. — In unbekanntem Fahrwasser. — Wir kehren wieder nach Osten zurück.

Am 10. Januar war die Luft wieder klarer, und wir waren alle auf Deck versammelt, eifrig nach dem ersten Schimmer der Süd-Shetlandsinseln ausspähend.

Endlich, um 1 Uhr 10 Minuten nachmittags erschallte von der Kommandobrücke der sehnlichst erwartete Ruf: „Land in Sicht!“ Und wirklich, an dem scharf beleuchteten südlichen Horizont, der sich später als der Eisschimmer des schneebedeckten Landes erwies, hoben sich etwas Schwarzes, sowie einige dunkle Schatten ab. Es war der erste Anblick der König Georgs-Insel, unseres ersten Zieles in den antarktischen Regionen.

Ehe wir soweit gekommen waren, dass man Einzelheiten unterscheiden konnte, wurde unsere Aufmerksamkeit von etwas anderm in Anspruch genommen, das wir ebenfalls zum ersten Male sahen, — von dem antarktischen Eis. Da draussen auf dem grünen Wasser kam eine schimmernd weisse, viereckige, flache Eismasse geschwommen, ein Eisberg, der nicht zu den grössten gehörte, uns in unserer Unerfahrenheit jedoch gross und gewaltig erschien. Dieser Anblick, der uns unter andern Umständen höchlich interessiert hätte, vermochte unsere Aufmerksamkeit jetzt jedoch nicht lange zu fesseln. Alle unsere Gedanken, unser ganzes Interesse, waren auf die kolossale, glänzende Masse gerichtet, die sich vor uns aus dem Meere aufzurollen begann und bald den ganzen Horizont einnahm. Es war der

wunderbarste Anblick, den ich jemals gehabt habe. Ich habe Grönland acht Breitengrade nördlich von dem Polarkreise besucht, aber der Unterschied zwischen dem, was man dort sieht, und dem Panorama, das sich hier entfaltet, ist grösser als zwischen dieser selben grönländischen Landschaft und einem Landstrich des mittleren Schwedens. In Grönland hat man doch weite Küstenstriche, die im Sommer eisfrei sind und dann in der Nähe gesehen eine grünende, ja oft eine üppige Vegetation aufweisen. Dort kann man am Sommertage im weichen Gras unter vielfarbigen Blumen liegen, umgeben von grasenden Herden, und ist man nur gegen den Angriff der Milliarden von Mückenschwärmen geschützt, so hindern einen die schneebedeckten Gipfel im Hintergrunde nicht daran, sich ungestört in südliche Himmelsstriche zu versetzen.

Wie ganz anders ist die Landschaft, die hier unsern Blicken begegnet! Die ganze grosse Insel besteht aus einer wilden Gebirgslandschaft mit scharfen Zinnen. Überall in den arktischen Regionen trifft man die stärksten Kontraste, die wechselndsten Szenerien, hier aber ist alles in Schnee und Eis begraben; Eis, das aus den Schluchten und den tiefer gelegenen Tälern bis zu den höchsten Spitzen hinaufreicht, ohne auch nur einen einzigen schneefreien Fleck zu lassen, und das eine unendliche, zusammenhängende Decke bildet, so dass das Land wie eine einzige schimmernde Eiswölbung erscheint. Nur an einigen ganz vereinzelten Stellen scheinen an den schroffsten Abhängen dunkle Felspartien hervorzulugen. Den eigentümlichsten Gegensatz zu dieser zusammenhängenden Eismasse bilden einige kleine, vor der eigentlichen Insel befindliche, dunkle, völlig schneefreie Felseninseln mit zerklüfteten, zackigen, bizarren Formen. Nach dem Meere zu wird das Land von einer hohen, senkrechten und schimmernden Eiswand begrenzt, die wir jedoch erst bemerken, als wir unserm Ziele näher gekommen sind. Zwischen den Inseln liegen einige Eisberge, die indes in dieser gigantischen Umgebung ziemlich unbedeutend erscheinen.

Es ist unmöglich zu schildern, welch einen gewaltigen Eindruck dies langersehnte Land in mir wachrief, das sich jetzt plötzlich vor meinen Blicken entrollte. Der Übergang geschah so plötzlich, dass mein erster unwillkürlicher Gedanke war, hier müsse eine Öde, eine Wildnis herrschen, wie sie wohl kaum eine andere Gegend der Erde aufzuweisen hätte; mich überkam das-

selbe Gefühl der Hilflosigkeit, das man empfindet, wenn man einsam und verlassen zwischen mächtigen Naturkräften dasteht. Obwohl ich selber nie etwas Ähnliches gesehen habe, dürften wohl in dem inneren Teil der nördlichen Polargegenden, z. B. an der Nordseite des Franz Joseph-Landes, Striche vorkommen, die an diese erinnern; wenn man aber bedenkt, dass wir jetzt vor dem allernördlichsten Ausläufer des antarktischen Landgebietes stehen, dass wir dem Äquator näher sind als z. B. eine Stadt von der Grösse von Trondhjem oder Sundsvall, und dass wir uns ferner schon auf dem Höhepunkt des südlichen Hochsommers befinden, so wird man leicht den im Tagebuch aufgezeichneten Eindruck verstehen, dass „ich nicht erwartet hatte, so viel Eis und Schnee zu finden."

Ich habe vorhin die Gegenden, die wir jetzt besuchten, mit Grönland verglichen, aber ein anderer Vergleich liegt noch näher. Auf der andern Seite des Drakesundes haben wir nämlich vor erst vier Tagen mit unserm keineswegs schnellfahrenden Schiff das Feuerland mit seinen undurchdringlichen, immer grünen Wäldern verlassen, in denen man Baumformen von fast tropischem Charakter findet, eine Wohnstätte grüner Papageien und kleiner schimmernder Kolibris und mit einem Klima, das den Ureinwohnern gestattet, fast ohne Bekleidung zu leben. Es gibt wohl auf der ganzen Welt kaum einen krasseren Übergang zwischen zwei benachbarten Ufern, als zwischen jenem Lande und der Einöde, die vor uns liegt; einer Eiswüste, in der jedes Tier- oder Pflanzenleben ausgeschlossen scheint.

Sobald das Land deutlicher in Sicht kam, bogen wir nach Westen zu ab und dampften langsam nach der König Georgs-Insel. Als wir der Küste näher kamen, merkten wir, dass an dem Fusse der hohen Eismauer zuweilen ein schmaler Strandstreif hervorlugte. Hier und dort sahen wir einige Seehunde und eine vereinzelte Pinguinkolonie, im übrigen war die Aussicht überall dieselbe, und nur die dunkeln Felseninseln mit ihren unregelmässigen Formen verliehen dem Bilde einige Abwechslung. Unwiderstehlich schweiften die Gedanken zu jener Zeit zurück, wo auch die nordischen Länder, ja selbst Skandinavien, in eine ähnliche Eisdecke gehüllt waren. Wenige Fragen sind wohl interessanter als die, die uns einen Einblick in diese eigentümliche Phase der Entwicklungsgeschichte der Erde geben. Hier unten im äussersten Süden kann man nun eine Landschaft sehen, die

eine deutlichere Vorstellung davon gibt, als sonst irgend eine der arktischen Gegenden sie uns bietet. Genau so, wie heute die König Georgs-Insel, war z. B. einstmals Norwegen mit Eis bedeckt, dessen Masse im Vorwärtsschreiten das ganze niedrigere Land abschliff und abrundete, während die höchsten Spitzen, wenn auch schneebedeckt, ihre Konturen bewahrten. Aber ganz weit draussen am Meeresrande lagen eine Menge Inseln und Schären, die schon damals in schroffen, scharfen Formen aufragten, gleich hohen Türmen, mit Zinnen und Vorsprüngen. Alle diese Klippen, die von den Touristen bewundert werden, und denen der Gelehrte wegen ihrer Verschiedenheit von den



Landschaft auf der Nelsoninsel

inneren Inseln besondere Aufmerksamkeit widmet, finden ihr Gegenstück in diesen schneefreien Felseninseln vor der antarktischen Küste und bezeichnen wenigstens auf lange Zeit die Grenze für die Ausbreitung des Eises.

Bis tief in die Nacht hinein waren wir auf Deck versammelt; es war unsere erste antarktische Nacht, hell und still. Es wurde mir schwer, mich von diesem Bilde loszureissen, aber ich hatte beschlossen, in der Frühe des nächsten Morgens an Land zu gehen, und musste versuchen, vorher eine Weile zu schlafen. Ich konnte ein Gefühl der Unruhe und Enttäuschung nicht völlig unterdrücken: wenn die Natur in dieser nördlichen Gegend, dort, wo sie am wenigsten ungastlich sein sollte, so war wie hier, wie würde es da in den südlicheren Gegenden aussehen, in die ich



Die erste Landung auf antarktischem Boden

einzudringen beabsichtigte? Und doch erfüllte mich ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit und Freude darüber, endlich unser Ziel erreicht zu haben, endlich unsere Arbeit in Angriff nehmen zu können, als ich mich, völlig angekleidet, auf ein paar Stunden in meiner Koje zur Ruhe begab.

Schon um 2 Uhr am nächsten Morgen stand ich wieder auf der Kommandobrücke, gerade als wir zwischen der Nelsoninsel und der Robertinsel in den Sund einbogen. Die erstere dieser beiden Inseln springt hier mit einem breiten, schneefreien



Ein Weddellseehund (Leptonychotes Weddelli)

Ufer vor, auf dem wir mit dem Fernrohr Seehunde und Pinguine erkennen konnten. Dort beschloss ich, an Land zu gehen. Vor einer kleinen Bucht, die auf der Karte mit dem Namen Harmony Cove bezeichnet ist, gingen wir vor Anker und setzten drei Boote aus. Während nämlich die Gelehrten mit ihren Untersuchungen beschäftigt waren, wollten die Kameraden die Gelegenheit benutzen, einige Seehunde zu fangen. Zusammen mit Duse, Andersson, Bodman, Ekelöf und Skottsberg ruderte ich in dem Nordlandsboot in die kleine Bucht hinein, die einen geschützten Hafen für kleinere Fahrzeuge bilden musste. Wir landeten an einem offenen, kiesbedeckten Strand am Fusse einer hohen Felsenpartie und betraten so zum ersten Male den antarktischen Boden.

War uns dieser gestern in Gestalt einer wüsten Eisinsel entgegengetreten, so sollten wir nun erfahren, dass hier auch ein wimmelndes Leben herrschen kann. Der ganze Strand war mit grossen Seehunden bedeckt, die wir wegen ihres eigentümlichen Aussehens gern näher betrachten wollten. Sie waren graugrün mit helleren Flecken und gehörten sämtlich zu den Weddell-Seehunden (Leptonychotes Weddelli), der gewöhnlichsten Art dieser Gattung. Aber bald fesselte eine andere Tierart unsere Aufmerksamkeit in so hohem Masse, dass wir zunächst auf nichts anderes achten konnten, — nämlich die Pinguine, eigentümliche Geschöpfe, Vögel, die nicht fliegen können, die aber so gut wie Fische im Wasser schwimmen. Ich hatte früher schon häufiger Pinguine auf dem Feuerland und auf den Falklandsinseln gesehen, sie kommen auch an der Südküste von Südamerika und an der Westküste Afrikas vor, sogar ganz nördlich, in der Gegend des Wendekreises. Dort trifft man jedoch überall nur die Zwergarten, hier unten in ihrer eigentlichen Heimat zwischen den Eismassen des Südpols lernt man sie in ihrer vollen Entwicklung kennen, diese eigentümlichsten Repräsentanten der antarktischen Tierwelt. Schon draussen im Wasser begegnet man den sonderbaren Geschöpfen, von denen niemand, der sie nicht kennt, sagen könnte, zu welcher Tiergattung sie gehören. In langen, regelmässigen Reihen kommen sie zu Hunderten und aber Hunderten geschwommen, einer nach dem andern wälzen sie ihre glänzend schwarzen, walzenförmigen Leiber aus dem Wasser heraus, um wieder hinab zu tauchen und wie Fische ihren Weg unter der Oberfläche fortzusetzen. Bei dem Anblick dieser Scharen muss man zunächst an fliegende Fische denken, deren Scharen wir in den tropischen Gewässern so oft beobachtet haben; dass es Vögel sind, die hier dahineilen, sollte man nicht denken, sähe man nicht hin und wieder eins dieser Geschöpfe auf dem Wasser schwimmen, wobei wenig mehr als der runde, schwarze Kopf über der Oberfläche emporragt. Man kann von den Pinguinen sagen, dass sie in gewissem Sinne ein Bindeglied zwischen Vogel und Fisch bilden, hier dieselbe Stellung einnehmend, die den Seehunden unter den Säugetieren zuerteilt ist.

Am interessantesten aber sind Pinguine auf dem Lande, dort wo wir ihnen jetzt begegnen. Sie leben in grossen Kolonien von vielen tausend Individuen, so dicht nebeneinander, dass man kaum einen leeren Fleck erspähen und sich kaum einen Weg zwischen

ihnen hindurch bahnen kann. Sie verhalten sich ganz gleichgültig hiergegen, so lange man sie nicht stört, kommt man aber ihrem Nest zu nahe, so entsteht ein Getümmel und Geschnatter, das nicht enden will. Nach Guano stinkend, das gleich einem dicken Teig das Feld bedeckt, liegt eine solche Vogelkolonie da, und nur zögernd wagt man sich in diese lebende Masse hinein, wo einem von allen Seiten die deutlichste Unzufriedenheit entgegengebracht wird. In jedem Nest sieht man ein, zwei, zuweilen auch drei struppige, schmutzige, beflaumte Junge, die kleinen, grauen, unförmlichen Lehmklössen gleichen, und diese werden von ihren Vätern und Müttern mit Eifer gegen die neuen Eindringlinge verteidigt, die sie wahrscheinlich für bisher unbekannte, riesenhafte Anverwandte halten.

Denn, so wunderbar es auch demjenigen erscheinen mag, der diese Tiere bisher nicht kennen gelernt hat, die Ähnlichkeit zwischen den Pinguinen und dem Menschen ist so auffallend, dass sie niemand, der ihre Bekanntschaft draussen in der freien Natur macht, auch nur einen Augenblick entgehen kann. Merkwürdig ist auf alle Fälle ihr Aussehen. Man stelle sich ein kleines, völlig aufrecht stehendes Wesen vor, ein wenig über einen Fuss hoch, auf zwei Beinen, mit einem fast ganz gleichmässig dicken Körper, grossem runden Kopf und zwei schmalen, verkümmerten Flügeln, die, wenn sich der Vogel an Land bewegt, sehr wohl für zwei Arme gehalten werden können, deren Hände in dem weiten Rock verschwinden; der Rücken ist glänzend schwarz und verläuft in einen langen Schwanz, der lebhaft an die Form erinnert, in der ein gewöhnlicher Leibrock endet. Die Brust ist blendend weiss mit einem schwarzen Band über dem Halse, und der Bauch steht ein wenig vor. Die ganze Erscheinung bildet die komischste Karikatur eines älteren, eleganten, korpulenten Herrn, der in schwarzem Frack, weisser Weste und schwarzer Binde, mit etwas wiegendem Gange und einem etwas eingebildeten, aber zugleich sehr würdigen Ausdruck am Strande umhertrippelt.

Die Art, die ich hier beschrieben habe, die gewöhnlichste hier am Platz, trägt den Namen Pygoscelis antarctica, aber daneben kommt noch eine andere, grössere Form mit breitem roten Schnabel, Pygoscelis papua, vor. Es war dies fast das einzige Mal, dass ich diese beiden Arten zusammen sah, die an der Ostküste des Grahamlandes nicht vorkommen, und ich



Um die Boote herum hatten sich Tausende von Kaptauben gesammelt.

fürchte daher, dass meine Bekanntschaft mit ihnen zu flüchtig war, um ihre Lebensweise schildern zu können. Daneben tritt als Seltenheit noch eine andere, viel schönere Form mit grossem gelben Federbüschel auf dem Kopfe auf, eine Art aus der Familie der Catarrhactes.

Es wurde uns schwer, uns von dieser interessanten Gesellschaft zu trennen, aber es gab ja noch so viel anderes zu sehen. So lernten wir z. B. hier ebenfalls zum ersten Male die interessante antarktische Vogelwelt kennen, die sich in der Nähe der Pinguinkolonie abgesondert ansiedelt und zum grössten Teil von deren Abfall lebt. Da haben wir den kleinen frechen Chinois, dem Aussehen nach eine schneeweisse Taube, an welche Vogelgruppe er auch in seinem anatomischen Bau erinnert, der aber von Fleisch und Eiern lebt und den man oft auf den toten Pinguinleibern sitzen und daran hacken sehen kann. Ferner bemerkt man Kaptauben, obwohl diese hier nicht nisten. Besondere Aufmerksamkeit erregt die grosse, braune Megalestris, ein möwenähnlicher Vogel mit scharfem Schnabel und raubvogelartigen Klauen. Um die erlegten und abgezogenen Seehunde sammelten sich grosse Scharen dieser Vögel, und erst wenn wir ihnen so nahe waren, dass man mit einem Stock auf sie einschlagen konnte, zogen sie sich widerwillig zurück, jedoch nur, um unsere Köpfe zu umflattern, ohne die geringste Furcht zu bekunden. Es kam ein Tag, an dem diese Vögel fast unsere Haustiere werden sollten, unsere hauptsächlichste Jagdbeute, vorläufig aber konnte ich mir kaum die Möglichkeit vorstellen, das Fleisch dieser unangenehmen Tiere zu essen.

Nach einer Weile begab ich mich landeinwärts, um die geologischen Erscheinungen zu studieren und das Pflanzenleben in Augenschein zu nehmen. Das Gestein besteht überall aus einem grünen Porphyrit, der mich an gewisse Bergarten in den Schären des Feuerlands erinnerte und sehr wohl von mesozoischem Alter sein kann, obwohl es schwer ist, Beweise dafür zu schaffen. Leider sind die auf dieser Insel genommenen Proben, wie alle meine übrigen geologischen Sammlungen aus diesem ersten Sommer, mit der „Antarctic" verloren gegangen. Das Gestein bildet schroffe, zerklüftete Felspartien, und an ihren Abhängen treffen wir die meisten Repräsentanten des Pflanzenlebens der Insel, bedeutend reicher, als ich sie an irgend einem unserer Landungsplätze gesehen habe, obwohl man nur grüne Moosbüschel und ziemlich

üppige Flechten findet, während jede Spur von Gras oder andern Pflanzenorganen fehlt.

Zur Frühstückszeit kehrten wir von unserm Ausflug an Bord zurück und nahmen unsern Kurs wieder südwärts. Der Wind frischte bald auf und ging am Nachmittage in einen vollständigen südlichen Sturm über, der die ganze Nacht anhielt. Es ging nur langsam vorwärts, und wir sahen keine Möglichkeit, jetzt etwas mit den Seehundbälgen zu machen, die auf Deck lagen und uns sehr hinderlich waren.

Als ich am nächsten Morgen aufstand, stürmte es noch ebenso sehr, aber wir waren so weit vorwärts gekommen, dass wir nun



Schneelandschaft aus dem Ludwig Philipp-Lande.

wieder von Landstrecken umgeben waren. Eben hatten wir die Astrolabe-Insel passiert und vor uns lag das Ludwig Philippland, eine echt antarktische Landschaft in echt antarktischem Wetter, eine hohe wilde Alpenkette mit isolierten scharfen Zinnen, unter denen namentlich der Mt. d'Urville hervortritt. An der Steuerbordseite hatten wir eine mittelgrosse Insel, der in einiger Entfernung eine zweite, grössere folgte. Diese beiden Inseln sind alles, in das sich das von alters her bekannte Trinityland in Wirklichkeit auflöst. Ich werde in einem späteren Kapitel noch auf diese interessante historisch-geographische Frage zurückkommen.

Wir befanden uns nun an der Mündung des Orléanskanals, wie d'Urville die breite Bucht genannt hat, die er zwischen dem

Festlande und dem Trinityland liegen sah. Die erste Aufgabe unserer Expedition bestand in der Untersuchung dieser Bucht. Nach Larsens Auffassung, die auch später von den deutschen Gelehrten, die das geographische Material seiner Reise bearbeitet haben, angenommen worden ist, sollte dieser Kanal eine südliche Richtung haben und das Ludwig Philippland von dem Grahamland trennen. Andere waren der Ansicht, dass es nur eine kleinere Bucht sei, und wiederum andere hielten die Gewässer für einen Kanal mit südwestlichem Lauf. Die letzte Ansicht erwies sich dann später als die richtige.

Wir waren jetzt auf einem Wasser, das noch kein Mensch befahren hatte. Wie durch einen Zauberschlag hatte sich das Wetter verändert, es schien, als bereue die antarktische Welt den unfreundlichen Empfang, den sie uns bereitet hatte, oder wollte sie uns nur tiefer in ihr Inneres hineinlocken, um uns dann um so sicherer zu vernichten? Auf jeden Fall eilten wir nun vorwärts, von dem fast fieberhaften Eifer erfasst, den nur ein Entdecker, der an der Schwelle des Grossen, Unbekannten steht, empfinden kann. Alle wollten sehen, alle photographischen Apparate waren in Tätigkeit, und Stokes war unablässig mit seinen Malereien beschäftigt. Das Land erhebt sich in hohen, wilden Gipfeln, von breiten, in der Regel kurzen Gletschern getrennt, die gewöhnlich am Strande zu einem Eissockel zusammenschmelzen, aus dem nur einzelne Vorgebirge aufragen. Es waren nicht nur neue Bilder, die sich vor unsern Blicken entrollten, sondern es war eine fremde, schwer zu beschreibende Welt, gänzlich verschieden von allem, was ich bisher gesehen hatte.

Waren wir an Land von den Pinguinen empfangen worden, so hiessen uns hier die Walfische willkommen. Zu Hunderten konnte man diese Riesen des Meeres unser Schiff umkreisen sehen, das sie offenbar auf dieselbe Weise auffassten, wie die Pinguine uns selber. In der Regel hört man an der Seite des Schiffes ein Schnauben, eine Wassersäule steigt auf, und einen Augenblick später taucht der dunkle, unförmliche Rücken eines mächtigen Walfisches aus dem Wasser auf; vermutlich betrachtet dies Riesentier uns mit Verachtung, sobald es merkt, dass wir ihm nicht auf seiner schnellen Fahrt durch das Wasser oder in die Tiefe hinab zu folgen vermögen. Nach dem Ausspruch eines Sachverständigen gehörten alle diese Wale einer Gattung an, die dem nordischen Buckelwal (Megaptera) gleicht

oder mit ihm identisch ist. Hätten wir Zeit dazu gehabt, so würden wir gern unsere Ausrüstung an einem von ihnen erprobt haben, um, wenn möglich, diese Tiere ein wenig genauer zu studieren. Später beobachteten wir in dieser Gegend auch noch zahlreiche Blauwale und Finnwale.

Rings um uns war alles still, und die grossartige Schneelandschaft, die sich zu beiden Seiten ausbreitete, schimmerte hell in dem bleichen Mitternachtslicht der antarktischen Sommernacht. Jetzt befanden wir uns nicht nur auf einem Wasser, das noch kein Mensch vor uns besucht hatte, sondern wir kamen auch mehr und mehr zu der Erkenntnis, dass wir nicht mehr wussten, wo wir waren, dass wir bereits Gegenden erreicht haben mussten, wo es keine Landmarken mehr zu erkennen gab. Dass wir mit diesem südwestlichen Kurs nicht in den Atlantischen Ozean hinausgelangen würden, das hatten wir schon lange eingesehen, und im Grunde wurde es uns bereits klar, dass das Ludwig Philippland mit dem Grahamland zusammenhängen müsse. Man kann also wohl sagen, dass wir schon jetzt das vielleicht wichtigste geographische Resultat erzielt hatten, das unsere ganze Expedition ergeben hat. Wo aber konnte dieser sonderbare Kanal nur münden? Konnte er innerhalb des Sundes gelegen sein, den die Belgier entdeckt hatten? Hörte er vielleicht schon auf, ehe wir an das Ende desselben gelangten? Oder bildete unser Sund selber den Anfang des Gerlache-Kanals? Das alles waren Fragen, die der morgende Tag lösen sollte.

Erst nach Mitternacht ging ich in meine Koje hinab, und um halb fünf Uhr war ich schon wieder auf Deck. Duse stand noch auf der Kommandobrücke, zeichnend und messend, ohne während der Nacht geschlafen zu haben. Der Kurs war während der ganzen Zeit unverändert geblieben, und noch immer befanden wir uns in demselben langen, zusammenhängenden Kanal, wo an der Steuerbordseite eine Insel der andern folgte. Es war unmöglich, zu bestimmen, wo wir waren, soviel aber stand fest, dass wir entweder in einen Sund gekommen waren, der parallel mit dem Gerlache-Kanal lief, oder wir waren, ohne es zu merken, auf sonderbare Weise in diesen Kanal selber hineingelangt. Es handelte sich nun darum, zu bestimmen, wie es sich hiermit verhielt, und ich ging hinab, um Dr. Cooks Schilderung der belgischen Expedition heraufzuholen und zu sehen, ob die Beschreibung stimmte. Zuerst verglich ich eine

konische Berghöhe mit seiner Abbildung des Mt. Alla, die Ähnlichkeit stimmte aber nicht ganz. Dann schlug ich sein Bild von Kap Murray und der Brialmont-Bay auf. Plötzlich überraschte mich die Ähnlichkeit mit einer dunkeln, vorspringenden Landzunge an der Backbordseite, und ich überzeugte mich bald davon, dass wir uns im Gerlache-Kanal oder, wie er früher genannt wurde, im Belgica-Kanal befanden.

Ich teilte sofort Duse meine Vermutungen mit, und obwohl er sie nicht mit der belgischen Karte in Einklang bringen konnte, so stimmte er doch vorläufig meiner Ansicht bei. Für denjenigen, der daran gewöhnt ist, im Hochgebirge oder in den Polargegenden seinen Weg zu finden, bietet es ein besonderes Interesse, die Schneeflecke zu beobachten, die man an den Bergabhängen



Das erste wiedererkannte Vorgebirge, Kap Murray

sieht, und die in der Regel Jahr für Jahr ihre oft eigentümliche Form wiederholen, um sie dann den ganzen Sommer über zu bewahren. Es ist kaum denkbar, dass man an zwei Stellen eine Kombination von ganz gleichen Schneeflecken finden kann, und genau so wie der Verbrecher durch den Abdruck der feinen Linien des Daumens identifiziert wird, so erkennt man an den Schneeflecken einen dieser Berggipfel unter Tausenden wieder.

Kap Murray hatte ich identifiziert, und die grossen Züge unserer Umgebung stimmten wohl auch mit der belgischen Karte überein, weiter kamen wir aber nicht. Alle Gelehrten hatten sich allmählich wieder auf Deck versammelt, es ward nun allgemein und eifrig beratschlagt, wo wir uns befanden. Wir beschlossen, unsere Fahrt fortzusetzen, in der Hoffnung, weiterhin andere Punkte wiedererkennen zu können. Anfangs ging dies auch ganz gut, die Charlotte-Bay war ihrem Bilde auf der Karte

so ziemlich ähnlich, dann aber bogen wir in die Wilhelmina-Bucht, und hier wurde ich selber zweifelhaft, denn nun war es nicht mehr möglich, uns mit der Karte in der Hand zurechtzufinden.

Wir setzten unsern Kurs auf Kap Anna fort und fuhren dann über den Sund auf Kap Ryswyck zu, den Schollaert-Sund vor uns. Noch immer herrschte derselbe allgemeine Zweifel an Bord: sind wir im Belgica-Kanal oder nicht? Duse, der bisher von ersterem überzeugt gewesen war, meinte jetzt, es sei doch sonderbar, dass die Karte so grosse Abweichungen aufweise. Es war allerdings sehr verlockend, eine gründliche Untersuchung anzustellen, um einige unumstössliche Beweise zu erzielen, aber



Szenerie aus dem Gerlache-Kanal

es gebrach uns an Zeit, und wir waren schon weiter südwestwärts gelangt, als ich beabsichtigt hatte. Für mich lag die Sache so: auf der einen Seite Abweichungen in Bezug auf Einzelheiten von der ursprünglichen belgischen Karte, Abweichungen, die allerdings oben bei der nördlichen Einfahrt ziemlich schwer zu erklären waren, die aber ganz üblich sind bei Kartenskizzen, die von Expeditionen herrühren, deren Hauptzweck nicht im Kartenaufnehmen bestanden hat; auf der andern Seite Übereinstimmung in den grossen Zügen, die Unmöglichkeit, sich einen Sund, so gross und so breit wie diesen, mit mehreren Querkanälen, östlich vom Belgica-Kanal gelegen, vorzustellen, ohne dass die Belgier darauf aufmerksam geworden sein sollten, und dann vor allen Dingen die völlig identischen Schneeflecke auf Kap Murray. Ein Zweifel erschien mir unter solchen Umständen kaum noch möglich. Völlig aufgeklärt konnte aber die Frage erst im nächsten Sommer

werden, wo wir eine Kartierung der Gegend bis in die Einzelheiten vornehmen wollten. Ich erteilte also den Befehl, umzukehren und den Kurs nach unserm eigentlichen Arbeitsfeld an der Ostküste des Landes zu lenken.

Selber sollte ich freilich nie wieder in diese Gegend zurückkehren, aber wir werden in einem späteren Abschnitt dieser Arbeit von dem zweiten Besuch der „Antarctic" hören, bei dem sich meine oben dargestellte Ansicht bestätigte, dass nämlich der Gerlache-Kanal wirklich nur eine Fortsetzung von d'Urvilles



Kap Roquemaurel

Orléans-Kanal ist. Bei dieser Gelegenheit wurde durch zahlreiche Landungen, Lotungen und Dredschzüge die Beschaffenheit dieses Gebiets gründlich studiert, und wir dürfen deswegen den Begebenheiten nicht vorgreifen, sondern wollen bis auf weiteres eine genauere Schilderung dieser Gegend hinausschieben.

So ging denn unsere Fahrt denselben Weg zurück, den wir soeben gekommen waren, was zur Folge hatte, dass man eine Weile ausruhen durfte und gewissermassen in Ruhe den Plan für die neue Arbeit machen konnte. Der nächste Morgen brach mit demselben strahlenden Sonnenschein an, in dieser Hinsicht wollten offenbar die antarktischen Gegenden nicht gegen die nördlichen zurückstehen.



Danco-Land in der Nähe der Wilhelminen-Bucht



Der Bransfield-Berg von Norden aus gesehen

Um die Mittagszeit unternahmen wir zum dritten Male eine Landung bei Kap Roquemaurel, wie d'Urville das östliche Vorgebirge bei der Einfahrt in den Orléans-Kanal benannt hat. Dies ist eine vorspringende, fast schneefreie Felsenpartie mit zerklüfteter, unregelmässiger Oberfläche, aber ohne scharfe Spitzen. Drinnen befindet sich ein wirklicher kleiner Hafen, eine tiefe Talschlucht, in der das Boot anlegen kann. Wir landeten an einem flachen Felsenstrand mit kleinen abgeschlossenen Teichen voll Seewasser und mit einer dichten Algendecke, die das Entzücken des Botanikers erregte. Die schlüpfrigen Felsen waren gefährlich, Stokes fiel und verletzte sich einen Finger, was ihn während der ganzen Zeit, die ich auf dem Schiff war, sehr in seiner künstlerischen Tätigkeit hinderte. Dort am Strande lagen einige Seehunde und sonnten sich, einer davon war beinahe silberweiss, wahrscheinlich ein „Krabbenfresser" (Lobodon). Diesmal liessen wir sie indes in Ruhe, wir hatten denen, die wir auf den Shetlandsinseln töteten, noch kaum die Haut abgezogen.

Das Gestein hier drinnen besteht aus einem grauen Granit von ziemlich eigentümlichem Aussehen, stark zerklüftet und mit einer Menge Adern von dunklem Eruptivgestein durchsetzt, das an den Seiten festere Ränder hat und zahlreiche Bruchstücke von Granit enthält. Man bemerkt dasselbe Gestein an mehreren der umgebenden Hügel, in der Regel aber bestehen die vorspringenden Bergpartien, die diesen Teil des Kanals umgeben, aus einem dunkleren Gestein, dessen Beschaffenheit ich diesmal nicht zu bestimmen vermochte.

Da es hier nicht besonders viel für uns zu tun gab, kehrten wir schon nach Verlauf einiger Stunden wieder an Bord zurück. Dort hatte man inzwischen eine Temperaturserie bis zu einer Tiefe von 200 Metern genommen. Wir setzten die Fahrt jetzt an der Küste des Ludwig Philipplandes entlang fort, zwischen einem Archipel von Felseninseln und unterseeischen Felsenriffen hindurch, was die Aufmerksamkeit des Kapitäns aufs äusserste in Anspruch nahm. Es ist natürlich keine leichte Sache, ohne Karte in einem solchen Gewässer zu fahren, aber dank den günstigen Witterungsverhältnissen verlief alles glücklich.

Auch dieser Abend war wunderbar schön, namentlich bei Sonnenuntergang, der violettblaue Tinten über die hellen Schneegipfel mit ihrem grellen Widerschein breitete.

IV.

Unsere Arbeiten an der Ostküste.

Unsere erste Bekanntschaft mit den künftigen Winterstationen. — Auf dem Wege nach Süden. — Das Eis zwingt uns zur Umkehr.



Unsere erste Aufgabe war nun erfüllt. Wir waren westlich am Ludwig Philippsland entlang gefahren, um nach einem durchschneidenden Sund zu suchen, und waren zu der Erkenntnis gelangt, dass ein solcher nicht existiert, wenigstens kein für Schiffe befahrbarer. Wir waren jetzt bereit zum nächsten Schritt. Dort, wo wir uns befanden, hatte schon d'Urville von Norden aus einen Sund gesehen, wie dieser jedoch beschaffen war, darüber wusste man nichts.

Diese Ungewissheit sollte bald aufgeklärt werden. Am 15. Januar um 4 Uhr des Morgens stand ich wieder auf der Kommandobrücke; der Sund lag jetzt klar vor uns, mit einer grossen Insel in der Mitte, genau so, wie d'Urville ihn gezeichnet hatte. Hell und strahlend ging die Sonne auf, die weisse Schneelandschaft beleuchtend, die uns umgab. Die Joinville-Insel ist hier niedrig und mit Eis bedeckt, aber auf dem Hauptlande ragt der dominierende, schön abgerundete Kegel des Mt. Bransfield hoch über seine Umgebung empor. Das Wasser, über das wir uns vorwärts bewegten, war fast eisfrei, und wir stiessen auf unserm Wege auf keinerlei Schwierigkeiten. Dies betrachteten wir als

etwas so Natürliches, dass wir unserer Ansicht nach keinerlei Veranlassung hatten, besonders dankbar dafür zu sein, aber wir haben später einsehen gelernt, dass die Verhältnisse sich nicht allemal so günstig gestalten.

Gleich nach 6 Uhr kamen wir an einem Punkt vorüber, der meine besondere Aufmerksamkeit erregte. Da dieser Ort später einer der bekanntesten in der Geschichte der Polarforschung wurde und gewiss auch in Zukunft eine Rolle spielen wird, will ich wörtlich einen Teil von dem anführen, was ich darüber in meinem Tagebuch aufgezeichnet habe: „Es ist ein eigentümlich schöner Fleck, der sich wohl zu einer Winterstation eignen dürfte, und den ich provisorisch Depot-Gletscher nannte, indem ich Duse und Larsen besonders darauf aufmerksam machte, für den Fall, dass ich später den Entschluss fassen sollte, hier ein Depot zu errichten, nachdem ich das Schiff verlassen hatte. Man erblickt ein wundervolles, langgestrecktes, zirkusförmiges Tal mit schroffen Seitenwänden; das Hauptinteresse erregt aber ein eigentümlich gut ausgebildeter Gletscher mit ein paar schönen Randmoränen, den einzigen, die ich bisher in diesen Gegenden gesehen habe. Schliesslich muss ich noch den breiten, schneefreien Strand erwähnen. Was für ein Gestein es ist, weiss ich nicht, es kann ein Sediment sein, aber auch ein basaltisches oder eruptives Gestein."

An dieser selben Stelle, die ich jetzt photographierte und zeichnete, und die ich Duse als geeigneten Depotplatz anwies, errichteten, noch ehe das Jahr verstrichen war, Joh. Gunnar Andersson, Duse und Grunden ihr Depot, ehe sie sich auf ihre Schlittenfahrt nach unserer Station begaben. Hier verbrachten dann diese drei einen langen dunkeln Winter in Sturm und Kälte, in eine kleine Hütte eingeschlossen, wo sie auf den Geröllsteinen des Bodens kaum Platz nebeneinander hatten, nachdem sie zuvor viele Wochen lang täglich auf diese Hügel hinaufgeklettert waren, um nach dem Schiff auszuspähen, auf dem wir jetzt so stolz vorüberfuhren. Unter den erschwerendsten Umständen und mit einer ungewissen Zukunft vor Augen, machten sie hier wissenschaftliche Aufzeichnungen, die diesem Ort, wenn möglich, noch grösseres Interesse verleihen als die Schilderung dessen, was sie selber hier erlebten. Auch ist der Name, den dieser Fleck jetzt trägt, die „Hoffnungsbucht", der bezeichnendste, den man ihm geben konnte.

Ein Sund war also wirklich hier, aber dies war auch fast die einzige Ähnlichkeit mit den älteren Karten. Die grosse Insel vor uns erkannte ich ohne weiteres als die Rosamel-Insel d'Urvilles, aber daneben lag eine andere, fast noch mehr in die Augen fallende Insel weiter nach Osten zu. Weshalb ist diese nicht auf der Karte verzeichnet? Nach den Beobachtungen, die im Laufe des nächsten Sommers vom Schiffe aus gemacht wurden, erscheint es fast noch glaubhafter, dass diese Insel der Rosamel-Insel entspricht, aber da der wirkliche Zusammenhang wohl niemals aufgeklärt werden wird, habe ich diese ihren Namen behalten lassen. Als wir näher kamen, stellte es sich heraus, dass die erstgenannte Insel durch einen Sund in zwei Teile geteilt war. Die an der Nordseite der Joinville-Insel gelegene grössere Insel, deren Vorhandensein jedoch erst später festgestellt wurde, habe ich die d'Urville-Insel genannt, nach dem berühmten französischen Forschungsreisenden, der als der eigentliche Entdecker dieser ganzen Küste betrachtet werden kann.

Den Sund selber haben wir zwar nicht entdeckt, aber wir waren die ersten, die durch denselben gesegelt sind und ihn dadurch sozusagen der Schiffahrt zugänglich gemacht haben. Augenblicklich ist es allerdings nicht gerade besonders schön in dieser Gegend, sonst würde wohl ein breiter Sund wie dieser, der eine so bedeutende Landstrecke abschneidet, ebenso wie die ihm entsprechende Magelhaensstrasse, ein Hauptverbindungsweg werden, und viele Schiffe würden ihn sicher im Laufe der Zeit passieren. Mit vollem Bewusstsein meiner Berechtigung hierzu gab ich ihm den Namen nach dem Schiffe, das zum ersten Male seine Wogen gefurcht hat, nach der „Antarctic", die so viel Tüchtiges im Dienste der Polarforschung geleistet hat und uns hier inmitten der Eismassen ein trautes Heim gewährte, bis sie für alle Zeiten in den Wellen verschwand.

Die Karte war offenbar so unrichtig wie nur möglich. Wir sahen, wie die Küstenlinie des Ludwig Philipplandes stark nach Westen abbog, wo sich dem Anschein nach ein tiefer Einschnitt befand. Hätten wir unsern Kurs gleich dahin gelenkt, so würde der Kronprinz Gustav-Kanal schon jetzt entdeckt worden sein. Statt dessen fuhren wir an der Südküste der Dundee-Insel entlang, in der Richtung auf die Paulet-Insel zu, die jetzt unser nächstes Ziel bildete. Larsen, der gelegentlich eines seiner früheren Besuche schon einmal hier gelandet war, hatte die Paulet-Insel als er-



Partie aus dem Antarctic-Sund in der Nähe der Argentina-Inseln

loschenen Vulkan geschildert, aber vom Meere aus gesehen, machte sie eigentlich nicht diesen Eindruck. Um 4 Uhr nachmittags bogen wir um die Insel, an deren östlicher Seite sich eine tiefe Bucht öffnet, die durch einen flachen, kiesbedeckten Strand, zu dem sich die Felsen in verhältnismässig weichen Formen herabsenken, vom Meere abgeschlossen ist. Hier wollten wir landen.

Der Doktor setzte sein Kanoe aus und die übrigen Gelehrten bestiegen das Nordlandsboot. Da wir aber am Strande Seehunde gesehen hatten, schickten wir ausserdem noch einige Leute von der Besatzung mit zwei Booten an Land, damit sie ihr Jagdglück versuchen sollten. Wir hatten während der letzten Tage nicht viele Spuren von antarktischem Tierleben angetroffen, hier aber trat uns ein solcher Reichtum davon entgegen, wie ich ihn mir kaum hätte träumen lassen. Schon weit draussen im Wasser zeigten sich ganze Züge von Pinguinen, Tausende dieser Vögel, die mit ihren eigentümlichen, bereits geschilderten Bewegungen dahergeschwommen kamen. Erst als es uns nach einiger Mühe gelungen war, zu landen — denn trotz des guten Wetters stiessen wir am Strande auf eine starke Dünung — erhielten wir eine wirkliche Vorstellung von dem Leben, das hier herrschte. Dies war zweifelsohne die grösste Pinguinkolonie, die ich jemals gesehen habe. Schon unten am Strande begegneten uns Scharen von Zehntausenden von Tieren, einige eben dem Meere entstiegen, andere gruppenweise versammelt, die Brandung beobachtend, ehe sie sich zu einer kleinen Meerfahrt entschliessen konnten. Plötzlich geht dann einer, vielleicht ein Anführer der übrigen, mit gutem Beispiel voran, und mit den Flügeln schlagend, gleitet er über den seichten Strandstreif dahin, um unter der Wasserfläche zu verschwinden, einen Augenblick später von der ganzen Schar gefolgt.

Weiter hinauf auf der Uferhöhe, wo das Wasser nicht einmal bei Sturm hingelangen kann, beginnt die Kolonie und setzt sich nach allen Seiten hin fort, so weit man sehen kann, sogar bis oben auf den Bergeshang hinauf. Es ist wirklich sonderbar, dass diese Tiere, die an Land ziemlich ungeschickt in ihren Bewegungen erscheinen und die keineswegs Bergsteiger sind, nicht einen andern Brutplatz wählen und ihre Nester so weit vom Strande entfernt bauen. Man empfindet beinahe Mitleid, wenn man sieht, wieviel Mühe es ihnen macht, sich von ihren Jungen zu ent-



Ein Vorgebirge auf dem Ludwig-Philipplande, südlich von der Hoffnungsbucht

fernen und sich die steile Felswand hinauf wieder zu ihnen zurück zu begeben.

Indessen ist es vielleicht noch unbequemer für einen Menschen, der ihr Nest untersuchen will, oder der aus sonst irgend einem Grunde die grosse Pinguinkolonie auf der Ebene passieren muss. Schon ehe man bis dahin gelangt, begegnet man den aufgestellten Wachtposten, die nicht einen Augenblick zögern, den Wissbegierigen anzugreifen. Die Art, die hier lebt, ist eine andere als auf den Shetlandsinseln. Sie kommt ausschliesslich in der unmittelbaren Nähe des antarktischen Eises vor (Pygoscelis Adeliae) und ist ein wenig kleiner als ihre Verwandte, die P. papua, von der sie sich ausserdem durch ihre Bosheit und ihren Mut unterscheidet. Ganz plötzlich sieht man einen Pinguin auf einen zugestürzt kommen, die Federn auf dem Kopfe gesträubt, sein ka — ka — ka — schreiend, mit dem Schnabel um sich hauend und mit den kräftigen Flügelstümpfen Schläge austeilend. Vor einzelnen Individuen kann man sich ganz gut schützen, ist man aber erst mitten unter ihnen, so entwickelt sich ein anderes Leben. Aus Hunderten von Kehlen ertönt das Feldgeschrei; jedesmal, wenn man den Fuss niedersetzt, befindet man sich im Bereich einer Schar von Schnäbeln, die scharfe Hiebe gegen den Eindringling richten. Man kann es kaum vermeiden, die Jungen oder selbst die Nester zu zertreten, und ehe man viele Schritte zurückgelegt hat, ist man ermüdet von diesem ungastlichen Empfang. Man versucht zu laufen, verschlimmert aber dadurch nur die Situation. Bei jedem Schritt spritzt einem der Schmutz bis an die Knie hinauf, immer häufiger werden die Schnabelhiebe, und schon nach wenigen Augenblicken gibt man den Versuch auf, sich in acht zu nehmen und eilt verzweifelt auf dem geradesten Wege vorwärts, um sich aus dem Gewimmel und dem ohrenbetäubenden Lärm zu entfernen.

Ich hielt mich so lange wie möglich in gehöriger Entfernung von den Pinguinen und wanderte am Strande entlang, das Gestein untersuchend. Die Insel ist ausschliesslich aus Olivinbasalt aufgebaut, der jedoch in mehreren Abarten auftritt. In der vorhin erwähnten Bucht liegt ein kleiner runder See, der bei unserm Besuch noch zum Teil mit Eis bedeckt war und den Lieblingsaufenthalt der Pinguine bildete. An den Ufern dieses Sees fand ich zahlreiche Lavastücke und vulkanische Bomben mit einer äusseren Glaskruste. Es kann daher kein Zweifel herrschen, dass



Schon am Strande, wo wir unsere Arbeit begannen, sahen wir uns von Tausenden von Pinguinen umgeben

man hier wirklich in einem alten Krater steht und dass die Insel ein erloschener Vulkan ist. Ich ging rund um den kleinen See herum, die Pinguine betrachtend, die draussen auf dem Eisblock ein Plauderstündchen abhielten und unter andern Ereignissen des Tages wohl auch diese neu angekommenen Wesen besprachen, die sie glücklicherweise bisher noch niemals kennen gelernt hatten.

Reich beladen mit Beute und wissenschaftlichen Ergebnissen kehrten wir gegen Mitternacht auf unser Schiff zurück. Wir hatten junge und ausgewachsene Exemplare aller uns erreichbaren Vogelarten mitgenommen. Ausserdem hatten Bodman und Sobral eine Serie magnetischer Bestimmungen gemacht. Die Mannschaft hatte einige vierzig Seehunde getötet, aber damit war auch die Jagd für diesen Sommer so ziemlich abgeschlossen.

Auch an Bord war man nicht untätig gewesen. Zwei Dredschzüge waren gemacht, der eine in einer Tiefe von 50—100 Metern, der andere ungefähr 150 Meter tief. Der Grund schien ziemlich steil zu einer beträchtlichen Tiefe abzufallen. Die Zoologen waren bisher sehr enttäuscht gewesen, da, obwohl wir uns bereits vier Tage in den antarktischen Gegenden befanden, sich noch immer keine Gelegenheit zu einem Dredschzug geboten hatte. Jetzt waren sie aber um so befriedigter, denn auf ein so wunderbar reiches Resultat war niemand gefasst gewesen. Das Schleppnetz kam sozusagen mit einer einzigen lebenden Masse gefüllt an die Oberfläche. Es war nicht nur die Menge der Individuen und Gattungen, die die Aufmerksamkeit erregte, sondern auch die Grösse und das eigentümliche Aussehen der einzelnen Exemplare. Ascidien von den verschiedensten Typen, Gorgoniden und Pennatuliden bildeten die charakteristischsten Formen; Seesterne, Ophiuriden, Anneliden waren ausserdem reich vertreten, und selbst ein Fisch wurde gefangen. Das grösste Interesse rief jedoch ein eigentümliches Tier hervor, das sich in mehreren Exemplaren vorfand und das sich als zu dem bisher nur einmal angetroffenen Geschlecht Cephalodiscus gehörig erwies. Wir werden später noch die Bekanntschaft mit diesem wunderbaren Tiertypus erneuern.

Mit dankbaren Erinnerungen liessen wir die Paulet-Insel hinter uns, und nicht ohne Stolz konnte ich auf die Arbeit der letzten Tage zurückblicken. In dieser kurzen Zeit hatten wir das wichtigste Problem innerhalb dieses Gebietes gelöst, wir hatten grosse und wertvolle botanische und geologische Sammlungen erworben;



Der Krater-See auf der Paulet-Insel

wir hatten die ausserordentlich reiche Tierwelt, die in diesen Gewässern lebt, gewissermassen entdeckt. Wunderbar sind die Fügungen des Schicksals! An diesem Morgen zeichnete ich in das Schiffsjournal den bis dahin von keinem Menschen gesehenen Ort ein, ohne zu ahnen, dass er dereinst eine Winterstation für einen Teil unserer Expedition bilden sollte; als ich 22 Monate später, am 11. November 1903 wieder nach der Paulet-Insel zurückkehrte, so geschah das, um an Bord eines fremden Schiffes eine Schar meiner Kameraden abzuholen,



Draussen auf der Eisscholle hielten die Pinguine in der Dämmerung ein Plauderstündchen ab

die hier lange Monate in Einsamkeit und Ungewissheit verbracht hatten. Die Pinguine und Seehunde, die wir jetzt mehr als wissenschaftliche Kuriositäten betrachteten, hatten es ihnen während eines ganzen Winters möglich gemacht, sich zu ernähren, und jedes Seehundsfell, das sie sich verschafften, bedeutete für sie die Gewissheit, wiederum auf einige Monate mit warmer Nahrung versorgt zu sein. Die neu entdeckte reiche Meeresfauna erhielt für sie ein praktisches Interesse, und dem einzigen kleinen Fisch, den wir jetzt mit dem Schleppnetz aufzogen, folgten mehr als 10000 Stück, die während des Winters die einzige Abwechslung in der Pinguin- und Seehundskost bildeten. Der kleine See, dessen Wasser mir schleimig und grün



Vorposten des Eises

erschien, gab den Winter hindurch trinkbares Wasser, ohne dass sie das teure Brennmaterial zum Schmelzen zu verwenden brauchten.

Es ging nun in südlicher Richtung über die Erebus- und Terrorbucht, den grossen Meerbusen, den Sir James Ross nach seinem Schiff benannt hat, in fast direkter Fahrt auf Kap Seymour zu, dem Ort, an dem ich selber zwei arbeitsvolle Jahre verleben sollte. Wir hatten bisher nicht viel von dem antarktischen Meereis gesehen, jetzt merkte man aber, dass wir uns demselben näherten. Hier und da lagen gewaltige Eisberge, einige schwammen, andere ankerten fest auf dem Grunde, und im Süden konnte man schon in der Entfernung einen Packeisstreif vor der Seymour-Insel erkennen. Am Morgen des 16. November befanden wir uns an der Nordspitze dieser Insel und bahnten uns einen Weg durch das dünne Eis bis an die Mitte der Insel, nach der Bucht, wo wir, gemäss der in Falmouth mit Bruce getroffenen Verabredung, ein Wahrzeichen errichten und Nachrichten über unsere Pläne für die Zukunft niederlegen sollten.

Die Seymour-Insel ist einer der merkwürdigsten Orte in dem ganzen antarktischen Gebiet. Sie wurde von Ross entdeckt, der jedoch nicht festzustellen vermochte, ob es eine alleinliegende Insel sei. Nach vom Schiffe aus angestellten Beobachtungen nahm man an, dass sie aus jüngerer, vulkanischer Lava bestände. Der erste, der hier gelandet ist, war Larsen, und zwar ging er am 2. Dezember 1892 und am 18. November 1893 an Land. Er brachte eine Menge Versteinerungen, bestehend aus verkieseltem Holz und Muscheln, mit, die ersten, die jemals im antarktischen Gebiet gefunden waren. Auf Grund des grossen geologischen Interesses, das mit diesem Fund verbunden war, hatte ich mir diese Insel von Anfang an als einen der Hauptpunkte für unsere Wirksamkeit gedacht. Konnten wir weiter südlich keinen geeigneteren Platz finden, so war es meine Absicht, unsere Winterstation hierher zu verlegen. Auf alle Fälle hatte ich beschlossen, hier ein reichhaltiges Depot zu errichten, das uns von Nutzen werden konnte, wenn wir gezwungen waren, uns von einer südlicheren Station hierher zurückzuziehen. Da hierzu noch wissenschaftliche Interessen kamen, wird man leicht verstehen, welch grosses Gewicht ich einer Landung auf dieser Insel beilegte.

Bei den herrschenden Eisverhältnissen schien es indessen unmöglich oder doch wenigstens sehr gefährlich, die Insel anzulaufen. Vor dem Lande lag nämlich ein breiter Eisgürtel, der von einer starken Strömung getrieben wurde und unsern Booten eine Landung kaum zu gestatten schien. Wir glaubten deswegen eine günstigere Gelegenheit abwarten zu müssen, aber als sich der Nebel am nächsten Morgen verteilte, beschlossen wir doch, einen Landungsversuch zu machen. Zwei Boote wurden ausgesetzt, sie führten ausser einer ungefähr 4 Meter langen Stange, die wir mittels eines Wimpels, etwas Farbe und einiger angenagelter Holzstücke so sichtbar wie möglich zu machen suchten, noch ein Depot von folgender Zusammenstellung mit sich:

75 kg Hundekuchen, 50 kg Gerstengrütze, 20 kg Margarine, 10 kg Zucker, 10 kg Salz, 12 kg getrocknete Kartoffeln, 12 kg getrocknetes Gemüse, 1 Kiste sog. Bootsproviant, eine Partie getrocknetes Fleisch und Fleischkonserven, ein wenig Tee, Kaffee, Schokolade und Tabak, ungefähr 30 Liter Petroleum, Streichhölzer und Brennspiritus, Leisten, Stiefelpricken und Stiefelsohlen, einen eisernen Spiess und eine Menge kleiner Bretter, einige Meter Segeltuch, 150 Gewehrpatronen.

Ohne weitere Abenteuer landeten wir und trugen unsere Sachen ans Ufer. Der Landungsplatz lag an der südlichen Seite eines ziemlich stark markierten Punktes, den ich später die Pinguinbucht nannte, da sich hier eine Pinguinkolonie befand, die ausser der grossen Bedeutung, die sie während des nächsten Winters für unsere Proviantierung erhielt, als südlichste Pinguinkolonie, die wir auf unserer Expedition an dieser Küste kennen lernten, von Interesse ist. Ich werde später noch häufiger Gelegenheit haben, über diese Kolonie zu reden, die uns jetzt, wo wir von der Paulet-Insel kamen, recht unbedeutend erschien. Indessen schenkte ich den Pinguinen jetzt keine grosse Aufmerksamkeit, ebensowenig wie der Errichtung des Wahrzeichens und der Niederlegung des Depots, sondern beeilte mich, die kurze Spanne Zeit, die wir auf dem Land verweilen konnten, zu einem Besuch in das Innere der Insel auszunutzen. Es war das allererste Mal, dass ein Geologe Gelegenheit haben sollte, antarktische Versteinerungen zu sammeln, und meine Erwartungen waren aufs höchste gespannt. Aber, wie es unter ähnlichen Verhältnissen oft geht, sie wurden gründlich getäuscht. An Fossilien fand ich freilich einige vereinzelte, schlecht erhaltene Abdrücke

von Muscheln, und ausserdem grosse versteinerte Holzstämme, aber nichts von grösserem Wert, nichts wesentlich Neues, was nicht Larsen schon mitgebracht hatte. Ich konnte zu dieser Zeit allerdings nicht wissen, dass gerade dieser Teil der Insel der in dieser Beziehung allerärmste ist und dass ich ein ganz anderes Resultat erzielt haben würde, wenn ich in beliebiger Richtung einen Kilometer weiter gewandert wäre. Es unterliegt keinem Zweifel, dass meine Eindrücke von dieser Landung entscheidend waren für meinen Entschluss, die Winterstation nicht nach der Seymour-Insel zu verlegen.



Die Pinguinbucht auf der Seymour-Insel

Als wir merkten, dass sich das Eis verdichtete und das Schiff weiter hinausgetrieben wurde, mussten wir uns beeilen, so schnell wie möglich wieder an Bord zu kommen. Bei meiner Rückkehr an den Strand war die Stange aufgerichtet und der Brief in einer festverkorkten Flasche niedergelegt. Unser Depot, das aus einer grossen und mehreren kleineren hölzernen Kisten bestand, mit einer Persenning bedeckt und durch eine Menge daraufgelegter Steinblöcke gegen den Sturm geschützt war, hatte seinen Platz unten am Bergabhang mitten in der Pinguinkolonie erhalten.

Wir mussten sehr angestrengt rudern, um wieder zu unserm Schiff zu gelangen. Ich machte bei dieser Gelegenheit meine erste Bekanntschaft mit dem antarktischen Treibeis; die Schollen

waren in der Regel klein und flach, aber sie lagen so dicht, dass es oft grosse Mühe machte, einen Weg dazwischen hindurch zu finden. Glücklich an Bord angelangt, hörten wir sofort von einem höchst merkwürdigen Fund: einem grossen grünen Grashüpfer. Natürlich erregte dieses sonderbare Insekt, von dem man sich unmöglich denken konnte, dass es an einem ganz öden Strand lebte, grosses Erstaunen, da es aber in einem der Boote unseres Schiffes gefunden war, ist wohl anzunehmen, dass es mit der „Antarctic" in diese Gegenden transportiert worden war.



Landmarke auf der Seymour-Insel

Unser nächster Plan ging nun darauf hinaus, den Versuch zu machen, ein zweites Depot entweder auf der Christensen-Insel oder auf Kap Framnäs niederzulegen; erst wenn dies glücklich ausgeführt war, konnten wir uns weiter in das grosse Unbekannte hineinbegeben. Schon hier, wo wir uns jetzt befanden, waren wir bereits bis an den südlichsten Punkt gelangt, den je ein Mensch ausser Larsen auf seiner bekannten Reise im Jahre 1893 betreten hatte. Ross war nämlich nach mehrwöchentlicher fruchtloser Arbeit gezwungen gewesen, gleich südlich um das Snow Hill-Land zurückzukehren. Bisher kann man nicht sagen, dass wir auf ungewöhnlich schlechte Eisverhältnisse gestossen waren, vielverheissend waren freilich die Aussichten auch gerade nicht. Unter Segel und Dampf gingen wir in dem sich ständig verdichtenden Nebel südwärts, zwischen mächtigen Eisbergen hindurch, die ein fast unheimliches Gefühl einflössen, wenn sie mit ihren riesenhaften, steil aufragenden, blauweissen Massen plötzlich in unmittelbarer Nähe des Schiffes auftauchen. Im übrigen stiessen wir nicht auf viel Eis, bis wir am nächsten Vormittag einen breiten Gürtel von verteiltem Treibeis durchquerten, worauf wir wieder

in fast offene See gelangten. Trotz des schlechten Wetters gelang es uns, eine einigermassen zuverlässige Ortsbestimmung zu machen, nämlich den 65° 18′ s. Br. und den 57° 30′ w. Länge. Freilich konnten wir nichts vom Lande sehen, aber so lange die Passage so frei war wie hier, wollten wir unsere Fahrt nicht unterbrechen. Während des Nachmittags nahmen wir indessen eine Serie Wassertemperaturen auf und machten einige Netzzüge bis zu einer Tiefe von 300 Metern, ohne auf den Grund zu gelangen. Gegen Abend begann das Eis, das zum Teil aus mächtigen, kilometerlangen Schollen bestand, immer dichter zu werden, so dass wir uns genötigt sahen, ein wenig weiter vom Ufer abzuhalten. Noch hatte ich jedoch die Hoffnung nicht aufgegeben, dass unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt werden und wir nicht nur von neuem landen, sondern auch auf irgend eine Weise einen Weg nach Süden finden würden. Das Glück war uns ja bisher nach jeder Richtung hin hold gewesen, und es war daher kein Wunder, wenn auch unsere Hoffnungen für die Zukunft einen hohen Flug nahmen.

Da war es denn ein harter Schlag, als unser zweiter Steuermann am nächsten Morgen um 4 Uhr auf Befehl des Kapitäns in meine Kabine hinunter kam und mich weckte, mit der Bitte, ich möchte hinaufkommen und die Eisverhältnisse in Augenschein nehmen, „ehe wir gezwungen wären, umzukehren". Nach Verlauf von wenigen Minuten war ich auf Deck und kletterte schnell zu dem Kapitän in der Ausgucktonne am Topp des Grossmastes hinauf. Ja, da war leider nicht die geringste Aussicht, weiter südlich vorzudringen. Im Süden und im Südosten lag das Eis so dicht gepackt, als sei es noch ungebrochen; im Westen erhob sich in unserer unmittelbaren Nähe eine senkrechte Eiswand, die ich auf eine Höhe von ungefähr 40 Meter schätzte, und die sich, so weit mein Blick reichte, nach Norden und Süden erstreckte. Man konnte hier oben in der Tonne gerade noch einige über dieser Mauer aufragende Spitzen schneefreien Landes erkennen, die in der Entfernung von einigen schwedischen Meilen vor uns lagen.

Man kann wohl kaum ein grossartigeres Bild sehen, als eine solche mächtige Eismauer mit ihren einfachen Linien und ihrem einförmigen, blauweissen Farbenton, nur von Himmel, Meer und Treibeis unterbrochen. Nur in den antarktischen Gegenden hat man Gelegenheit, dies Schauspiel in so grossem Massstabe zu



Im Treibeise erblickt man hin und wieder mächtige Eisberge

geniessen, aber hier sind diese Eiswände etwas ganz Charakteristisches, das man fast überall wiederfindet, sobald man sich in der Gegend des Polarkreises oder südlich von demselben dem Lande nähert. Über das Vorhandensein einer so gewaltigen Eisterrasse, die den Zutritt zum Lande gänzlich versperrte, hatte man in diesen Teilen des westantarktischen Eises bisher nichts Sicheres gewusst. Der Eindruck des Augenblicks wirkte so mächtig auf mich, dass ich alle wissenschaftlichen Interessen vergass, dass selbst die Schönheit der Szenerie kein Gefühl in mir erweckte. Es war mir völlig klar, dass der ursprüngliche Plan der Expedition, meine Absicht, in unbekannte Gegenden an der Küste von König Oskar-Land einzudringen, unwiderbringlich von Naturmächten zerstört war, gegen die jeder Kampf erfolglos sein musste. Wäre es früher im Sommer gewesen, so hätte man sich der Hoffnung hingeben können, dass das Eis allmählich schmelzen würde. Jetzt war es indes zwecklos, zu warten, und selbst wenn das Eis später möglicherweise ein etwas südlicheres Vordringen gestattet hätte, so würde es dann doch zu spät gewesen sein, um irgend eine umfassende Arbeit auszuführen.

Zwei Stunden lagen wir an diesem unserm südlichsten Punkt still, damit ich alle Möglichkeiten gründlich in Erwägung ziehen könne; dann gab ich gegen 6 Uhr den Befehl zur Umkehr. Es ist nicht möglich, ganz genau anzugeben, wo wir uns in diesem Augenblick befanden, nach dem Besteck konnten wir höchstens 10 bis 15 Minuten südlich vom 66. Breitengrad vorgedrungen sein. Es war nicht leicht, so auf einmal alle Pläne für die Tätigkeit des Sommers umzustossen. Soviel war mir jedoch schon jetzt klar, dass, ehe wir irgend welche neue Arbeiten in Angriff nahmen, die Gegend zwischen der Stelle, wo wir uns zur Umkehr gezwungen sahen, und der Seymour-Insel genau untersucht werden musste, um zu erforschen, ob wir an irgend einem andern Ort landen konnten. So hielten wir denn den Kurs jetzt erst ein wenig von der Eismauer ab und verloren diese in dem Nebel bald aus dem Gesicht. Um die Mittagszeit lichtete er sich etwas, und wir fuhren wieder auf die Küste zu. Sonderbarerweise fanden wir hier keine Eismauer, sondern so weit das Auge reichte, gewahrten wir eine ebene, flache Eisdecke. In ziemlicher Entfernung nach dem Lande zu sahen wir einige aufragende, schneefreie Spitzen, die nach Larsens Ansicht dieselben waren, denen er die Namen Jasonberg und Wetter-Insel beigelegt hatte. So-



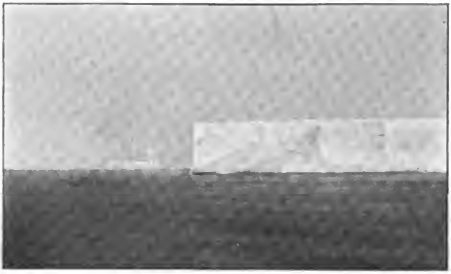
Selbst die Hunde durften mit auf das Eis kommen

weit ich sehen konnte, waren sie ganz niedrig und unbedeutend, weshalb die Wahrscheinlichkeit vorliegt, dass diese Gegend aus einer Menge Nunataks besteht, von derselben Art, aus denen die Seehundsinseln gebildet sind.

Dass wir nicht daran denken konnten, mit einem Depot bis an das Land selber vorzudringen, lag auf der Hand. Ich wollte indes die Gelegenheit benutzen, wenigstens die Beschaffenheit des Eises in diesen Gegenden zu untersuchen und liess deshalb das Schiff am Rande des Eises vor Anker gehen, wo sich bald das lebhafteste Bild entfaltete. Selbst die Hunde durften mit auf das Eis kommen, und es wurde ein kleiner Versuch gemacht, mit den Schlitten zu fahren. Ich selber erlebte dies freilich nicht, denn ich schnallte sofort die Schneeschuhe an und begab mich, so schnell ich konnte, allein auf das Eis hinauf. Es war schwer zu laufen, der Schnee ballte sich an den Schneeschuhen, und trotz der Hilfe, die diese mir leisteten, sank ich oft tief durch den Schnee und die darunter liegende Schicht wassergetränkten Eisschlammes, bis ich auf festes Eis gelangte. Hier und da stiess ich auf langgestreckte Süsswasserseen, die, sobald es nur ein klein wenig fror, sicher die vorzüglichste Schlittenbahn bilden würden. Mehrere Stunden lang wanderte ich auf diese Weise vorwärts, bis ich einen grossen Eisberg erreichte, von dem ich eine bessere Aussicht landeinwärts hatte. Ich hatte meinen Kurs nicht direkt auf das Land zu gehalten und schien mich hier dem Ufer nicht näher zu befinden als am Ausgangspunkt meiner Rekognoszierung. Indessen wagte ich nicht, mich noch weiter zu entfernen, sondern kehrte nach dem Schiff zurück, wo man bereits anfing, sich über meinen Verbleib zu beunruhigen, namentlich, da sich das Treibeis mehr und mehr am Rande des Eises zusammenschob.

Wir fuhren langsam zwischen den Eisschollen hindurch. In der Frühe des nächsten Morgens war ich auf Deck, um eine Inselkette zu beobachten, die aus dem Nebel auftauchte. Dies waren offenbar die sogenannten Seehundsinseln, aber zwischen uns und ihnen lag ein breiter Gürtel von unebenem, zerklüftetem Eis, durch das man schwerlich hindurch gelangen konnte, wenn man nicht eine Expedition mit Boot und Schlitten veranstaltete; deswegen setzten wir unsere Fahrt nordwärts fort, in der Hoffnung, hier eine Durchfahrt zu finden. Zuerst gingen wir nach Nordosten, dann nach Norden, und schliesslich machte das Eis eine direkte

Biegung nach Westen zu. Die ganze Zeit, die wir im Packeis manövrierten, war die Luft dick und nebelig gewesen; jetzt zerteilte sich der Nebel ganz plötzlich, genau so, als wenn ein Vorhang zurückgezogen würde. Vor uns breitete sich ein Bild aus, dem an grossartiger Pracht nichts gleichkommt, was ich bisher gesehen habe, — ein blaues, sonnenbeschienenes Meer mit kolossalen, weissschimmernden Eisbergen, und ganz im Hintergrunde ein Land, aus dem ein einzelner, gewaltiger, alles beherrschender Eiskegel aufragte, während hier und dort an der Küste dunkle Felspartien hervorlugten. Wir hatten uns so lange im Nebel mit schwankendem Kurs vorwärtsbewegt, dass eine



Antarktischer Typus eines Eisberges

ganze Weile verging, ehe wir uns klar darüber wurden, wo wir uns befanden. Ich kam bald zu der Überzeugung, dass dies nichts anderes sein konnte, als der Haddingtonfelsen, aber selbst der Kapitän wollte anfangs nichts davon wissen, sondern meinte, dass es ein Teil von König Oskarland sei. Jedenfalls veranlasste uns der Anblick dieses vor uns liegenden Bildes, alle weiteren Versuche, nach den Seehundsinseln vorzudringen, aufzugeben. Statt dessen beschlossen wir, zu untersuchen, ob es einen Weg gäbe, auf dem es uns möglich sein würde, weiter in dies unbekannte Gebiet einzudringen. Mit vollem Dampf ging es nun vorwärts, aber das Land war so hoch und so grossartig, dass wir kaum merkten, dass wir ihm näher kamen. Erst gegen Abend gingen wir am Rande des Eises vor Anker, genau an

6*

der Ecke, wo es nach Süden abbog. Während die Zoologen einen Dredschzug mit dem üblichen reichen Ergebnis, namentlich in Bezug auf Fische, unternahmen, ging ich mit einigen Kameraden an Land, um zu untersuchen, ob sich das Eis zu einer Schlittenfahrt bis an das aufragende Land hinan eigne. Es war indessen von so grossen Spalten durchfurcht, dass es anscheinend grosse Schwierigkeiten gehabt hätte, vorwärts zu gelangen, und hier, so in der Nähe von Kap Seymour, konnte auf alle Fälle ein Depot nicht von grosser Bedeutung sein.

Mit dieser Landung verliessen wir nun die Ostküste dieses Gebietes, in dem wir fast eine Woche zugebracht hatten, und zwar machten wir noch im letzten Augenblick eine Entdeckung, die freilich ebensowenig wie unsere früheren Beobachtungen jetzt gleich eingehender untersucht wurde, der wir aber doch eine hohe Bedeutung beimessen mussten, — wir erblickten nämlich ganz weit im Westen eine hohe wilde Alpenlandschaft. Die Entfernung war so gross, dass wir keine Einzelheiten zu unterscheiden vermochten, auch nicht sehen konnten, ob wir es mit einem zusammenhängenden Lande zu tun hatten, aber schon jetzt vermutete ich, dass dies die Ostküste des Festlandes sei, das Larsen auf seiner letzten Reise zwar nicht gesehen hatte, dessen entgegengesetzte Küste aber die belgische Expedition ebenso wie wir im Gerlachekanal kennen gelernt hatten, eine Vermutung, die sich später auf meinen Schlittenfahrten bestätigen sollte.

Um 11 Uhr abends dampften wir in östlicher Richtung weiter, kaum aber waren wir bis an die äusserste Spitze der Snow Hills gelangt, als uns ein heftiger Sturm aus Norden überraschte. Das Schiff musste deswegen während der Nacht an der Küste entlang treiben, soweit wie möglich Schutz unter Land suchend.

V.

Einige Episoden aus der Geschichte der Westantarktis.

Die antarktische Landmasse und ihre beiden Teile: Westantarktis und Ostantarktis. — Dirk Gherritsz. William Smith. Palmer. Morrel. Bellingshausen. Weddell. Biscoe. Dumont d'Urville und Ross. Dallmann. Larsen. Gerlache.



Sir James Ross.

Das grosse Interesse, das sich in den letzten Jahren in so vieler Beziehung an die Südpolargegenden knüpfte, hat auch eine Reihe mehr oder weniger populärer Schilderungen ihrer Entdeckungsgeschichte gezeitigt. Obwohl diese Geschichte keine jener grossen Tragödien aufzuweisen hat, wie sie uns in den Schilderungen der Nordpolfahrten entgegentreten, und es sich hier auch nicht um das grosse Problem handelt, dessen Lösung seit Jahrhunderten eine Expedition nach der andern hinausgelockt hat, so bietet sie doch nach vielen Richtungen hin ein grosses Interesse, und ich hätte mich hier gern mit verschiedenen dieser Fragen näher beschäftigt. Auch beweist ein eingehenderes Studium der Berichte über frühere Fangreisen, dass für die historische Forschung auf diesem Gebiet noch immer ein grosses Wirkungsfeld vorhanden ist. Leider ist es mir aber nicht möglich, hier ausführlich auf diese Fragen einzugehen. Wir wollen deshalb in diesem Kapitel nur ganz kurz und in der Hauptsache, in Übereinstimmung mit bereits vorliegenden Arbeiten, eine Übersicht über die wichtigsten Entdeckungen auf dem Landgebiet

geben, auf das sich die Tätigkeit der schwedischen Expeditionen erstreckt hat.

Ein Punkt, der wieder aktuell geworden ist, nachdem unsere Expedition ein übersichtliches Bild von den Küstenumrissen dieser Gegend ergeben hat, ist die Frage der Benennung der verschiedenen Teile dieses Gebietes. Zwar werden die geographischen Namen ganz allgemein aus zufälligen Gründen, ohne Zusammenhang mit der Entdeckungsgeschichte oder der Natur der betreffenden Gegend gegeben, aber ein solches Verfahren ist keineswegs wünschenswert, und wenn es sich jetzt in so grossem Umfang darum handelt, Namen festzustellen, so ist es zweifelsohne von Interesse, dass diese Frage in ihrem historischen Zusammenhang betrachtet wird.

Man kennt jetzt eine ganze Reihe von Plätzen in der Umgebung des Südpols. Inwieweit diese Länder wirklich mit einander in Zusammenhang stehen, ist noch zweifelhaft und wird sich vielleicht niemals mit Gewissheit entscheiden lassen, da sie zum grössten Teil fast immer in eine mächtige Eisdecke gehüllt sind; aber gerade aus diesem Grunde ist es auch ziemlich unwesentlich. Ein Weltteil, der seiner Lage und Natur nach weit von allen andern getrennt ist, existiert hier unten, und einen eigenen Namen muss er haben, gleichviel ob es sich herausstellt, dass er aus einer Gruppe grösserer Inseln besteht, oder ob er ausser kleineren Inseln einen zusammenhängenden Kontinent umfasst, der sich an Grösse mit den übrigen Weltteilen messen kann. Man hat den Namen Antarktis oder Antarktica vorgeschlagen, und beide scheinen mir gleich gut. Wüsste ich, dass das Ganze eine zusammenhängende Landmasse ist, so würde ich vielleicht dem letzteren Namen den Vorzug geben, wenn es sich aber darum handelt, eine Menge grösserer und kleinerer Landteile zu bezeichnen, so erscheint mir die Form Antarktis die geeignetere.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte der Südpolargegenden zeigt uns, dass die bekannten Landgebiete dort unten sich um zwei Mittelpunkte gruppieren. Auf der einen Seite hat man das Viktorialand und das Wilkesland mit ihren Unterabteilungen, auf der andern die Länder südlich von Südamerika. Inwiefern diese beiden Gebiete miteinander in Zusammenhang stehen, ist noch ein völliges Rätsel, aber selbst wenn festgestellt werden sollte, dass ein Zusammenhang besteht, so werden sie trotzdem einander gegenüber eine gewisse Selbständigkeit bewahren, da

sie soviel zugänglicher sind, als die Gebiete, die sie eventuell miteinander verbinden. Es erscheint deshalb sehr wünschenswert, diese beiden Landteile durch einen kurzen Namen von einander unterscheiden zu können, und während langer einsamer Stunden dort unten im Polareise habe ich diese Frage reiflich erwogen. Als bester Ausweg erschien es mir, das eine Gebiet Ostantarktis und das andere Westantarktis zu nennen, in Übereinstimmung mit der üblichen Benennung der Halbkugeln, auf denen diese Landstrecken liegen; ich war mir aber hierbei durchaus bewusst, dass die Himmelsgegenden Osten und Westen gerade in diesen Gegenden ungewöhnlich wenig zu bedeuten haben. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, dass ein amerikanischer Forscher, E. S. Balch, während unserer Abwesenheit genau dieselben Benennungen vorgeschlagen hat, nur mit dem Unterschied, dass er sich der englischen Form Antarctica bediente. Unter diesen Umständen will ich alle Zweifel fahren lassen und werde nun in Zukunft das Gebiet, auf dem unser Arbeitsfeld lag, als Westantarktis bezeichnen.

Schon im Altertum stösst man auf eine eigentümliche Vorstellung, die von Anfang an kaum einen andern Grund gehabt haben kann, als blosse Vermutung, die sich aber trotzdem durch Jahrtausende hindurch erhalten hat, dass nämlich eine grosse Landmasse den Südpol umgeben soll. Nach der Entdeckung des Feuerlandes und später Australiens gab es im 17. und 18. Jahrhundert eine Zeit, in der man allgemein hoffte, hier unten ein reiches und bewohnbares Land zu finden. Der grosse Seefahrer James Cook hat mit seiner zweiten Reise 1773—1775 diesen Traum für immer zerstört. Er umsegelte sozusagen die ganze Welt südlich vom 50. Grad südlicher Breite, drang an einer Stelle sogar bis zum 71° 10′ vor und befand sich auf einer Strecke von ungefähr 115 Längengraden südlich vom 60°. Während seiner ganzen Fahrt durch dieses gewaltige Gebiet stiess er nur auf einige kleine, isolierte Inseln, die sogenannten Süd-Sandwich-Inseln, und untersuchte ausserdem einige schon früher entdeckte, im übrigen aber wenig bekannte Gebiete, nämlich Süd-Georgien und später Kerguelen.

Unabhängig von der Kenntnis von dem Vorhandensein ähnlicher ozeanischer Inseln, die für die Frage, ob es ein eigentliches Antarktis gibt, von keinerlei Bedeutung sind, fehlt es in der Literatur nicht an Andeutungen, dass man schon weit früher

in diesen Gegenden Land beobachtet hat. Da ist namentlich ein Bericht, der weite Verbreitung gefunden hat und lange Zeit hindurch als über jeden Zweifel erhaben galt. Im Jahre 1598 segelte nämlich ein Geschwader von fünf Schiffen von Holland ab, um die Besitzungen der Spanier im Stillen Ozean anzugreifen. Die Expedition traf auf allerlei Widerwärtigkeiten, und die Schiffe trennten sich bald voneinander. Eins davon unter dem Befehl von Dirk Gherritsz wurde im November 1599 von den Spaniern genommen, bei welcher Gelegenheit der Befehlshaber verwundet und zum Gefangenen gemacht wurde. Gherritsz selber hat keine Beschreibung seiner Fahrt hinterlassen, und die frühesten Berichte darüber erwähnen keine Entdeckung südlich von den schon bekannten Ländern. Aber im Jahre 1622 erschien in Amsterdam eine Übersetzung einer spanischen Arbeit von Herrera, und hier ist in einem Anhang zu dem Original angeführt, dass Gherritsz, durch Sturm aus der Magelhaensstrasse vertrieben, den 64. Grad südlicher Breite erreichte und dort ein hohes schneebedecktes Land entdeckte, das im Aussehen Ähnlichkeit mit Norwegen gehabt habe. Man nahm deswegen an, dass er die Süd-Shetlands-Inseln gesehen habe, oder vielmehr einen Teil von dem südlich gelegenen Hauptlande, möglicherweise das Ludwig Philippland. Als infolge von Dallmanns und Larsens Entdeckungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Zeit lang die Ansicht auftauchte, dass das Ludwig Philippland mit seiner Umgebung von dem eigentlichen Grahamland getrennt sei, ward der Vorschlag gemacht, diese nördliche Inselgruppe nach dem ersten Entdecker des Landes Dirk Gherritsz-Archipel zu benennen. Es ist indessen in der letzten Zeit mit fast unumstösslicher Sicherheit festgestellt worden, dass Dirk Gherritsz die antarktischen Gegenden niemals besucht hat. Die ersten Schilderungen enthalten, wie gesagt, kein Wort davon, entscheidend aber dürfte der Umstand sein, dass es gelungen ist, im Holländischen Archiv ein Manuskript eines der Teilnehmer an der Fahrt zu entdecken, in dem dieser ausdrücklich sagt, dass sie während des Sturmes dreimal verschlagen wurden, „zweimal bis an den 55. und einmal bis an den 56. Grad.“ Vielleicht hat Balch Recht mit seiner Vermutung, dass ein anderer Seefahrer die Entdeckung gemacht hat, die Dirk Gherritsz zugeschrieben wurde. Auf alle Fälle aber beruht es wohl auf einer grossen Übertreibung, wenn man in der vorhin erwähnten Beschreibung des Landes einen wirklichen

Beweis dafür erblicken will, dass ein Teil der Westantarktis damals bereits entdeckt worden sei. Das Feuerland hat freilich eine grosse Ähnlichkeit mit Norwegen und dasselbe gilt auch von dem Ludwig Philippsland, denn beide sind gebirgig, aber abgesehen von dieser Übereinstimmung kann man sich wohl kaum zwei in der gleichen Entfernung vom Pol gelegene Länder vorstellen, die weniger Ähnlichkeit miteinander haben, als auf der einen Seite Norwegen und auf der andern diese antarktischen Küstenstrecken.

Da nun unsere Expedition festgestellt hat, dass das Gebiet, das nach Gherritsz benannt wurde, nicht als selbständige Inselgruppe existiert, scheint wohl nichts natürlicher, als dass dieser Name ganz aus der Karte ausscheidet und auf keine andere Gegend übertragen wird.

Kein Wunder, dass man nach den auf Cooks Reise gemachten Entdeckungen im allgemeinen in das entgegengesetzte Extrem verfiel, und das ganze Gebiet, das den Südpol umgibt, als ein ungeheures Eismeer betrachtete, in dem einige ganz vereinzelte kleine Inseln alles Land bildeten. Es ist deswegen ganz natürlich, dass alle Entdeckungsreisen in diesen Gegenden vorläufig ruhten, und ebenso erklärlich ist es, dass, wenn hier einmal eine nicht abzuleugnende Landentdeckung gemacht wurde, dies nur auf einem Zufall beruhte. So erging es dem Kapitän William Smith. Auf einer Reise zwischen Buenos Aires und Valparaiso mit der englischen Brigg „Williams“ versuchte er, um den scharfen Westwinden zu entgehen, einen ungewöhnlich südlichen Kurs um Kap Horn zu nehmen und entdeckte dabei am 19. Februar 1819 auf dem 26° 40′ s. Br. und um den 60° w. Länge ein neues Land. Bei dieser Gelegenheit konnte er sich auf keine nähere Untersuchung einlassen, und ebensowenig gelang ihm dies bei seiner Rückkehr im Juni, mitten im Winter, aber gelegentlich einer späteren Reise im Oktober desselben Jahres widmete er der Erforschung dieses Landes, dem er später den Namen Neu-Süd-Shetland beilegte, mehrere Tage. Am 18. Oktober landete er, zum ersten Male in der Geschichte der Antarktis, an der nordöstlichen Ecke der König Georg-Insel, wodurch das Land im Namen des englischen Königs in Besitz genommen wurde.

Der Entdeckung dieses William Smith ist in der Geschichte der geographischen Forschungen keineswegs der Platz zuerteilt, den sie verdient. Zugegeben, dass man schon vorher einige ozeani-

sche Inselgruppen mit völlig antarktischer Natur kannte, zugegeben, dass möglicherweise Sheffield wie auch Bellingshausen nach kurzer Zeit und unabhängig von Smith dieselben Gegenden entdeckt haben würden, was jedoch keineswegs sicher ist, und selbst zugegeben, dass man eines Tages nachweisen könnte, dass schon frühere Seefahrer diese Gegenden gesehen, oder dass amerikanische Seehundfänger früher dort gearbeitet hätten, ohne dass dies bekannt geworden wäre, etwas, was nicht undenkbar ist, wenn man sieht, wie kurzer Zeit es bedurfte, um die ganze Gegend mit Fangschiffen zu bevölkern, — so steht doch unumstösslich fest, dass Smith unbestritten der erste war, der einen Teil des antarktischen Weltteils kennen lernte. Freilich ist es wahr, dass die Shetlands-Inseln nur eine Inselgruppe bilden, diese ist aber so eng verbunden mit dem gegenüber liegenden Hauptlande, dessen Bergspitzen hier an gewissen Stellen, wie wir es selber erfahren haben, bei klarem Wetter sichtbar sind, dass das erste Fangschiff, das der Arbeit in der Nähe dieser Inseln einige Wochen widmete, auch das Festland unwillkürlich entdecken musste. Ohne deswegen den Wert der Beobachtungen, die in den folgenden Jahren in diesen Gegenden gemacht wurden, verringern zu wollen, möchte ich hier doch die Ansicht äussern, dass keine davon auch nur im entferntesten mit Smiths Entdeckung zu vergleichen ist.

Die Beschreibung seiner Reise enthält indessen einige Seiten, die ich nicht übergehen kann. An dem Strande, wo er landete, traf er „eine Menge Seehunde, Seeottern und noch ein drittes grösseres Tier von eigentümlichem Äussern.“ (Elefantenrobbe?) Dies mag ja richtig sein, falls mit Seeottern Pelzottern gemeint sind. Ausserdem erwähnt er aber auch Scharen von wilden Landvögeln, sowie Schwärme von Enten, und auf einer der westlichen Inseln meint er durch das Fernrohr mit Bestimmtheit Bäume erkannt zu haben, die Tannen glichen. Auch er vergleicht, ebenso wie der oben erwähnte Schilderer von Gherritsz' Reise, das neue Land mit Norwegen. Dass ein Mann, der wirklich hier unten gelandet ist, eine so hohe Meinung von dem Lande hegen konnte, erscheint schwer erklärlich, da aber Smith seine Reise nicht selbst beschrieben hat, ist es wohl möglich, dass ein Teil der Angaben in entstellter Form wiedergegeben ist oder doch wenigstens nicht ursprünglich dazu bestimmt war, der Nachwelt überliefert zu werden.

In demselben Sommer, in dem diese Aufzeichnungen gemacht wurden, besuchte auch der amerikanische Seehundfänger Sheffield die Süd-Shetlands-Inseln und erlegte dort eine grosse Menge der kostbaren Pelzseehunde. War es nun eine Folge der Angaben, die er und Smith hinterliessen, oder war es andern Umständen zuzuschreiben, jedenfalls soll Bellingshausen hier schon im nächsten Sommer ungefähr fünfzig, oder nach anderer Angabe achtzehn, amerikanische und englische Fangschiffe angetroffen haben. Von den meisten dieser Schiffe ist nichts weiter bekannt, aber einige der Führer haben sich durch ihre Arbeiten hier unten einen berühmten Namen in der Geschichte der Entdeckungen gemacht. Namentlich ist einer von ihnen, der amerikanische Kapitän Nathaniel Palmer, während der letzten Jahre von verschiedenen Seiten als der eigentliche Entdecker des antarktischen Festlandes hingestellt worden. Dies Urteil dürfte jedoch ein wenig übertrieben sein. Grade nach Fannings Bericht, auf den man sich in dieser Sache stützt, war Palmer nicht der erste, der Land sah, sondern diese Ehre kommt dem Befehlshaber der amerikanischen Flottille, Pendleton, zu, der von der Deceptioninsel aus ganz im Süden ein hohes Gebirgsland erblickte. Zu der Erforschung dieses Landes wurde dann später Palmer ausgesandt. Auch haben wir dem letzteren keineswegs irgend welche Kartenaufnahmen oder eingehende Aufschlüsse über das Land zu verdanken, das auf mehreren von den Karten aus jener Zeit seinen Namen trägt. Ausserdem muss noch hervorgehoben werden, dass diese Küste ohne Frage gleichzeitig auch von andern Schiffen besucht wurde. Auch findet man bereits auf Karten, die so alt sind, wie z. B. die Weddellsche, die Benennung Trinityland an Stelle von Palmerland.

Die beiden oben angeführten Namen haben auf diesem Festlande eine sehr wechselnde Geschichte gehabt und sind zeitweise fast von den Karten verschwunden gewesen. Als nun die Nordküste des westantarktischen Landes näher erforscht wurde, entstand die Frage, wo sie in Zukunft unterzubringen seien. Gerlache machte den Vorschlag, den ganzen westlichen Archipel nach Palmer zu benennen, während andere Forscher wünschten, dass ein Teil des Hauptlandes selbst seinen Namen tragen sollte. Ich selbst schliesse mich dem letzteren dieser beiden Vorschläge an und beantrage deswegen, die von uns erforschte Küstenstrecke zwischen dem Ludwig Philipplande und dem Dancolande, zum

Teil dasselbe Land, das schon Pendleton von der Deception-Insel gesehen hat, nach dem Mann zu benennen, der jedenfalls, soweit man es beurteilen kann, der erste war, der eine ausgedehntere Reise an seinem Küstengebiet entlang gemacht hat. Das Trinityland als solches verschwindet demnach, aber ich habe zur Erinnerung daran die grösste der Inseln, die vor dem Palmerland liegt, Trinity-Insel genannt.

Bei Erwähnung der Fangexpeditionen, denen wir die ersten Nachrichten über diese Gegenden zu verdanken haben, dürfen wir den Engländer Powell nicht vergessen, der im Dezember 1821 die Süd-Orkney-Inseln entdeckte und uns im übrigen eine ziemlich vollständige Karte und viele wertvolle Aufschlüsse über diese ganze Gegend hinterlassen hat.

Schon vorher, in demselben Jahr, als Palmer seine ersten Arbeiten ausführte, wurde in dieser Gegend eine andere, nicht weniger wichtige Entdeckung gemacht. Am 21. Januar 1821 traf nämlich eine russische Entdeckungsexpedition unter Bellingshausen ungefähr auf dem 69° s. Br. auf ein grosses Land, das südlichste bisher bekannte, das Alexander I.-Land genannt wurde. Dasselbe ist in den letzten Jahren von Evensen und Gerlache gesehen worden, noch aber weiss man nichts näheres darüber, nicht einmal, ob es mit dem nördlicher gelegenen Grahamland zusammenhängt. Wie ich bereits vorher angedeutet, machte Bellingshausen später einen kurzen Besuch auf den Süd-Shetlands-Inseln, wo er kartographische Arbeiten ausführte. Ich übergehe hier eine der berühmtesten Forschungsreisen, die jemals in den Südpolarregionen unternommen worden ist, und die auch eine gewisse Rolle bei der Ausarbeitung des Planes für die schwedische Expedition gespielt hat, nämlich James Weddells berühmte Reise, auf der er am 20. Februar sogar bis zu dem 74. Grad südlicher Breite gelangte, dem südlichsten Punkt, zu dem bis auf den heutigen Tag ein Mensch vorgedrungen ist, abgesehen von den Expeditionen, die an der Küste des Viktorialandes gearbeitet haben.

Weddells Reise ist viel umstritten worden, und es hat nicht an Leuten gefehlt, die Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Angaben geäussert haben. Ich selber hege jetzt in dieser Beziehung keine Bedenken mehr. Bei den gewaltigen Wechseln, denen die Lage des Eises in verschiedenen Jahren unterworfen ist, und die zu beobachten wir selber Gelegenheit gehabt haben, er-

scheint es ganz annehmbar, dass die grosse Einbuchtung im Packeise, auf die Ross und letzthin auch Bruce gestossen sind, sich nach Westen verschieben und gleichzeitig Zutritt zu einem offenen Wasser gewähren kann, das bedeutend südlicher liegt, als es diese beiden Entdeckungsreisenden angetroffen haben.

Verschiedene andere Expeditionen aus dem Jahre 1820 könnten hier noch erwähnt werden, da ich aber keinen Anspruch darauf erhebe, hier eine erschöpfende Beschreibung der Entdeckungsgeschichte dieser Gegenden zu machen, so gehe ich jetzt zu Biscoes Reise im Jahre 1832 über. Auf dem Wege von Australien nach den Süd-Shetlands-Inseln steuerte er absichtlich einen südlichen Kurs, in der Hoffnung, dort Land zu finden. Am 15. Februar traf er auf dem 67° 15′ s. Br. und auf dem 69° 29′ w. L. eine Insel, die er Königin Adelaide-Insel nannte. Während der folgenden Tage gewahrte er mehrere neue Inseln, und am 21. Februar betrat er seiner eigenen Meinung nach das Festland, obwohl dies wahrscheinlich dieselbe Insel war, die Gerlache Antwerpen-Insel genannt hat. Biscoe nahm indes das Land im Namen Englands in Besitz; nach seiner Rückkehr wurde das Land nach dem damaligen Chef der Admiralität, Sir James Graham, benannt, und die Bezeichnung Grahamland ist allmählich die ganz allgemeine Benennung für das Festland hier unten in seiner Gesamtheit geworden. Da die Namen Palmerland, Trinityland, sowie Alexanderland, falls es sich nicht herausstellen sollte, dass dies letztere eine besondere Insel ist, ebenso wie mehrere andere Namen, zweifelsohne älter sind, so erscheint mir die Bezeichnung Grahamland zu diesem Zweck nicht geeignet, auf der andern Seite ist es nicht leicht, sich für einen andern der eben erwähnten Namen zu entscheiden. Ich für meinen Teil wäre sehr geneigt, diese Landmasse Smithland zu nennen, aber hiergegen liesse sich nicht ohne Grund einwenden, dass, wenn die Benennung Westantarktis oder Antarktica eingeführt würde, ein besonderer Name für das erwähnte Festland vorderhand nicht nötig wäre. Es muss folglich den Entdeckern, denen es einstmals gelingen wird, die Ausdehnung des Landes nach Süden zu und sein Verhältnis zu den ostantarktischen Ländern festzustellen, überlassen werden, ihm einen Namen zu geben.

Nach Biscoes Reise tritt eine Pause von über 40 Jahren ein, während welcher fast keine andern Entdeckungsreisen die antarktischen Gegenden berührten, als die drei ungefähr gleichzeitig

ausgeführten Expeditionen unter Wilkes, Dumont d'Urville und Ross. Alle drei ernteten ihren grössten Ruhm in den östlichen Gebieten, aber alle machten Entdeckungen, und zum Teil sehr wichtige, in der Westantarktis. Wilkes' Reise können wir hier übergehen, da sie keine wichtigen Kartenaufnahmen hinterlassen hat. Ein Jahr früher als Wilkes, im Januar 1831, besuchte d'Urville vom Feuerland aus teils die Süd-Orkney-Inseln, teils erforschte er die ganze Küstenstrecke des bisher nur in seinen allgemeinsten Hauptzügen bekannten Landes südlich von Süd-Shetland bis zu der grossen Bucht, die er Orléans-Kanal nannte. Über dies Gebiet fertigte er eine verhältnismässig sehr gute Karte an, und man kann es ihm wohl kaum verdenken, wenn er diesen Landstrecken ganz neue Namen gab, die er Persönlichkeiten in seinem eigenen Vaterlande entlehnte. Als Trinityland bezeichnete er nur das Gebiet westlich vom Orléans-Kanal. Die grosse Insel, die nach seinen Entdeckungen den östlichsten Teil dieser Landmasse bildet, erhielt den Namen Joinville-Insel, während das Hauptland nach dem König von Frankreich Ludwig Philippland benannt wurde.

D'Urvilles Reise bildete einen sehr wesentlichen Fortschritt für unsere Kenntnis dieser Gegenden, und nicht weniger bedeutungsvoll waren die Ergebnisse der Expedition von Sir James Ross im Jahre 1843. Ebensowenig wie in der Ostantarktis begnügte sich dieser Forscher damit, die verhältnismässig leicht zugängliche Nordküste zu untersuchen, sondern er drang kühn in südlicher Richtung nach der Ostküste vor, die so vollständig aufgenommen wurde, wie dies vom Wasser aus möglich war. Aber schon auf dem 64° 50' traf er auf undurchdringliches Packeis, und nach fruchtlosen Versuchen musste er mit seinem Schiff in östlicher Richtung abschwenken. Es würde von grösstem Interesse sein, in diesem Zusammenhang über Ross' Entdeckungen auf dieser berühmten Reise zu berichten, aber gerade weil sie in so unmittelbarem Zusammenhang mit unserer eigenen Expedition steht — es ist u. a. charakteristisch, wie völlig übereinstimmend unsere vor Antritt der Reise gefassten Pläne waren, und der grössere Teil unserer Wirksamkeit lag ja in oder nahe den Gegenden, die Ross bereist hatte —, werde ich im Laufe meiner Arbeit noch wiederholt auf die hierher gehörigen Fragen zurückkommen.

Wenn wir von Smileys Arbeit im Jahre 1842 absehen, folgt jetzt abermals eine grosse Pause. Das nächste Mal, wo wir wieder

von einer Expedition nach der Westantarktis hören, stehen wir der Gegenwart schon sehr nahe. Im Jahre 1874 entsandte eine Reederei in Hamburg den Dampfer „Grönland“ unter Kapitän Dallmann, um in der Gegend südlich von Südamerika Seehunds- und Walfischfang zu betreiben. Dallmanns Entdeckungen erregten seiner Zeit grosses Aufsehen, wohl namentlich, weil es so lange her war, seit man irgendwelche Nachrichten aus diesen Gegenden gehabt hatte. Er hat indes keinen Versuch gemacht, eine Karte über die von ihm besuchten Gegenden aufzunehmen, man hat alle Angaben seinem Loggbuch entnehmen müssen. Es ist folglich leicht zu erklären, dass man bei genauerer Untersuchung ziemliche Mühe hatte, seine Beobachtungen mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Ein Verdienst, das ihm jedoch nicht abgestritten werden kann, ist, dass er zum ersten Male klar und deutlich geschildert hat, wie die ganze äussere Westküste, sogar bis an den Orléans-Kanal, in Inseln aufgelöst ist. Interessant sind seine Angaben, dass an der Ostseite der Hughes-Bay sich mehrere durchgehende Sunde eröffnen. Es ist freilich nicht ganz leicht verständlich, was er hiermit sagen will, aber man kann wohl kaum daran zweifeln, dass er die westliche Mündung des Orléans-Kanal beobachtet hat, dort, wo dieser die Trinity-Insel vom Palmerland trennt.

In geschäftlicher Beziehung war Dallmanns Reise ein Misserfolg, und aus diesem Grunde verstrichen abermals fast 20 Jahre, ehe die Südpolargegenden von neuem von Menschen besucht wurden. Nun aber scheint es, als sei der Bann, der so lange darüber geruht hatte, für immer gebrochen, denn in dieser letzten Periode bis auf den heutigen Tag sind Expeditionen nach diesem Ziel keineswegs selten gewesen. So wurde im September 1892 eine Flottille von 40 Schiffen unter Führung von Kapitän Fairweather von Dundee aus entsandt, um aus der Erebus- und Terrorbucht die grönländischen Walfische zu holen, die Ross in seiner Beschreibung mehrfach erwähnt. An Bord dieser Schiffe befanden sich die Naturforscher W. S. Bruce und Dr. Donald, denen wir viele Mitteilungen von Interesse verdanken. In geographischer Beziehung wurde indes nicht viel ausgerichtet, das wichtigste bestand in der Entdeckung des Sundes, der die sogenannte Dundee-Insel von der Joinville-Insel trennt. Diese letztere wurde umsegelt, aber die Darstellung des Sundes, den ich nach

der „Antarctic" benannte und den man doch von Süden aus gesehen haben muss, ist auf der Karte ziemlich unrichtig.

Gleichzeitig mit diesen Schiffen ging im Auftrag einer Reederfirma in Hamburg zu gleichem Zweck Kapitän C. A. Larsen als Führer des norwegischen Fangschiffes „Jason" aus. Auch diese Reise ergab keine geographischen Resultate von Bedeutung, aber gelegentlich seiner Landung auf der Seymour-Insel machte Larsen eine Entdeckung, die in der Geschichte der Naturforschung nicht vergessen werden wird, — er fand die ersten antarktischen Versteinerungen. Während aber die schottischen Reeder die begonnene Arbeit zu wenig lohnend fanden, ergab Larsens Reise in geschäftlicher Hinsicht einen so guten Ertrag, dass er bereits im nächsten Sommer zurückkehren konnte, diesmal als Führer einer Flottille von drei Schiffen. Nun erzielte er auch bedeutende geographische Resultate. Unter ungewöhnlich günstigen Eisverhältnissen *) drang er auf beinahe eisfreiem Meere südlich von der Erebus- und Terror-Bucht vor und entdeckte am 1. Dezember 1893 ein hohes Land, das den Namen König Oskarland erhielt. Eine Landmasse, die er für eine stark vorspringende Landzunge hielt, nannte er Kap Framnäs; es folgte dann eine grosse Bucht mit hohem, aus der Ferne sichtbarem Lande, das sogenannte Foynsland, an die sich ein vorspringender ebener Eisabhang schloss, zweifellos der Eisterrasse entsprechend, die ich später weiter im Norden auf meiner Schlittenfahrt kennen lernte. Ohne hier irgendwelches schneefreie Land zu sehen, ging Larsen an diesem Eisrande entlang, bis zu dem 68° 10′ s. Br., wo ihn das ungebrochene Wintereis zur Umkehr zwang. Auf dem Rückwege entdeckte er weiter nördlich eine Inselkette, und es gelang ihm auch, auf Schneeschuhen über das Eis zu einer derselben zu gelangen, die den Namen Christensen-Insel erhielt. Sonderbarerweise bemerkte er hier nicht das hohe Land, das sich weiter nach Westen zu an das König Oskarland anschliesst und den westlichen Strand der grossen Bucht bildet, vor der er sich jetzt befand. Bei

*) Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, dass die ersten neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bekannt sind wegen ungewöhnlich grosser Mengen von Eisbergen, die in den südlichen Teilen des Atlantischen und Indischen Ozeans angetroffen wurden und aus den Südpolargegenden stammen mussten. Man kann nicht umhin, sich einen Zusammenhang zwischen den günstigen Eisverhältnissen zu denken, die Larsen auf dieser Reise antraf, und den Kräften, die diese grossen Eismassen in Bewegung setzten.

klarem Wetter habe ich selbst von demselben Punkt aus dies Land mit allen seinen Einzelheiten beobachten können. Früher war man der Ansicht, dass dies Land hier von einem breiten Sund durchschnitten werde und hatte das Gebiet nördlich von diesem Lande Dirk Gherritszland genannt.

Die Reise Larsens steht in so ausserordentlich engem Zusammenhang mit unserer eigenen Expedition, dass ich hier auf ihre Einzelheiten nicht näher eingehen darf. Vom rein geographischen Gesichtspunkt aus muss sie im Vergleich mit andern Fangreisen als eine der ergebnisreichsten Expeditionen bezeichnet werden, die jemals, sei es in nördlichen oder in südlichen Polargegenden, gemacht worden sind. Die neuen Entdeckungen, die Larsen während dieser Reise machte, können sich ihrem Umfange nach völlig mit dem messen, was von Männern wie Palmer, Biscoe und Weddell ausgerichtet wurde; die Karte, die er zeichnete, übertreibt freilich alle Entfernungen und Dimensionen, gibt aber doch ein ganz gutes Bild von den Verhältnissen. Ausserdem müssen seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Sammlungen hervorgehoben werden. Die letzteren sind leider zum grössten Teil verloren; nachdem sie glücklich quer über die Erde geschifft waren, strandete der Transportdampfer, auf dem sie in die Heimat geschickt werden sollten, im englischen Kanal vor Dover. Spätere Forscher haben den Vorschlag gemacht, die grosse Bucht, deren südlicher Abschluss an der Christensen-Insel beobachtet wurde, Larsen-Bucht zu nennen. Dass die genauere Untersuchung dieser Bucht von einer schwedischen Expedition ausgeführt wurde, um die sich Larsen so grosse Verdienste erworben hat, kann wohl nur dazu beitragen, den angeregten Namen noch verdienter zu machen.

Den hier genannten Fangfahrten folgte unmittelbar die Reise der „Antarctic" nach dem Viktorialand unter Bull und Kristensen und mit Borchgrewingk an Bord. Gleichzeitig mit der Rückkehr dieser Expedition begann man in der wissenschaftlichen Welt allen Ernstes mit den Vorbereitungen zu der grossen internationalen Kooperation, die jetzt durch die Heimkehr der deutschen, schwedischen und englischen Expeditionen einen glücklichen Abschluss gefunden hat. Aber noch ehe diese drei Expeditionen im Jahre 1901 ihre Reisen antraten, wurden zwei andere grössere Reisen nach den antarktischen Regionen unternommen, durch welche, wie man mit gutem Grund sagen kann, die wissenschaft-

liche Südpolarforschung nach einer Ruhepause von einem halben Jahrhundert einen neuen Aufschwung nahm. Von diesen berührte wiederum eine die Gegenden, um die es sich in dieser Arbeit handelt, näher. Unter der Leitung von Adrien de Gerlache ging im Jahre 1897 an Bord des Dampfers „Belgica“ eine wissenschaftliche Expedition hinaus, um vom Feuerland aus die Südpolargegenden näher zu untersuchen. Der Plan für diese Expedition war an-



Die letzte Karte der Antarktis vor den belgischen und schwedischen Expeditionen (nach Fricker)

scheinend vorher nicht ganz bestimmt entworfen worden, und infolge verschiedentlicher Missgeschicke konnte sie erst Mitte Januar 1898 die Staaten-Insel verlassen. Die eigentliche Forschungsarbeit nahm ihren Anfang in der Hughes-Bucht. Von hier aus wurde der breite Kanal entdeckt und kartographisch aufgenommen, der die bereits von Smiley und Dallmann gesehenen Inseln von dem jetzt mit dem Namen Dancoland bezeichneten Gebiet trennt. Nach dreiwöchentlichen Forschungen in dieser

Gegend ging die Reise westwärts in das Meer hinaus, wo das Schiff jedoch bald im Eise festsass und dann mit diesem über ein Jahr umhertrieb, bis es wieder freikam.

Nur der Übersichtlichkeit wegen will ich hier zuletzt noch darauf hinweisen, dass von den Expeditionen, die gleichzeitig mit uns ausgingen, die englische unter Kapitän Scott drei Winter an dem südlichen Teil des Victorialandes auf dem 77° 50′ s. Br. zubrachte, während die deutsche unter Professor von Drygalski im Jahre 1902 bei dem neu entdeckten Kaiser Wilhelmland auf dem 66° 2′ s. Br. und 89° 48′ ö. L. überwinterte. Die schottische Expedition unter Bruce, die im Jahre 1902 Europa verliess, hat sich im Winter 1903 auf den Süd-Orkney-Inseln aufgehalten, also in derselben Gegend wie wir, wenn auch auf einem etwas nördlicheren Breitengrade.

VI.

Unsere Entdeckungsfahrt im Weddell-Meer.

Verschiedene Möglichkeiten für unsere Sommertätigkeit. — Der 21. Januar 1902. — Das Leben an Bord der »Antarctic« — Wissenschaftliche Arbeiten. — Ein Eisberg statt einer neu entdeckten Insel. — Das antarktische Eis.

Von dem Augenblick an, wo wir uns an der antarktischen Ostküste zur Umkehr gezwungen sahen, ehe noch der Polarkreis erreicht worden war, richteten sich an Bord der „Antarctic" alle Gedanken auf die Frage, wie wir den Teil des Sommers, der noch vor uns lag, am besten anwenden sollten. Die Ansichten waren in dieser Hinsicht sehr geteilt. Einige von den Gelehrten machten den Vorschlag, dass wir nicht zurückkehren, sondern liegen bleiben sollten, um eine Verbesserung der Eisverhältnisse abzuwarten. Wir könnten ja die Wartezeit dazu benutzen, die Winterstation irgendwo in der Nähe unseres südlichsten Punktes an Land zu setzen. Diesen Vorschlag musste ich als absolut unausführbar verwerfen; während der Wochen, die uns noch von dem Sommer blieben, unsere ganze Ausrüstung einschliesslich des Materials zu unsern Gebäuden, sowie unserer Vorräte an Kohlen nach dem nächsten Festlande zu verladen, war bei den Hilfsmitteln, die uns zu Gebote standen, nicht möglich. Unter diesen Umständen blieb uns nur die Wahl zwischen folgenden Möglichkeiten: Entweder wir mussten in die Gegenden zurückkehren, die wir kürzlich bereits mit so grossem Erfolg besucht hatten, nach dem Orléans-Kanal und nach der Erebus- und Terror-Bucht, und hier unsere geographischen und wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzen, bis es Zeit war zur Landung der Winterstation, z. B. auf der Seymour-Insel; oder wir mussten, in Übereinstimmung mit dem Plan, den ich schon in Schweden vorgelegt hatte, dem Eisrande in östlicher Richtung folgen, in der Hoffnung, eine Öffnung

darin zu finden, durch die wir in das eisfreie Meer gelangen konnten, das Weddell einstmals gesehen und befahren hatte.

Gerade in der Lage, in der wir uns jetzt befanden, erfuhr ich gründlich, wie schwer es ist, ein Unternehmen, wie das unsere, auszuführen, ohne über die erforderlichen pekuniären Hilfsquellen zu verfügen. Hätte ich nur einen Monat früher aus Schweden abreisen können, hätten wir nur die erforderlichen Mittel gehabt, um auf den Falklands-Inseln hinreichend Kohlen zu nehmen, so zweifle ich keinen Augenblick, dass die letzte Alternative nach jeder Richtung hin die vorteilhaftere gewesen wäre. So wie sich die Verhältnisse gestaltet haben, kann man wohl sagen, dass wir Recht hatten, die erste Alternative zu wählen. Dies empfand ich auch selbst; aber der Gedanke, eine Durchfahrt nach dem Weddell-Meere zu suchen, falls es möglich sein sollte, an der Küste entlang weiter vorzudringen, hatte doch einen so wesentlichen Bestandteil meines Planes ausgemacht, dass ich lange zweifelte, ob es richtig sei, alle weiteren Bemühungen, in völlig unbekannte Gebiete einzudringen, so schnell aufzugeben.

Es wäre freilich auch möglich gewesen, diesen Sommer hindurch in der Nähe des Landes zu bleiben und die Fahrt nach dem Weddell-Meere bis zum nächsten Jahre aufzuschieben. Diese Anordnung hätte indes eine grosse Unbequemlichkeit gehabt. Eine Expedition, die zu einem solchen Zweck ausgeht, muss auf eine Überwinterung gut vorbereitet sein. Da wir nun nur eine ziemlich unvollständige Ausrüstung für den zweiten Winter mit uns führten, würde eine solche Änderung unseres Planes bedeutende Unkosten verursacht haben, und ausserdem liess es sich wohl kaum leugnen, dass ein solcher Versuch, vorzudringen, besser an den Anfang als an das Ende einer Expedition verlegt wird.

Schliesslich lag noch eine andere Möglichkeit vor, die an Bord ernstlich erwogen wurde, nämlich erst die Überwinterungspartie an Land zu setzen und dann mit der „Antarctic" nach dem Weddell-Meere zu gehen. Hierdurch wäre ein bedeutender Zeitgewinn erzielt worden, da es nach beendeter Arbeit nicht nötig gewesen wäre, wieder nach Westen zurückzukehren. Gegen diese Ordnung konnten indes zwei Einwendungen erhoben werden. Auf der einen Seite war es meine Absicht, dass der geplante Versuch, vorzudringen, mit der grössten Energie betrieben werden sollte, namentlich da wir die Hoffnung hegten, hier auf ein neues Landgebiet zu stossen. In diesem Falle war es von grosser Wichtigkeit,

dass auch die Gelehrten, die sonst in der Winterstation zurückgeblieben wären, Gelegenheit erhielten, sich an der Arbeit zu beteiligen; war es doch sehr wohl möglich, dass wir dort einen geeigneten Überwinterungsplatz fanden, was ja von sehr grossem geographischem Interesse gewesen wäre. Ferner waren wir uns klar darüber, dass wir nicht mit den angenehmsten Gefühlen die „Antarctic" am Horizont verschwinden sehen würden, wenn das Schiff, ehe es der zivilisierten Welt Nachricht von unserm Landungsplatz bringen konnte, eine so schwere und gefahrvolle Expedition zu



F. L. Andreassen
Erster Steuermann der »Antarctic«



H. J. Haslum
Zweiter Steuermann der »Antarctic«

bestehen hatte. Beständig hätte uns ja die Möglichkeit beunruhigen müssen, dass sich die „Antarctic" im Eise festsetzen oder scheitern könne, und ich war der Ansicht, dass man sich einer solchen Gefahr nicht ohne zwingenden Grund aussetzen dürfe. Dass das Unglück später in anderer Form und in viel grösserer Nähe von unserer Station eintreffen sollte, lag ausserhalb unserer Berechnung.

Mit Rücksicht auf alle diese Verhältnisse fasste ich den Entschluss, dass wir alle miteinander gen Osten fahren wollten. Falls das Wetter günstig blieb, hoffte ich, dass es uns gelingen würde, ganz weit vorzudringen, ehe es notwendig wurde, die Winterpartie an Land zu setzen. Als ich am 21. Januar auf



S. M. des Königs Wohl wird an Bord der »Antarctic« ausgebracht

Deck kam, waren wir schon ein gutes Stück ins Meer hinaus gelangt. Der Tag war klar und strahlend, einer der schönsten, den wir bisher gehabt hatten, und wir freuten uns darüber, denn es war unsere Absicht, den Geburtstag Sr. Majestät König Oscars durch einen grossen, allgemeinen Festtag an Bord zu feiern. An demselben Tage vor acht Jahren war die norwegische Flagge ganz in der Nähe des Platzes gehisst worden, an dem wir uns jetzt befanden; jetzt wehte sie auf unserm Schiffe, und ausser ihr auch die dreizungige, blaugelbe Flagge des schwedischen Segelklubs mit dem Namenszug des Königs. Um 12 Uhr versammelten sich alle Mann auf Deck, wo auf die Gesundheit des Königs getrunken und ein mit kräftigen Hurrarufen beantwortetes Hoch ausgebracht wurde. Vorn auf Deck hatten wir zwei Walfischkanonen aufgestellt, und kaum waren die Hurrarufe verklungen, als der Schotte damit zu schiessen begann; ein Schuss nach dem andern ertönte, bis die Zahl 21 erreicht war. Ein wenig langsam und unregelmässig kamen sie, deswegen war es aber nicht weniger feierlich, hier in dieser öden, grossartigen Natur zu stehen und den Wiederhall der Schüsse an den Wänden der Eisberge zu hören. Dann folgte ein Festdiner in allen Abteilungen des Schiffes mit Wein und Reden und Gesundheiten. Ich glaube fast, dass dies das einzige Mal auf der ganzen Reise war, dass in der Offiziersmesse Champagner getrunken wurde. Nach Tisch waren Steuerleute und Maschinisten zu uns eingeladen, und in der gemütlichsten Feststimmung sassen wir dort bis in den Morgen hinein beisammen.

Überhaupt lebten wir in dieser Zeit sehr angenehm auf unserm kleinen Schiff. Obwohl es nicht möglich war, während der Seefahrt stets hinreichende Arbeit für so viele Gelehrten verschiedener Fächer zu schaffen, kann man doch nicht sagen, dass uns die Zeit lang wurde. Am Tage hielt man sich gern auf Deck auf, die einförmige, aber stets so hochinteressante Natur beobachtend und betrachtend.

Wenn man nicht auf Deck war, sass man in der Offiziersmesse um den Tisch herum und arbeitete, lag in der Kabine und las, oder beschäftigte sich mit dem, was sonst gerade vorlag. Dank der Freigebigkeit der schwedischen Verleger führten wir eine vorzügliche Bibliothek mit, und es konnte lange währen, bis wir sie zu Ende gelesen hatten. Eng waren die Kabinen, und was schlimmer ist, es war fast dunkel dadrinnen, denn das kleine

Fenster in der Decke liess nicht viel Licht durch das dicke Glas herein. Auch stand oben oft etwas im Wege und benahm das Licht, oder ein Hund legte sich gerade auf das Fenster, und dann wurde es plötzlich schwarze Nacht in der Kajüte. Aber gut und bequem waren sie, und jeder war froh, auf diese Weise sein eigenes kleines Zimmer zu haben, über das er frei verfügen konnte.

Die Mahlzeiten waren im ganzen so angeordnet, als wenn wir in Schweden gewesen wären, weswegen wir uns in dieser Beziehung wirklich nicht beklagen konnten. Die Konserven und der übrige Proviant erwiesen sich als tadellos, und der Koch stand seinem Amte mit grosser Tüchtigkeit vor und liess nichts verkommen. Dem Mittagessen ging regelmässig ein guter Schwedentisch voran, aber das Bier fing an, auf die Neige zu gehen, und gerade jetzt würde es uns so viel besser gemundet haben, als da oben in der Wärme, wo wenigstens ich gern auf meine Ration verzichtete.

Auch an frischen Speisen litten wir keinen Mangel an Bord. Wir haben verschiedene Versuche gemacht, die uns umgebende Tierwelt zu Nahrungsmitteln zu verwenden, und fast einstimmig lautet das Urteil dahin, dass diese Gerichte über alle Erwartung gut schmecken, mag es sich um Pinguine oder Seehunde oder Seeleoparden handeln, wenn sie mit guten Zutaten und nach allen Regeln der Kunst bereitet sind. Es kann ja natürlich vorkommen, dass irgend jemand eine unüberwindliche Abneigung dagegen hat, aber es macht wirklich einen lächerlichen Eindruck, alle die kritischen Bemerkungen zu lesen, die in gewissen Reiseschilderungen über diese Polargerichte gemacht werden, oder zu hören, wie eine ganze Schiffsbesatzung erklärt, dass sie lieber halbverdorbene Konserven essen und Gefahr laufen will, an Skorbut zu sterben, als Seehunds- oder Pinguinfleisch zu geniessen. Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, dass solche Leute lieber daheim bleiben sollten, als sich auf Überwinterungsexpedition ins Polareis zu begeben.

Die Nachmittage und Abende sind die Stunden, in denen man hauptsächlich zusammen lebt. Da versammeln sich alle um den Tisch in der Offiziersmesse, und zu Zeiten, wo wenig zu tun und die Einförmigkeit grösser als gewöhnlich ist, vertreibt man sich den Abend bei einem Glas Punsch oder Grog. Von allen Seiten hört man Scherzen und Lachen, und wenn es recht ge-

mütlich ist, wird auch der Phonograph in Tätigkeit gesetzt. Ausser unserm eigenen Instrument hat Sobral auch eins mitgebracht, das uns in reichster Abwechslung spanische und italienische Opernmelodien hören lässt. Leider befindet sich in unserer ganzen Gesellschaft niemand, den man musikalisch nennen könnte, wollen wir ein wenig Gesang hören, so bleibt uns nichts anderes übrig, als den Steuermann Haslum einzuladen und ihn zu bitten, zu seiner Handharmonika ein Lied zu singen.

Es liegt indes eine gewisse Einförmigkeit über diesem Leben, was sich sehr bemerkbar macht, namentlich nach der starken Spannung während der ergebnisreichen Tage an den Küsten des Landgebietes, und bei allen an Bord eine gewisse Reizbarkeit und den beständigen Wunsch, etwas Neues zu sehen, hervorruft. Glücklicherweise haben wir aber auch eine Menge wissenschaftlicher Arbeiten auszuführen. Schon am 22. Januar machten wir eine Lotung in einer Tiefe von ungefähr 1000 Metern, während gleichzeitig die Temperatur gemessen und Wasserproben genommen wurden. Dann wurde das Schleppnetz ausgeworfen, und nun mässigten wir zwei Stunden lang unsere Fahrt, indem wir es hinter dem Schiff herschleppen liessen. Als es eingezogen werden sollte, stoppten wir plötzlich ganz, während der Dynamometer aufs äusserste angespannt wurde, so dass es jeden Augenblick aussah, als müsse das Tau reissen. Dann löste es sich plötzlich mit einem Ruck, man merkte, dass etwas in Unordnung geraten war, hoffte aber, dass es nur das Netz selber sei, das zerrissen war. Es stellte sich auch heraus, dass dies der Fall war, aber glücklicherweise hatten wir unter das grosse Schleppnetz ein kleineres Grundnetz gehängt, und darin erhielten wir eine Probe von dem Tierleben, das sich hier unten regt. Um dies Ergebnis zu erzielen, hatten wir aber fast sechs Stunden stramm gearbeitet.

Die nächste Lotung wurde erst am 25. Januar vorgenommen, wo wir eine Tiefe von ungefähr 3750 Metern feststellten, die wir dann während unserer Fahrt gen Osten ziemlich unverändert beobachteten. Man kann eigentlich nicht sagen, dass dies etwas Unerwartetes war, aber wir befanden uns hier auf einem Meer, wo noch niemand eine Lotung vorgenommen hatte, und daher war jedes Ergebnis von grossem Interesse. Natürlich waren auch die Temperaturverhältnisse völlig unbekannt. Um zu zeigen, wie



Seehunde draussen im Freien

sich diese stellen, will ich hier folgende Serie anführen, die am 2. Februar weiter östlich aufgenommen ist:

20 m	$-1{,}57^0$	200 m	$+0{,}20^0$
40 m	$-1{,}60^0$	300 m	$+0{,}31^0$
70 m	$-1{,}67^0$	500 m	$+0{,}37^0$
100 m	$-1{,}30^0$	1600 m	$+0{,}0^0$
150 m	$-0{,}29^0$	3700 m	$-0{,}4^0$

Die warme Wasserschicht in einer gewissen Tiefe ist für einen grossen Teil des Eismeeres charakteristisch. Im übrigen kann man wohl sagen, dass dies ein völlig kaltes Meer ist, kälter z. B. als die Gebiete südlich vom Stillen Ozean, die von der belgischen Expedition untersucht sind.

Die Tierwelt, die uns umgab, war dahingegen einförmig und keineswegs reichlich. Kleine Scharen von Seehunden, grösstenteils Seeleoparden, trafen wir hin und wieder, aber sie traten nie in so grosser Menge auf, dass es sich für eine Fangexpedition lohnen würde, in dieser Gegend zu arbeiten. Seehunde gab es hingegen ziemlich viel, und im äussersten Osten, wo wir umkehrten, waren wir von ganzen Scharen von mächtigen Blauwalen umgeben, die nicht selten in unmittelbarer Nähe des Schiffes auftauchten.

An Vögeln pflegte sich eine ganze Menge rings um uns herum zu zeigen, aber es waren nicht immer dieselben Arten. Die Pinguine, die in der Nähe des Landes so zahlreich vorkamen, nahmen nach Osten zu bedeutend an Zahl ab, obwohl man einzelne Individuen fast immer zwischen dem Treibeis beobachten konnte, wo sie festsassen und uns mit erstaunter Miene betrachteten, bis das Schiff gegen den Rand der Eisscholle scheuerte. Ein anderer Vogel, den wir hier und da im Eise trafen, aber nicht in der östlichsten Gegend sahen, war der prachtvolle weisse Eissturmvogel (Pagodroma), wohl der schönste der beflügelten Wesen in den antarktischen Gewässern. Draussen auf dem Weddell-Meere kreisten hingegen zahlreiche Kaptauben, Sturmschwalben, Riesensturmvögel (Ossifraga), sowie einige andere Vogelarten, die wir nicht festzustellen vermochten. Von Seehunden wie von Vögeln wurden verschiedene Exemplare an Bord gebracht, um präpariert und in unsere Sammlungen aufgenommen zu werden.

Ich muss hier noch eine besondere Erscheinung hervorheben, die uns am 7. Februar begegnete, als wir auf dem Rückwege ungefähr den 52. Längengrad passierten. Wir bemerkten hier näm-

lich zahlreiche auf dem Wasser treibende Exemplare von toten Fischen, die zu einer kleinen, höchstens einen Dezimeter langen Art aus der Gruppe der Scopeliden gehörten. Diese Fische gehören im allgemeinen gerade zu der Klasse von Tierformen, die in einer grossen Tiefe leben, wenn auch nicht auf dem Meeresgrunde selber. Es ist nicht leicht, eine solche Erscheinung mitten auf dem Meere zu erklären; wir rieten auf einen submarinen



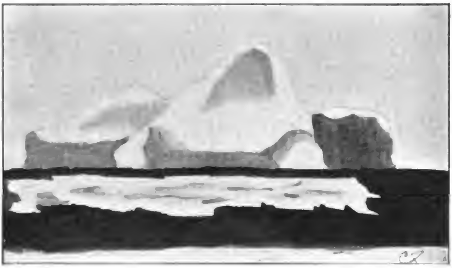
Das Schliessnetz wird aufgezogen

Vulkanausbruch, aber richtiger wäre es wohl gewesen, das Phänomen Strömungen im Meere zuzuschreiben, als zu so kühnen Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen.

Im übrigen fuhren wir durch das Eis oder an seinem Rande entlang, ohne dass wir irgend etwas Besonderes angetroffen hätten. In dieser Einförmigkeit bildete jedoch der 30. Januar eine kleine Unterbrechung. Als wir an einem Vorgebirge aus Packeis vorüberglitten, tauchten in weiter Ferne zwischen dem Eis einige grosse schwarze Gegenstände auf, die sehr wohl Seehunde sein

konnten, aber doch infolge ihrer Grösse weit eher an gewaltige Steinblöcke erinnerten. Auch mehrere Tangstücke schienen im Meer umherzufliessen. Späterhin am Nachmittag richtete der Kapitän meine Aufmerksamkeit auf einen hohen, unregelmässigen Gegenstand ganz unten im Südosten, der allerdings zweifelsohne an ein Land erinnerte. Wir befanden uns jetzt ungefähr auf dem 48. Längengrad, genau in der Gegend, in der nach Morrells Angabe „Neusüdgrönland" liegen soll, und wo Ross auf seiner Karte „appearance of land" vermerkt hat. Es war deshalb nicht ganz unmöglich, dass hier im Eise eine bisher unbekannte Insel lag. Indessen setzten wir unsern Kurs fort, der nicht direkt auf die beobachtete Erscheinung zusteuerte, aber uns jedenfalls in ihre Nähe führte. Als wir später gegen 9 Uhr abends nach dem Abendbrot wieder auf Deck kamen und aller Augen sich sofort auf die rätselhafte Erscheinung richteten, hatte diese noch genau dasselbe Aussehen, wie vorher, ebenso undeutlich und ebenso entlegen, wie nur je. Es war also klar, dass sie weiter entfernt sein musste, als wir anfangs gedacht hatten. Nun bemächtigte sich aller ein erhöhtes Interesse, wir fingen an zu ahnen, dass wir vor einer bedeutungsvollen Entdeckung standen, und es wurde beschlossen, den Kurs sofort auf das vermutete Land zu richten. Unsere Fahrt ging also direkt in das Packeis hinein; am Rande erhielten wir eine Menge harter Püffe, dann aber wurden die Schollen spärlicher und ohne Schwierigkeit fanden wir unsern Weg zwischen ihnen hindurch. Es war ein stiller Abend und das Meer lag regungslos da, während wir alle in der zunehmenden Dämmerung auf Deck versammelt waren. Alle waren auf das lebhafteste gespannt, aber niemand wagte unumwunden einzugestehen, dass er an Land glaube. Die Ansichten wechselten von Minute zu Minute, bald glaubte man eine weit gestreckte, abgerundete Schneelandschaft zu erkennen mit einigen ebenfalls schneebedeckten Berggipfeln und einer aufragenden, schneefreien Spitze, dann wieder, als ein Wechsel in der Beleuchtung eintrat, meinte man, das ganze sei nur ein mächtiger Eisberg. Wir kamen ganz deutlich näher, aber zu Anfang merkten wir nur wenig davon. Während dessen nahm die Dämmerung immer mehr zu, und als wir uns endlich wirklich unserm Ziele näherten, ging es stark auf Mitternacht. Wir sahen jetzt, dass die Insel nicht gross sein konnte, und es war wohl auch kaum anzunehmen, dass hier draussen im Meere, so in der Nähe

von Ross' Kurs, eine isolierte Felseninsel liegen sollte; eher hätte es ein entfernter gelegenes Land sein können, das bei seinem Besuch in Nebel gehüllt gewesen war. Trotzdem erreichten gerade im letzten Augenblick unsere Spannung und unsere Erwartungen einen unerhörten Grad. Der starke Kontrast, der jetzt, wo die Sonne untergegangen war, zwischen den dunkleren und den helleren Partien entstand, diese völlig landähnlichen, weich abgerundeten Formen neben der höchsten Spitze, — es war wohl kaum möglich, dass sie sich unserm Auge so darstellen würden, wenn man nur einen gewöhnlichen Eisberg vor sich gehabt hätte. Die Mehrzahl von uns stand ganz vorn am Steven des Schiffes, einige waren in die



Die vermeintliche Insel entpuppte sich als ein grosser Eisberg

Takelage hinaufgeklettert oder standen auf der Kommandobrücke, als wir endlich an der vermeintlichen Insel angelangt waren und um dieselbe herumfuhren, nur um festzustellen, dass sie aus einem hohen, umgekippten, eigentümlich geformten Eisberg bestand, und dass die Flecke, die wir für aufragendes Land gehalten hatten, nichts anderes waren, als düsteres, schneefreies Eis. Die grosse Tiefe, die das Meer in diesen Gegenden hat, spricht ja auch nicht für das Vorhandensein einer grösseren Landmasse hier in der Nähe. Mit Ausnahme dieses Falles, sahen wir auch während dieser Fahrt keine stärkeren Andeutungen von Insel- oder Landerscheinungen in der Nähe unseres Kurses.

Am Nachmittag des 22. Januar waren wir bis an das Packeis gelangt, das sich hier so weit erstreckte, wie man von Südwesten nach Nordosten sehen konnte. Am äussersten Rande lag ein

schmaler Streif von gänzlich zermahlenen kleinen Stückchen; mit einer messerscharfen Grenze begann von da nach innen zu eine grobe, dicht gepackte Masse von zum Teil recht hohen Eisschollen. Es war neblige, unklare Luft, so dass wir nicht weit sehen konnten, aber es blieb uns ja kaum eine andere Wahl, als dem Eise in nördlicher Richtung zu folgen. Das taten wir denn auch zwei Tage und zwei Nächte lang. Wir kamen an einer Bucht nach der andern vorüber, von denen einige so tief waren, dass man im Nebel ihren Verlauf nach Süden zu nicht zu erkennen vermochte. Um ganz sicher zu sein, dass uns keine Möglichkeiten entgingen, bogen wir dann gewöhnlich von unserm Kurs ab und fuhren am Rande entlang. Auf diese Weise kamen wir nur sehr langsam vorwärts, und ausserdem war der Wind ungünstig. Am 24. beschlossen wir endlich, den Versuch zu machen, in das Eis einzudringen, da wir im Südosten ganz deutlich jenen eigentümlich dunkeln Widerschein am Himmel wahrnahmen, der, wenn er sich über einem eisbedeckten Meer zeigt, andeutet, dass sich grosse Flächen offenen, klaren Wassers zwischen den Eisschollen befinden.

Wir sollten nun allen Ernstes Bekanntschaft mit dem Packeis des Südpolarmeeres machen. Zu Anfang lag es ziemlich dünn, aber es verdichtete sich bald, so dass wir harte Arbeit hatten, vorzudringen. Schön ist es indessen, auf Deck zu stehen und zu sehen, wie das Schiff sich zwischen den Eismassen zurechtfindet. Der Kapitän sitzt selber oben in der Tonne und leitet von dort aus den Kurs. Unaufhörlich erschallen Kommandorufe, und der Steuermann hat einen harten Stand infolge des häufigen Umlegens. Zuweilen geht es einigermassen leicht vorwärts, wenn nämlich das Eis so wenig dicht liegt, dass man mittels fortwährender Schlingerungen einen Weg zwischen den Schollen hindurch finden kann, bald aber kommt ein dichterer Gürtel, und nun beginnt der Kampf allen Ernstes. Von seinem Aussichtsposten herab wählt der Kapitän den Angriffspunkt, ungefähr nach demselben Prinzip, wie ein Billardspieler, so dass die getroffene Eisscholle nicht nur durch den Stoss in die geeignete Richtung gebracht wird, wo Platz dafür ist, sondern auch die zunächstliegende Scholle durch den Anprall in Bewegung gerät und dem Schiff seinen Weg bereitet. Mit voller Fahrt geht es vorwärts, dann stoppt die Maschine, und plötzlich erfolgt ein gewaltsamer Stoss, so dass das Schiff in allen Fugen bebt und der Unerfahrene glauben könnte, sein letzter Augenblick sei ge-



Schön ist es, auf Deck zu stehen und zu sehen, wie sich unser Schiff zwischen den Eismassen hindurchwindet

kommen. So schlimm steht es jedoch nicht; leise fängt die kolossale Scholle an, sich zu bewegen, leise gleitet das Schiff vorwärts, während beide Ränder mit einem langgezogenen Dröhnen gegen seine Seiten scheuern, das an das Rollen des Donners erinnert. Jetzt gilt es, die errungenen Vorteile zu benutzen, aber wenn die Schollen gross sind, muss man in der Regel backen und den Angriff mehrmals wiederholen, ehe die Rinne klar wird. Oft gehen auf diese Weise mehrere Stunden hin, ehe man einen einzigen schmalen Eisgürtel durchdringt, der kaum einen Kilometer breit ist. Es ist wunderbar, wieviel das Schiff aushalten kann, aber dafür sind diese Eismeerschiffe auch solide gebaut und in der Wasserlinie gegen das Scheuern des Eises durch eine besondere Bekleidung von Greenhart geschützt, der härtesten Holzart, die man zu diesem Zweck hat finden können, während der Bug ausserdem noch mit starken Eisenschienen umgeben ist. Trotz alledem merkte man doch, dass die „Antarctic", die wie die meisten andern Schiffe von Anfang an ein wenig leck gewesen war, nach unserer Sommerkampagne im Eise bedeutend mehr leck geworden war.

Das Eis, gegen das wir hier zu kämpfen hatten, bestand im allgemeinen aus sehr grossen ebenen Schollen ohne weit vorstehenden Eisfuss, die an frisch gebrochenes Wintereis erinnerten. Im allgemeinen war es ziemlich frei von eingeschlossenen Eisbergstücken, und selten bemerkte man eine Spur von stärkeren Schraubungen. Infolge seiner Dicke und der Grösse der Schollen war es meiner Ansicht nach schwerer zu durchdringen als alles Eis, dessen Durchbruch ich an der grönländischen Küste zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Nachdem wir 24 Stunden einen harten Kampf gekämpft hatten, war es uns klar, dass es uns nicht gelingen würde, uns hier einen Weg zu bahnen. Wir mussten uns also entschliessen, in der Richtung nach dem klaren Wasser, das im Nordosten sichtbar war, umzukehren. Gegen Abend gingen wir jedoch, ehe wir noch aus dem Eis herausgekommen waren, in Schutz eines mächtigen Eisberges vor Anker. Es sah aus, als wolle ein Sturm heraufziehen, und wir hatten uns darin nicht geirrt. So sahen wir uns denn gezwungen, die nächsten 24 Stunden still zu liegen, während das Eis an uns vorübertrieb und die Dünung sich hier drinnen recht bemerkbar machte.

Sturm und Nebel waren von nun an unsere treuen Begleiter während der ganzen Zeit, dass wir diese Gewässer befuhren.

Wir gelangten nur sehr langsam in östlicher Richtung vorwärts, der Wind war uns entgegen, und unser schon im voraus kleiner Kohlenvorrat schmolz schnell zusammen. Der Weg wurde auch durch die beständigen grossen Buchten bedeutend verlängert, und jeder Versuch, einen der Eisvorsprünge zu durchschneiden, war gefahrvoll in der dicken Luft, die uns niemals gestattete, den Weg klar vor uns zu sehen. Es war eine anstrengende Arbeit für Kapitän und Steuermann, in diesem Wetter über ein solches Meer zu manövrieren, namentlich jetzt, wo auch die Nächte anfingen, dunkel zu werden. Gerade, wenn man vielleicht bei



Im Treibeis

heftigem Seegang bemüht ist, einigen kleinen Eisblöcken oder dünnen Treibeisflocken auszuweichen, geschieht es häufig, dass man einen schwachen Lichtschein vor sich erblickt. Plötzlich tauchen aus dem Nebel die gespensterhaften Umrisse einer blauweissen Eismasse auf, die viel höher ist als unsere Mastspitzen, und an deren Fuss sich die Wogen mit donnerähnlichem Getöse brechen. Da gilt es schnell zu sein, denn wenn die „Antarctic“ mit einem dieser Kolosse zusammenstösst, hat sie nicht dieselben Chancen, wie im Kampf mit dem Packeis, und selbst im allergünstigsten Falle würde die Takelage beim ersten Anprall daraufgehen.

Diese Eisberge sind es, deren Zahl und Form den südlichen Eismeeren einen charakteristischen Zug verleihen. Nicht immer

8*

sieht man sie in der düsteren Stimmung des Sturmes und der Dunkelheit; bei hellem Sonnenschein gewähren sie einen Anblick, dessen Pracht niemand vergessen kann, der sie einmal gesehen hat. Die nordischen Eisberge sind in der Regel uneben und zackig, oft hoch, aber niemals sehr lang gestreckt, was seinen Grund darin hat, dass sie von Gletschern stammen, die sich schnell bewegen und mit Spalten durchsetzt sind. Ein antarktischer Eisberg von typischer Form macht einen gewaltigen Eindruck, hauptsächlich durch seine kolossale Masse, die jedoch infolge der einfachen Linien, von denen sie begrenzt ist, nie so überwältigend hervortritt. Die Höhe beträgt oft 60 bis 70 Meter, während die Ausdehnung nach Kilometern berechnet wird, ja, es sollen Eisberge beobachtet worden sein, die einen Flächenraum von mehreren tausend Quadratkilometern bedeckten. Wenn man die antarktischen Eisberge mit ihrer ebenen, wagerechten Oberfläche und ihren steilen Seiten vor sich sieht, einen neben dem andern und mehrere dahinter, so scheint es oft, als sei der ganze Horizont von einer zusammenhängenden Mauer abgesperrt. Eine Reihe älterer Schilderungen, die von Eisbarrieren draussen im Meere erzählen, dürften wohl durch eine falsche Auslegung dieser Erscheinung entstanden sein.

Wie diese Eisberge eigentlich entstanden sind, ist noch immer eine viel bestrittene Frage; meiner Ansicht nach kann man nicht annehmen, dass sie allemal direkt von einem ins Meer vorspringenden Inlandseis gebildet sind, wie man dies wohl bisher allgemein geglaubt hat. Die grosse Eisterrasse bei König Oscarland hat in Bezug hierauf viele Aufklärungen gegeben, und wir werden später Gelegenheit haben, wieder auf dies Thema zurückzukommen.

VII.

Die Ankunft auf der Winterstation.

Zurück in westlicher Richtung. — Vorbereitungen zur Landung. — Neue Entdeckungen in der Sidney Herbert-Bay. — Ein schwerer Kampf mit dem Eis. — Unsere Ankunft am Snow Hill. — Die Ausrüstung der Winterstation.



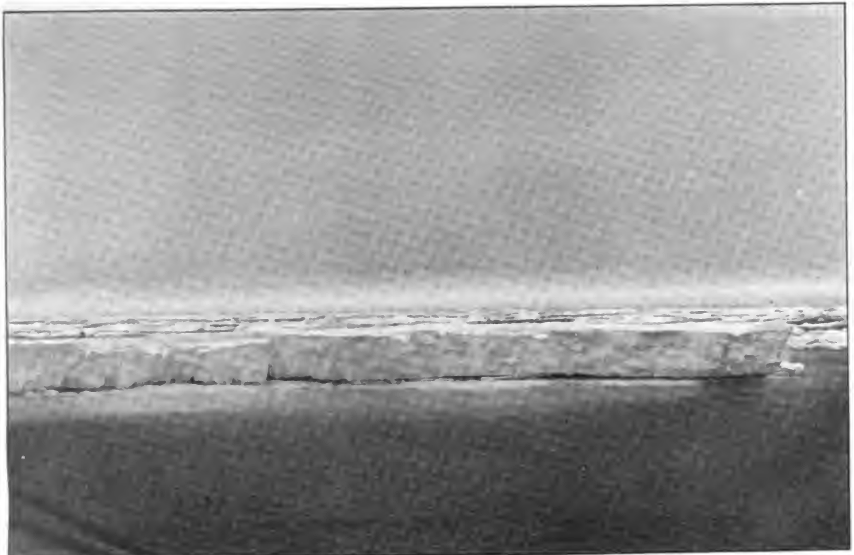
Am 1. Februar erreichten wir den 63° 30′ s. Br. und den 45° 7′ w. L. Während der Nacht war ein Mittelding zwischen Regen und Schnee gefallen, so dass das ganze Tauwerk wie vereist war. Das Wetter war so nebelig, dass wir nur einige hundert Meter vor uns sehen konnten, dabei war die Dünung schwer und der Wind nahm immer mehr zu. Unter diesen Verhältnissen war die Aussicht, weiter östlich und südlich etwas ausrichten zu können, offenbar sehr gering; dazu drohte die Gefahr, dass unser Kohlenvorrat auf die Neige gehen könne, ehe es uns gelungen war, die Winterstation an Land zu setzen. Deswegen rief ich die Gelehrten zusammen, teilte ihnen die Sachlage mit und verlangte ihre Meinung zu hören. Wir beklagten natürlich alle eine Situation, die uns kaum eine andere Möglichkeit übrig liess, als umzukehren, nachdem wir dieser Fahrt nach dem Weddell-Meere so viel Zeit und Arbeit gewidmet hatten. Fast alle Anwesenden stimmten denn auch dafür, die Rückfahrt so schnell wie möglich anzutreten.

Wir kamen jedoch erst am nächsten Abend zu der Ausführung unseres Planes, da wir vorher noch eine sorgfältige hydrographi-

sche und zoologische Untersuchung der Wasserschichten an diesem östlichsten Punkt vornehmen wollten. Im Anfang ging unsere Fahrt ziemlich langsam von statten. Am 3. Februar wehte ein heftiger Sturm von der Südwestseite. Unser Schiff ächzte und krachte in allen Fugen, wenn es wie ein Ball von den Wellen auf und nieder geworfen wurde oder von einem vorübertreibenden Eisblock einen Stoss in die Seite oder an den Bug erhielt. Der Schaum des aufgeregten Meeres spülte über das Deck und die Kälte war gross genug, um alle Arbeiten da oben so unangenehm wie möglich zu machen. Wir waren gezwungen, still zu liegen und das Feuer unter dem Dampfkessel ausgehen zu lassen, um in der Lage zu sein, ihn reinigen zu können, ehe die Rückfahrt allen Ernstes angetreten würde.

Ich hatte nun endgültig beschlossen, unsere Station irgendwo in der Nähe von Kap Seymour zu errichten, am liebsten innerhalb des Admiralitäts-Sundes, wo ich mehr Schutz gegen die Stürme zu finden hoffte. Ein wesentlich südlicherer Platz stand uns ja nicht zu Gebote; in magnetischer Beziehung musste das Terrain des erwählten Gebietes günstig sein, und schon allein durch seine interessante Geologie war es wohl wert, ihm die Arbeit einiger Monate zu widmen.

Eine wichtige Frage, die erst zu allerletzt entschieden wurde, war die, wer von unserer Gesellschaft an der Überwinterung auf der Station teilnehmen sollte. Dass Bodman, als der mir am nächsten Stehende, zurückbleiben sollte, war schon in Schweden verabredet worden; mit dem Marineminister von Argentinien hatten wir bezüglich Sobrals, wie bereits oben erwähnt wurde, ein Abkommen getroffen, und Jonassen war ja nur zu diesem Zweck geheuert. Ferner hatte ich stets gewünscht, einen Arzt mit zu haben und deswegen schon vor unserer Abreise aus Schweden mit Ekelöf darüber geredet, ohne dass jedoch die Frage zur Entscheidung gelangt war. Jetzt nahm ich mit Dank sein Anerbieten an, bei uns zu bleiben. Ausser Jonassen sollte uns noch einer von der übrigen Mannschaft begleiten. Alle ohne Ausnahme waren hierzu bereit, einige mit fast zu grossem Eifer. Unter den sich Meldenden wählte ich schliesslich den jüngsten Mann an Bord, Aakerlund, und ich hatte in der Folge keinen Grund, diese Wahl zu bereuen. Nur einer konnte sich bis zum letzten Augenblick nicht entschliessen, ob er mit uns auf der Winterstation zurückbleiben sollte oder nicht.



Grobes Packeis am 25. Januar

Mr. Stokes hatte zwar von Anfang an die Absicht gehabt; an Land zu überwintern und führte u. a. ein eigens zu diesem Zweck gebautes Haus mit sich, in dem er wohnen und sein Atelier aufschlagen wollte. In der letzten Zeit war er jedoch sehr unschlüssig geworden. Teils fand er, dass wir die Station zu weit nördlich aufzuschlagen gedachten, wobei die geringe Aussicht, hier Gelegenheit zum Malen von Südlichtern zu finden, eine entscheidende Rolle spielte, teils veranlassten ihn auch noch andere Gründe zu dem Entschluss, dauernd auf der „Antarctic" zu bleiben.

Am Morgen des 9. Februar bekamen wir wieder Land in Sicht, und um die Mittagsstunde befanden wir uns schon auf gleicher Höhe mit Kap Seymour. Der Wind hatte sich indes wieder derartig verstärkt, dass von einer Landung keine Rede sein konnte, und binnen kurzem ging er in einen vollständigen Orkan über. Eine heftige Böe zerriss den Klüver in Fetzen. Um uns vor noch schlimmeren Schäden zu bewahren, mussten wir herauszusteuern versuchen, um unter der Cockburn-Insel Schutz zu finden. Diese eigentümliche Insel, deren Bekanntschaft wir jetzt zum ersten Male machten, wird noch häufiger in dieser Arbeit genannt werden. Sie hat eine sehr merkwürdige und charakteristische Form, nach unten zu mit einem Abhang aus loserem Gestein, nach oben zu ein ebenes Plateau bildend, auf dessen nördlichster Spitze sich ein dreieckiger, pyramidenförmiger Gipfel erhebt. Die Insel hat besonderes historisches Interesse als der einzige Punkt, an dem Ross in diesen Gegenden landete; hier nahm er das Land im Namen Englands in Besitz, und dies war lange der südlichste Punkt auf dem Erdball, von dem man wusste, dass sich dort irgendwelche Vegetation befand.

Bei dem rasenden Schneesturm, der jetzt herrschte, war es indes unmöglich, viel von der Insel zu sehen. Glücklicherweise flaute der Wind im Laufe des Vormittags ein wenig ab, aber wir waren weit nach Norden zu verschlagen. Vor uns lag die Sidney Herbert-Bay, der bisher von niemand besuchte innere Teil der Erebus- und Terror-Bucht. Da wir nun so nahe an die Bay herangekommen waren, beschlossen wir, einige Stunden zu opfern, um hinein zu fahren und eine Übersicht über die Gegend zu gewinnen. Das Wetter war allmählich klar und strahlend geworden, es war, als wolle uns die antarktische Natur noch einen letzten Tag, reich an Erinnerungen und Ergebnissen gönnen,

als würdigen Abschluss unserer Sommerarbeit. Rings umher waren wir von der grossartigsten Natur umgeben, die Ufer waren fast schneefrei und schimmerten in braunen und roten Farben. Die niedrigen Berge waren grösstenteils von ausgeprägter Plateauform und bestanden offenbar aus vulkanischem Gestein. Dazwischen senkten sich mächtige Gletscher nach dem Meer zu hinab, während ganz im Hintergrunde der Haddington-Berg mit seinem blauweissen Scheitel aufragte. Die interessanteste Beobachtung machten wir indes insofern, als es sich herausstellte, dass die Bucht, wovon wir uns gar bald überzeugen konnten, sich weit tiefer in das Land hinein erstreckte, als dies auf den Karten angegeben ist; die meisten von uns hielten es schon jetzt über allen Zweifel erhaben, dass die Sidney Herbert-Bay einen durchgehenden Sund bildet, der offenbar in eine dahinterliegende Bucht oder einen Kanal mündet. In der Hoffnung, dies Rätsel vollständig lösen zu können, hielten wir unsern Kurs auf eine eigentümliche, niedrige sandige Landzunge, plötzlich aber veränderte sich die Farbe des Wassers, und einen Augenblick später sahen wir, dass der Propeller Schlamm aus dem Grunde aufwühlte. Sofort wurde „Wenden" kommandiert, aber ehe es uns gelungen war, zu drehen, sass das Fahrzeug schon fest. Glücklicherweise machte es jedoch keine grossen Schwierigkeiten, wieder flott zu werden, denn als die Segel gehisst und die Maschine auf Volldampf gestellt war, glitten wir wieder leise vom Grunde ab. Allerdings widerfuhr uns noch einmal Malheur, aber auch diesmal kamen wir glimpflich davon und konnten unsern Kurs bald wieder nach Süden nehmen. Nachdem wir einen dichten Gürtel aus grobem Eis passiert hatten, näherten wir uns zum zweiten Male der Cockburn-Insel, wo der Wind von neuem anfing, frisch zu wehen und uns zwang, beizulegen.

Die ganze Nacht tobte der Sturm, aber ebenso wie am vorhergehenden Tage bekamen wir am Morgen wieder gutes Wetter. Leider waren wir jetzt wieder ganz weit nach Norden hinauf getrieben, und gewaltige Eismassen, die offenbar weiter südwärts losgerissen waren, traten uns auf dem Wege nach dem Admiralitäts-Sund hindernd entgegen. Es gelang uns, einen Schleppnetzzug zu machen, dann fingen wir an, uns durch das Eis hindurch zu kämpfen. Dies wurde eine harte Arbeit, die härteste dieser Art, die wir bisher gehabt hatten. Mehr als einmal sah es so aus, als würden wir gezwungen sein, wieder umzukehren und eine

bessere Gelegenheit abzuwarten, die sich in dieser Jahreszeit vielleicht überhaupt nicht mehr geboten hätte. Aber dank der Energie unseres Kapitäns und der guten Eigenschaften der „Antarctic" überwanden wir alle Hindernisse und gegen Abend konnten wir uns endlich beglückwünschen, diese ungewöhnlich schwere Probe bestanden zu haben; der Weg nach dem Gebiete, wo die Station errichtet werden sollte, war jetzt gebahnt.

Um 4 Uhr am nächsten Morgen, am 12. Februar, war ich wieder auf Deck. Es war schneidend kalt dort oben, wo ich stand und zum erstenmal Inseln und Ufer überschaute, die bestimmt waren, während fast zweier Jahre unsere Heimat zu sein. Man kann sich kaum ein Land vorstellen, das mehr von seiner Umgebung abweicht, als die völlig eisfreie Seymour-Insel mit ihren tiefen Tälern und eigentümlich geformten Gipfeln. Gute Landungsstellen waren vorhanden, aber wir setzten unsere Fahrt fort, in der Hoffnung, noch bessere zu finden. Nachdem wir an dem Sund vorübergefahren waren, der die Seymour-Insel im Süden begrenzt, kamen wir an ein neues Landgebiet, ebenso schneefrei wie das erstere, das aber ein zusammenhängenderes Plateau mit hohen, steilen Ufern bildete, an denen nirgends ein passender Landungsplatz zu entdecken war. Ganz unvermittelt geht dies Landschaftsbild in eine weitgestreckte, ununterbrochene Schneewölbung über, die nach dem Meere zu mit einer lotrechten Wand abschliesst. Vor uns liegt der Snow Hill, derselbe mächtige Gletscher, den wir bei einer früheren Gelegenheit von der Südseite aus gesehen hatten. Die Eismasse läuft nach Nordwesten in ein schmales Vorgebirge aus, zwischen diesem und dem hohen Lande befindet sich ein niedriger Strand, der durch seine Lage wie durch seine Beschaffenheit ganz besonders für die Errichtung einer Station geeignet erscheint.

Jedenfalls wollte ich den Platz gern näher untersuchen, und bald war ein Boot ausgesetzt, in dem ich mit den in erster Linie Interessierten sofort an Land ging. Zwischen grundfesten Eisblöcken suchten wir uns einen Weg dahin. Das in Frage stehende Ufergebiet bildet ein schmales Dreieck, dessen längste Seite einige hundert Meter lang ist, und wird an der einen Seite von dem hohen Lande, an der andern von der lotrechten Eiswand geschützt. Unsern unerfahrenen Augen wollte es scheinen, als müsse man hier den vorzüglichsten Schutz vor den kalten Südwinden finden. Mehrere gute Bauplätze fanden wir oben auf den niedrigeren



Zwischen grundfesten Eisblöcken suchten wir uns einen Weg an den Strand

Höhen mit ihrer völlig ebenen Oberfläche. Das Gestein besteht aus Sandstein, der freilich mit einem Basaltgang durchsetzt ist, dieser ist aber so schmal, dass er aller Wahrscheinlichkeit nach keinen wesentlichen Einfluss auf die magnetischen Beobachtungen würde ausüben können.

In dieser Hinsicht war also die Lage günstig; was mich ausserdem bestimmte, war der grosse Reichtum an Fossilien, die wir gleich antrafen. Sie waren sehr viel zahlreicher, als auf dem Teil der Seymour-Insel, den ich besucht hatte, und unterschieden sich wesentlich von allem, was man bisher an dort vorkommenden Versteinerungen kannte, durch das Vorhandensein zahlreicher Ammoniten, die bisher niemals in antarktischen Gegenden angetroffen worden waren. Ich war also fest davon überzeugt, dass der Besuch dieses Platzes grosses Interesse zu bieten versprach. Nach einem kurzen Aufenthalt kehrten wir nach dem Schiffe zurück, um ohne Zögern mit dem Löschen zu beginnen.

Es war keine kleine Ausrüstung, die an Land geschafft werden und sechs Personen die Möglichkeit bieten sollte, sich hier zwei Jahre lang aufzuhalten; da diese Frage nicht ohne Interesse ist, will ich hier gleich eine kurze Übersicht von dem geben, was wir mit uns führten. Zunächst kam das Material zu unserm Wohnhaus, das Schwerste und Umfangreichste von allem, was wir zu transportieren hatten, ebenso das Material zu zwei Observatorien, von denen das magnetische ein ziemlich grosses Gebäude bildete, und ausserdem eine Menge Reservebretter. Es folgte dann unsere Einrichtung, die aus Tisch und Stühlen, einem eisernen Herd und einem Ofen, einer reichlichen Menge Bettzeug, Filtern, Küchenausstattung, einer Wanduhr, Lampen und Stearinkerzen und noch vielerlei anderm Gerät bestand.

In Bezug auf Brennmaterial war es meine Absicht gewesen, die Station mit ungefähr 20 Tonnen Kohlen zu versehen. Aus Gründen, die ich gleich mitteilen werde, mussten wir uns indes mit einem bedeutend geringeren Vorrat begnügen. Statt dessen wurde eine um so grössere Menge Petroleum mitgenommen, nämlich ungefähr vierzig Kisten, von denen eine jede 36 Liter enthielt.

Unsere Ausrüstung an Nahrungsmitteln war für die Dauer von 20 Monaten berechnet, und von wichtigeren Artikeln, die hier unten auf keine Weise ersetzt werden konnten, besassen wir einen nicht unbedeutenden Reservevorrat. Von den wichtigsten Proviantartikeln führten wir folgende Quantitäten mit: Brot, ungefähr



Aussicht von der Winterstation mit der »Antarctic« und der Cockburn-Insel im Hintergrund

570 kg; davon Schiffsbrot 465 kg und „Knäckebrot“ 80 kg; Mehl 1200 kg, Hafergrütze 200 kg, Salzfleisch ca. 200 kg, gesalzenes Schweinefleisch und Schinken ca. 160 kg, Heringe 2 Tonnen, gesalzenen Fisch 1 Tonne, getrockneten Fisch ca. 50 kg, Erbsen 100 kg, Bohnen 100 kg, gedörrte Kartoffeln 60 kg, gedörrte Gemüse 140 kg, Zucker 320 kg, Kaffee 60 kg, Butter und Margarine 240 kg, Käse 30 kg, Hafergrütze 3 Anker, gedörrtes Obst 100 kg. Dazu kam unser ganzer Vorrat an Konserven: Fleisch, Fisch, Suppen und Gemüse, wovon namentlich die letzteren recht reichlich berechnet waren. Ferner hatten wir zu regelmässigem Gebrauch bestimmte Vorräte von Tee, Schokolade, Kakao, konservierter Milch, Blutpudding, Maccaroni, Kronsbeeren usw. Ausser dem hier angeführten war noch ein sogenannter Schlittenproviant vorgesehen, der eine vollständige, auf eine Dauer von 2⅓ Monate berechnete Ausrüstung für sechs Personen enthielt. Einen grossen Teil machte der Hundeproviant aus, der für die Schlittenfahrten aus Pemmikan und sonst aus Brot, getrocknetem Fisch und „greaves“ (Fleischabfall, mit Fett verschmolzen) bestand.

Ferner ist zu erwähnen unsere rein persönliche Ausrüstung, sowie allerlei, was zu unserer Unterhaltung und Erheiterung dienen sollte, darunter eine Bibliothek, ferner die Schlittenausrüstung, sowie Reservekleidungsstücke oder Material zu solchen, zu gemeinsamem Gebrauch angeschafft, sechs Gewehre mit reichlich Munition, Raketen und bengalische Flammen, allerlei Tauwerk, eine Feldschmiede und schliesslich eine ganze Reihe gröberer und feinerer Werkzeuge.

Schliesslich darf ein wichtiger Bestandteil der Expedition nicht unerwähnt bleiben, die wissenschaftliche Ausrüstung. Hierunter dürften besonders hervorzuheben sein ein eigenes Passageinstrument für die Längenbestimmung, ein Prismazirkel, zwei grössere Chronometer und ein Taschenchronometer, eine vollständige Serie von magnetischen Variationsinstrumenten sowie Instrumente für absolute Bestimmungen, ein kleiner magnetischer Theodolit, eine einfache Ausrüstung für Kartenzeichnen, zwei Thermometerhäuser zur Aufbewahrung der meteorologischen Instrumente, eine doppelte Garnitur von selbstregistrierenden Instrumenten zur Erforschung von Temperatur und Feuchtigkeit, zwei Quecksilberbarometer, ein Barograph,

zwei Siedethermometer, zwei Anemometer für die Ausmessung der Windstärke, ein Apparat für die Registrierung des Sonnenscheins, ein sogenanntes Aspirationspsychrometer nach Assmann, sechs photographische Apparate mit Zubehör, eine reichliche Ausstattung für Aufbewahrung von botanischen und zoologischen Sammlungen, sowie schliesslich im Interesse des Arztes eine vollständige Serie von bakteriologischen Apparaten.

Obwohl das hier aufgeführte Verzeichnis natürlich nicht vollständig ist, wird es doch einen Anhalt dafür geben können, wieviele verschiedenartige Gegenstände an Land geschafft werden mussten. Für den Transport selber wurden zwei der Walfischboote mit einem Überbau aus Brettern verbunden, wodurch wir eine Art grosses Floss erhielten, das eine bedeutende Ladung auf einmal aufnehmen konnte und von einem dritten, kleineren Boot an Land bugsiert wurde. Alle Mann waren bis spät in die Nacht durch den Transport in Anspruch genommen, und wir konnten uns am Ende dieses langen Arbeitstages freuen in dem Bewusstsein, dass ein bedeutender Teil der Ausrüstung für die Winterstation am Strande gelagert war.

Ausser mit der Aufsicht über das Löschen, war ich selber in diesen Tagen mit der Abfassung meiner Berichte, wie mit der Instruktion für das Schiff und sein Personal beschäftigt. Es war bestimmt, dass die „Antarctic“ so schnell wie möglich nach unserer Landung nach Süden gehen sollte, um an einem passenden Platz ein Depot zu errichten zur Erleichterung der Proviantierung auf unsern künftigen Schlittenfahrten. Es war mein Wunsch gewesen, das Schiff auf dieser Fahrt zu begleiten, aber im letzten Augenblick stand ich davon ab, denn ich sah ein, dass, falls sich die Eisverhältnisse verschlimmerten, meine Rückkehr nach dem Überwinterungsplatz das Schiff einer zu grossen Gefahr aussetzen würde. Die Folge dieser Änderung meiner Pläne war jedoch, dass eine Menge Arbeiten, die ich an Bord hatte ausführen wollen, sich nun plötzlich in einen so kurzen Zeitraum zusammendrängten, dass allerlei wichtige Sachen unwillkürlich vernachlässigt werden mussten.

In einem besonderen Schreiben übergab ich Kapitän Larsen die Führung des Schiffes und der Expedition, bis dieselbe mit Dr. Joh. Gunnar Andersson zusammentreffen würde. In ausführlichen Promemorien suchte ich die wichtigsten Aufgaben zu-

sammenzustellen, die ihm gestellt waren, teils während des kommenden Winters, teils, und zwar in erster Linie, während des Sommers, wo der Entsatz der Überwinterungspartie allen andern Arbeiten vorangehen musste. Die ganze Instruktion war jedoch in so allgemeinen Ausdrücken gehalten, dass den beiden erprobten und hervorragenden Männern volle Handlungsfreiheit gelassen wurde.

Am Abend war schon der grössere Teil unserer Ladung an Land. Auf dem Schiff befand sich ausser unserm persönlichen Gepäck und allerlei absichtlich bis zuletzt zurückbehaltenen Sachen nur noch der grössere Teil des Kohlenvorrats für die Station. Der morgende Tag sollte also unser letzter Tag an Bord sein, auf der andern Seite aber hatten wir darauf gerechnet, vor Abschluss dieser wichtigen Geschäfte über den grösseren Teil desselben frei verfügen zu können.

Ich sass noch bis drei Uhr des Morgens auf und schrieb; ehe ich aber zu Bett ging, machte ich einen Gang auf das Deck hinauf. Der Abend war wundervoll gewesen, und weder früher noch später erinnere ich mich, in diesen Gegenden so intensive Farben am Himmel gesehen zu haben. Jetzt fing es an zu tagen, der Morgen war herrlich und alles um uns her so still und friedlich. Ich wechselte einige Worte mit Steuermann Reinholdz, der die Wache hatte und dort auf und nieder ging. Er machte mich darauf aufmerksam, wie eine Menge Eis in den Sund hineintrieb, ohne dass dies jedoch irgendwie ängstlich aussah. Kaum aber war ich unten in meiner Koje eingeschlafen, als mir der Kapitän mitteilen liess, dass der Wind von Norden auffrische und dass uns Unmengen von Eis entgegentrieben. Sofort war ich wieder auf den Beinen, und es währte nicht viele Minuten, bis alles wieder in voller Tätigkeit war. Es handelte sich darum, wenigstens das wichtigste von dem, was noch zurückgeblieben war, an Land zu schaffen. Die Kohlen konnten wir jedoch nur teilweise befördern, deswegen wurde beschlossen, dass ich für die Winterstation den Vorrat an Petroleum übernehmen sollte, den Mr. Stokes zur Heizung seiner Hütte mitgenommen hatte. Das Eis kam in mächtigen Schollen herangetrieben und man musste ängstlich acht geben, dass sie nicht zu hart gegen das Schiff prallten. Anfangs waren wir recht besorgt, denn eine grosse Eisscholle hätte mit Leichtigkeit die Ankerkette zerreissen und uns direkt auf den Snow Hill-

Gletscher zu treiben können. Natürlich gab es in diesem Augenblick tausenderlei zu bedenken, persönliche Fragen, die entschieden, Aufträge, die den Reisenden erteilt werden sollten usw. Inzwischen traten die letzten Bootsladungen ihre lange, zeitraubende Fahrt an. Die Stunden verstrichen aber schnell, und bald sahen wir die Boote wieder vom Ufer abstossen und sich unserm Schiffe nähern. Uns, die wir hier zurückbleiben sollten, stand jetzt nur noch der Abschied und die Trennung bevor.



VIII.

Die ersten Wochen auf der Winterstation.

Die Landung. — Bauarbeiten. — Unser erster Sturm. — Die Rückkehr der »Antarctic«. — Neue Stürme.

Das Eis stellte sich nicht so schnell ein, wie wir erwartet hatten, aber es waren hässliche Schollen, die getrieben kamen, und dem Kapitän war sehr daran gelegen, dass wir uns schnell auf den Weg machten. Endlich kamen die letzten Boote leer zurück, und nun brauchten ausser uns nur noch die Hunde, einige Instrumente und allerlei vergessene Kleinigkeiten an Land befördert zu werden. Es fehlten auch noch die beiden Boote, die wir auf der Station behalten sollten, ein älteres, sogenanntes Tromsöboot, ein guter Segler, mit dem ich selber mehr als eine Ruder- und Segelfahrt an der Grönländischen Küste gemacht hatte, und das kleine, eigens für die Expedition gebaute Eisboot, nach dem Modell konstruiert, das Leutnant Amdrup auf seiner bekannten Bootfahrt angewendet hatte, aus bestem Material und ausserordentlich leicht, um im Notfall übers Eis gezogen zu werden. Sie lagen nun an der Seite des Schiffes vertaut, während die „Antarctic“ die Anker lichtete und leise aus dem Sund zu dampfen begann. Wir liessen die Hunde hinab, die mit grosser Unruhe dieses gefährliche Treiben betrachteten, während der



Oben auf dem Hügel ragten schon die Pfähle zu unserm künftigen Wohnhaus auf

Gischt, den das Schiff aufwarf, über den Bootsrand schäumte. Nach einem kurzen Lebewohl stiegen wir selber in die Boote hinab und stiessen ab. Es war ein etwas sonderbares Gefühl auf allen Seiten, aber ein feierlicher Abschied war es nicht, nur ein Gruss mit der blaugelben Flagge unter der Gaffel, während wir uns allmählich mehr und mehr entfernten. Es war ein schweres Stück Arbeit, zu rudern, und als wir das Ufer erreicht hatten, war die „Antarctic" bereits unserm Gesichtskreise entschwunden. Da standen wir nun, einsam und verlassen, wir sechs, die wir die ersten Ansiedler an diesem öden Ufer werden sollten.

Es war Ebbe, und eine Menge grosser Eisblöcke, die der Nordwind in die Bucht hineingetrieben hatte, waren auf Grund gestossen, so dass es uns schwer ward, mit dem Boot vorwärts zu dringen, und wir Mühe hatten, unsere Sachen bis an das grosse Depot zu befördern, das bereits am Strande errichtet war. Sobald es mir möglich war, eilte ich auf den Hügel hinauf, wo die Pfähle zu unserm Wohnhaus aufragten. Ich war nicht an Land gewesen, seit der Bau begann und hatte mir eigentlich einen weiter landeinwärts gelegenen Berg als Bauplatz vorgestellt. Als ich die Lage genauer in Augenschein nahm, schien sie mir mehr als wünschenswert allen Winden ausgesetzt. Aber dabei war jetzt nichts mehr zu machen, und später gelangten wir auch zu der Einsicht, dass andere Plätze, die wir hätten wählen können, nicht viel geeigneter gewesen wären.

Wir setzten uns nun einen Augenblick zwischen unsere Sachen nieder, um die Umgebung zu betrachten und zu überlegen, wie wir unsere Arbeit einteilen sollten. Wir entschlossen uns, zuerst an die Errichtung des magnetischen Observatoriums zu gehen, denn dies war so konstruiert, dass die vorher zusammengesetzten Teile nur aneinandergefügt zu werden brauchten. Man konnte auf diese Weise mit ganz geringer Arbeit ein fertiges Haus beschaffen, das uns wenigstens ein Dach über dem Kopf gewährte.

Inmitten aller der vorliegenden Arbeiten konnte ich es nicht lassen, mit besonderem Interesse die Männer zu betrachten, die während der Überwinterung meine Kameraden werden sollten. Aus verschiedenen Gegenden waren sie zusammengekommen; einige hatten bisher wohl nur ein zufälliges Wort mit einander gewechselt, hatten höchstens an Bord der „Antarctic" eine flüchtige Bekanntschaft gemacht. Meine beiden mir am nächsten stehenden Kameraden, Bodman und Ekelöf waren freilich beide

aus Upsala, und wir hatten uns bei langen, gemeinsamen Erwägungen vor der Fahrt kennen gelernt. Aber Leutnant Sobral war ein Sohn des Südens, dem es noch schwer wurde, sich in unserer Sprache mit uns zu unterhalten, und der sich jetzt nicht nur an eine Natur gewöhnen musste, die mit ihrer starken Kälte, ihrem Eis und Schnee, einen völligen Gegensatz zu allem bilden musste, was er bisher kennen gelernt hatte, sondern auch an eine gänzlich neue Lebensweise, mit einem neuen Gedankengang in Bezug auf die Auffassung vieler Fragen. Ferner war da



Es war Ebbe, und eine Menge grosser Eisblöcke war auf Grund gestossen

Jonassen, der typische norwegische Walfischfänger, arbeitsam, energisch, beinahe eigensinnig, wo es galt eine Schwierigkeit zu überwinden, bewandert in allen möglichen vorkommenden Arbeiten und mit einer grossen Erfahrung, die er auf den Fahrten mit dem Fangschiff im Eismeer, vor allem aber während der Überwinterung mit der Polarexpedition des Herzogs der Abruzzen 1899—1900 gesammelt hatte; dabei aber mit grossem Selbstbewusstsein und einer Natur, die infolge aller dieser Erlebnisse verhärtet war. Der sechste von unserer Gesellschaft war Aakerlund, ein Stockholmer von Geburt, ein Jüngling von 19 Jahren, den wir auf seine dringenden Bitten mit auf die Fahrt ge-

nommen und wegen seines Interesses und seiner Gelehrigkeit an der Überwinterung hatten teilnehmen lassen.

Wir machten den Anfang damit, dass wir die neunzehn grossen Teile, aus denen das Magnethaus bestand, auf den dazu ausersehenen Platz auf einer niedrigen, ebenen Terrasse trugen, ungefähr 100 Meter vom Wohnhaus entfernt, mit einer gegen den Einfluss aller Eisenbestandteile geschützten Lage. Als erst alles Zubehör hinaufbefördert und die Arbeit in Gang gekommen war, ging es sehr schnell, und schon in der Dämmerung stand das Haus da, ein wenig provisorisch zusammengenagelt, im übrigen aber fertig und bereit, uns Schutz für die Nacht zu gewähren.

Seit dem frühen Morgen hatte niemand von uns Zeit gehabt, ans Essen zu denken. Als ich sah, dass der Bau fast vollendet war, ging ich, von Ekelöf begleitet, an den Strand hinab, um ein wenig Abendbrot herauszusuchen. Wir hatten die Absicht gehabt, ein Zelt zu errichten, aber es stellte sich heraus, dass es unmöglich war, unter der Unmenge von Sachen alle nötigen Teile herauszufinden. Wir richteten uns statt dessen einen kleinen netten Esssaal ein, indem wir einige Kisten aufeinander stapelten und eine Persenning darüber legten, so dass sie bei Bedarf weiter vorgezogen oder abgenommen werden konnte. Hier nahmen wir dann während der folgenden Tage unsere Mahlzeiten in Schnee und Sturm oder Sonnenschein ein, so wie die Verhältnisse es mit sich brachten. Wir sparten nicht an Leckerbissen, jetzt wo die Arbeit am härtesten war. Die Hunde teilten unsere Mahlzeiten und tranken oft aus denselben Tassen wie wir.

Es war ein grosses Glück für uns, dass das Wetter an den beiden folgenden Tagen so schön war, und wir konnten nun mit ganzer Kraft an den Aufbau unseres Wohnhauses gehen. Der 16. Februar war ein Sonntag, aber daran durften wir uns unter den obwaltenden Umständen nicht kehren. Indessen nach einem gehörigen achtstündigen Normalarbeitstag, an dem ich an den Wänden und dem Dach genagelt und gezimmert hatte, glaubte ich doch ein Recht auf einen Nachmittagsspaziergang auf die Berge zu haben, um unser Königreich zu besichtigen und mir im übrigen eine Vorstellung von den Eisverhältnissen und den Aussichten für die Rückkehr des Schiffes zu machen. Den steilen Abhang hinauf, den ich seither so oft erklommen habe, führte mein Weg. — Ach, welche Mengen der wundervollsten Versteinerungen lagen hier umhergestreut! Aber heute durfte

ich nicht bei ihnen verweilen, später sollte ich noch Gelegenheit genug haben, sie zu untersuchen. Nachdem ich den letzten Absatz überwunden hatte, befand ich mich auf dem obersten Plateau, das noch von keinem Menschenfuss betreten worden war. Da war so vielerlei, was die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, eine ganze Probenkarte von dem Gestein der Insel lag vor mir



Die erste Mahlzeit in unserm improvisierten Esszimmer am Strande

ausgebreitet, hier und dort mit fremden Blöcken untermischt, deren Erscheinen einer besonderen Erklärung bedurfte. Es war so verlockend, sich unterwegs aufzuhalten, aber ich wollte noch weiter ins Land hinein. Der Weg führte an dem Rande tiefer Schluchten entlang; mächtige Felspartien ragten über ihre Umgebung auf, gleich Festungswerken mit Mauern, Zinnen und Türmen, zuweilen phantastische Formen annehmend, sich gleich

riesenhaften Sphynxen aus der losen Masse erhebend. Es liegt auf der Hand, diesen Vergleich weiter zu führen, denn rings um mich her breitete sich eine Wüste aus, fürchterlicher als die Sahara. Nirgends eine Spur von Vegetation, nicht einmal der Sand darf hier ruhig auf seinem Platze liegen, alles was sich bewegen lässt, führt der Sturm mit sich fort, so dass der Boden entweder aus einer dicht gepackten Masse von Steinen oder aus kahlen Felsklippen besteht, die durch die Einwirkung des Windes ihre Gestalt erhalten haben.

Ich aber schreite vorwärts, landeinwärts. Nach Süden zu breitet sich vor mir eine endlose, leicht gewundene Ebene von Eis und Schnee aus. Es ist Snow Hill, „die Schneekuppe", nach der ich die ganze Insel benannt habe, obwohl dies eigentlich nicht ganz richtig ist, da sie nicht des Schnees halber, sondern wegen des schneefreien Landes zum Überwinterungsplatz von uns ausersehen wurde, und dadurch auch in Zukunft bekannt werden wird. Dorthin richte ich meine Schritte, dort gewinne ich freie Aussicht nach beiden Seiten. Nach Osten zu schweifen meine Blicke über das unendliche Meer voll Eis, das aber so verteilt ist, dass unser Schiff sich ohne Schwierigkeit seinen Weg würde hindurch bahnen können. Auch im Admiralitäts-Sund befindet sich nicht viel Eis. Die Eile bei der Abfahrt der „Antarctic" dürfte daher ziemlich überflüssig gewesen sein, das konnte man aber damals nicht wissen.

So stand ich denn in dieser grossartigen Natur, während die Sonne langsam hinter dem stolzen, eisbedeckten Scheitel des Haddington-Berges versank, das Eisfeld in weiter Ferne am östlichen Horizont vergoldend. Rings umher vernahm man keinen Laut, einsamer und isolierter konnte kein Mensch sein. Diese öde Gegend sollte jetzt auf lange Zeit mein und meiner Kameraden Heim, unser alles sein! Hier sollten wir der Natur in ihrer gewaltigsten Majestät von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen und ihr im harten Kampf ihre Geheimnisse abzuringen suchen. Würde es uns gelingen? In dieser Stunde glaubte ich fest an die Zukunft, alles lag licht und hoffnungsvoll vor mir, ich fühlte mich so dankbar, endlich mit der eigentlichen Arbeit beginnen zu können, jener Arbeit, die wohl kaum zur Entdeckung grosser Landstrecken führen würde, die aber die feste Grundlage für die wissenschaftliche Forschung schaffen sollte, die gerade das eigentliche Ziel unserer Expedition war.

Es dämmerte bereits stark, als ich umkehrte. An dem äussersten Felsabsatz blieb ich einen Augenblick stehen und sah in das tiefe Tal hinab, in dem sich unser Haus erhob. Ich konnte kaum meine Kameraden unterscheiden, aber ich hörte die Hammerschläge, die mir erzählten, dass sie ihre Arbeit noch nicht unterbrochen hatten. Bald war ich wieder unten bei ihnen.

Die drei nun folgenden Tage verstrichen ohne bemerkenswerte Ereignisse, wenn auch jede Stunde irgend etwas neues mitbrachte. Schon am 17. waren wir mit unserm Bau so weit gediehen, dass wir unsere Kochuntensilien hinauftragen und dort unsere erste Mahlzeit einnehmen konnten, welch wichtiges Ereignis mit einem Glase Punsch gefeiert wurde. Es wurden nicht viele Reden gehalten, während wir einsam auf Snow Hill verweilten, aber bei dieser Gelegenheit wünschte ich in kurzen Worten meinen Kameraden ein gutes Ergebnis unseres Vorhabens, ein gutes Zusammenarbeiten und eine gute Kameradschaft unter diesem Dach, und ich fühlte mich überzeugt, dass alle ihr Bestes tun würden, damit diese Wünsche in Erfüllung gingen.

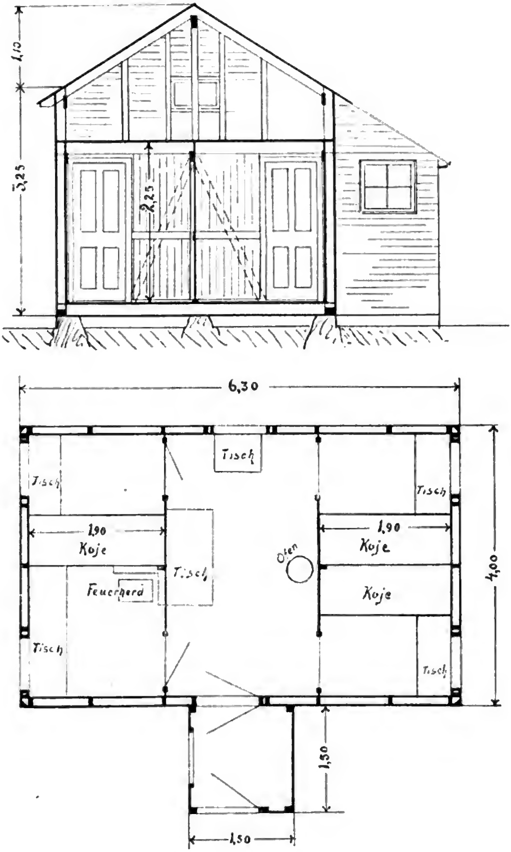
Unser nunmehr eingeweihtes Wohnhaus war nach einer Zeichnung angefertigt, die für die erste Amdrupsche Überwinterungsexpedition nach Ostgrönland ausgeführt worden war. Die Teilnehmer an derselben waren fünf an der Zahl gewesen; hier hatte ich für sechs Personen den Umfang unbedeutend vergrössert, wie auch einige Änderungen und Verbesserungen vorgenommen. Die äusseren Verhältnisse betrugen 6,3 m Länge und 4 m Breite. Das Haus hatte doppelte Wände von $^3/_4$ zölligen Brettern mit einer dazwischen liegenden Luftschicht. Das äussere Dach war einfach. Von aussen war das ganze Haus, Wände wie auch Dach, mit Teerpappe bedeckt, und sogar im Innern waren alle Aussenwände der Wohnräume mit demselben Material bekleidet. Der Fussboden war doppelt mit Brettern belegt, mit einer Zwischenlage aus Teerpappe, darüber lag eine Decke aus dickem Filz und darauf Linoleum. Man gelangte über einen ganz kleinen Vorplatz ins Haus hinein, wodurch verhindert wurde, dass der Schnee und der Sturm direkt hereindrangen, wenn die Türe geöffnet wurde. Oft meinten wir, dieser Vorplatz hätte ebensogut oder vielmehr besser zu einem ganzen Korridor an der Vorderseite des Hauses erweitert werden können, da ein solcher Raum nützlich und in mancherlei Beziehung brauchbar gewesen wäre.

Unsern hauptsächlichen Aufbewahrungsraum bildete der grosse Boden, der sich über das ganze Haus erstreckte. Da das Dach einfach war, war es natürlich hier oben kalt, aber trotzdem trug dieser Raum sehr dazu bei, die Wärme im Hause zu erhalten. Auf diese Weise hatten wir viel Platz für alle die mannigfaltigen Artikel, Kleider, Vorräte, Bücher, Sammlungen und dergleichen, die wir bei der Hand haben mussten. In diesem Klima hätte es uns grosse Mühe gemacht, wenn wir dies alles hätten ausserhalb des Hauses unterbringen sollen.

Unten in der Wohnung befanden sich fünf Räume, die jedoch nur sehr klein waren. Der grösste lag in der Mitte des Hauses und nahm die ganze Breite ein. An beiden Seiten lagen je zwei kleine Räume, von denen der eine unsere Küche bildete, während die drei andern uns als Schlafräume dienten. Auf eine nähere Beschreibung, wie wir uns in unsern vier Wänden einrichteten, komme ich später noch zurück.

Am 19. Februar waren wir wie gewöhnlich nach beendeter Arbeit am Abend in das Magnethaus hinabgegangen und hatten uns schlafen gelegt. Schon sehr früh am nächsten Morgen erwachte ich durch das Heulen des Sturmes, achtete aber nicht weiter darauf, sondern kroch nur tiefer in den warmen Schlafsack hinein. Aber um 6½ Uhr wurde es ärger denn je, der Schnee trieb durch die Türritzen, und Jonassen stand auf, um nachzusehen, ob oben beim Wohnhause alles in Ordnung sei. Bodman und Aakerlund folgten ihm nach einer Weile, während wir andern zurückblieben, obwohl ich auch nicht mehr an schlafen denken konnte. Da sehe ich mit einem Male, wie der südliche Dachrand von Zeit zu Zeit von den Windstössen fusshoch in die Höhe gehoben wird, und plötzlich wird es mir klar, dass das Haus nahe daran ist, zusammenzustürzen.

Ich springe auf, wecke Ekelöf und Sobral und rufe ihnen zu, dass sie augenblicklich aufstehen müssen, falls sie nicht unter den Trümmern begraben werden wollen. Nachdem ich mich angezogen hatte, ging ich hinaus. Hu! War das aber ein „Sommerwetter" da draussen! Es war ein Orkan, wie wir ihn später in derselben Stärke zu hunderten von Malen gehabt haben, ja, es kam eine Zeit, in der wir uns um solche Kleinigkeiten gar nicht mehr kümmerten, aber das war jetzt etwas ganz anderes, wo wir unsere erste Bekanntschaft mit der fürchterlichen Strenge des antarktischen Klimas machten. Die Windstärke betrug ungefähr



Das Stationshaus bei Snow Hill
Querschnitt, sowie ein Plan der Wohnung im Erdgeschoss

20 m in der Sekunde und das Thermometer stand auf —10°, nur mit Mühe konnte man aufrecht gehen, und die ganze Luft war eine einzige dicke, wirbelnde Masse von feinem Schneestaub, der mit der Schnelligkeit eines Eilzuges vorüberbrauste und so dicht war, dass man das kaum 100 m entfernte Wohnhaus nicht sehen konnte. Ich suchte mir meinen Weg hinauf, alle vier arbeiteten wir unverdrossen, die Türen und Fenster zu verdichten und sonstige Anordnungen zu treffen, um uns einigermassen gegen den Sturm zu schützen. Ekelöf und Sobral kamen gleich nach mir an und meinten, das Magnethaus würde sich doch am Ende halten, als aber Jonassen eine halbe Stunde später heraussah, waren das Dach und die eine Wand eingestürzt. Jetzt blieb uns nichts anderes übrig, als eiligst unsere Arbeit im Hause zu verlassen, uns so warm wie möglich anzuziehen und hinunter zu gehen, um an Instrumenten usw. zu retten, was zu retten war. Dies war nicht so ganz leicht in dem rasenden Sturm. Glücklicherweise stellte es sich heraus, dass die Instrumente so gut wie unbeschädigt waren, und selbst ein paar Taschenuhren, die an der Wand gehangen hatten, fanden wir unter den Trümmern wieder.

Während wir mit diesen Rettungsarbeiten beschäftigt waren, stürzte alles, was noch an Wänden vorhanden war, zusammen, und das ganze Observatorium bestand jetzt nur noch aus einem Haufen am Boden liegender Holzstücke. Vorderhand war jedoch nichts bei der Sache zu machen, und sobald wir gerettet hatten, was wir retten konnten, begaben wir uns wieder nach dem Wohnhause hinauf und setzten dort unsere Arbeit fort. Wir stellten die Fussböden und die Innenwände fertig, richteten den grössten Teil der inneren Zwischenwände auf und benagelten die Nordseite, an der beide Zimmer fertig wurden, mit Pappe. Die Fensterluken vernagelten wir sämtlich mit Pappe. Es war ein langer, schwerer Arbeitstag, aber dann konnten wir uns auch, als wir lange nach Mitternacht im Begriff waren, uns schlafen zu legen, dem freudigen Gefühl hingeben, dass wir ein gutes Stück vorwärts gelangt waren. Wir schliefen nun die erste Nacht unter unserm neuen Dach mit dem Bewusstsein, hier einigermassen gegen die klimatischen Widerwärtigkeiten geschützt zu sein. Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, dass wir diese Nacht vorzüglich schliefen.

Wir hatten in den vorhergehenden Tagen wiederholt von der Möglichkeit gesprochen, dass die „Antarctic“ wiederkommen könnte, und obwohl niemand so recht daran glauben wollte, so

warfen wir noch am 19. manch einen sehnsuchtsvollen Blick auf die Bucht hinaus. Während der nun folgenden Sturmtage hatten wir keine Gelegenheit hierzu, aber am Morgen des 21. war ich der erste auf den Beinen, obwohl es schon gegen zehn Uhr des Vormittags war. Gerade als ich aus der Tür trat, sah ich zu meiner grossen Freude und Überraschung die „Antarctic" in die Bucht einsteuern und sich dem Ufer nähern. Ich rief Ekelöf, der in der Nacht mein Schlafkamerad gewesen war, zu: „Komm



Alle eilten nach dem Hause hinauf, das einen deutlichen Beweis für unsern Fleiss in der vorhergehenden Woche ablegte

heraus und sieh das Schiff an!" Dann bat ich ihn, die andern zu wecken. Ziemlich verschlafen und noch immer zweifelnd eilten sie auf den Hügel hinaus.

Ich begab mich sogleich mit Jonassen an den Strand, um eins der Boote klar zu machen und möglicherweise den Ankommenden entgegen zu rudern, aber das war nicht nötig. Zuerst kamen Larsen und die Gelehrten in dem kleinen flachen Prahm, gleich darauf zwei von den Schiffsbooten, mit ungefähr 30 Säcken Kohlen beladen. Es ist schwer zu beschreiben, mit welcher Freude ich die Landenden begrüsste, und ich dankte namentlich dem Kapitän für diesen neuen Beweis der Fürsorge im Interesse der Expedition. Wir begaben uns erst alle nach

dem Hause hinauf, das einen deutlichen Beweis für unsern Fleiss in der vorhergehenden Woche ablegte, obwohl es sich eigentlich noch nicht in einer so angenehmen Gestalt zeigte, dass irgend jemand uns, die wir den Winter dort zubringen sollten, hätte beneiden können. Selbst die Mannschaft schien sich darüber zu freuen, dass wir so weit gediehen waren. Von allen Seiten wurden uns nur Ausdrücke von Glückwünschen und Interesse entgegengebracht.

Bodman, Ekelöf und Sobral begaben sich bald an Bord der „Antarctic", während die Gelehrten vom Schiff einige Stunden an Land blieben und in der Umgegend auf- und abstreiften. Ich schrieb in aller Eile ein paar Briefe und begab mich dann mit dem Kapitän und den andern an Bord des Schiffes. Es war sonderbar, wie verändert uns nach so kurzer Abwesenheit alles erschien. Unser enges Schiff kam uns jetzt so gross und geräumig vor, so voller Bequemlichkeit und Komfort, dass wir es kaum wiedererkannten. Und welch ein Genuss war es nicht allein, sich einmal wieder ordentlich waschen zu können! Ich hatte noch allerlei an Bord zu tun, wo mehrere von der Mannschaft mit Fragen zu mir kamen, die einer Entscheidung bedurften. Wir nahmen eine hastige Mahlzeit ein, bei der das beste, was das Schiff zu bieten vermochte, aufgetischt war. Dann kam eine Tasse Kaffee und ein Glas Punsch, einige Abschiedsworte wurden gewechselt, und wir trennten uns, einander alles Gute für die kommenden Monate wünschend. Wohl waren unsere Gedanken ein wenig ernsthaft, aber glücklicherweise vermochte niemand sich vorzustellen, dass so lange Zeit hingehen sollte, bis wir uns wiedersehen würden, dass unser gutes altes Schiff nie wiederkehren, und dass keiner von uns zurückbleibenden es je wiedersehen sollte. Die Flagge war gehisst und begrüsste uns, als wir in unserm kleinen Boot abstiessen; ich brachte ein Hurra aus, das vom Schiffe aus beantwortet wurde, ein letzter Gruss mit der Dampfpfeife, und wir waren von der Welt abgeschlossen.

Es war aber sehr gut, dass uns die „Antarctic" diesen letzten Besuch machte. Er bildete eine angenehme und gründliche Unterbrechung in der Einförmigkeit, und wir lebten lange in der Erinnerung daran.

Leider war indes ihr Versuch, weiter südlich ein Depot für uns zu errichten, völlig misslungen. Am 16. Februar war die „Antarctic" der Christensen-Insel auf ungefähr 20 Seemeilen nahe

gekommen, da aber lag zwischen dem Schiff und dem Lande fast ungebrochenes Eis, und an eine lange Schlittenfahrt war natürlich unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu denken. Das Eis war überhaupt jetzt viel dichter und schwerer als wir es vor einem Monat dort angetroffen hatten, die Eisschollen hatten oft eine Länge von mehr als einer Meile, und die Eisberge waren sehr zahlreich. Man hatte deswegen nicht gewagt, den Versuch zu machen, südlicher vorzudringen, sondern hatte dies Vorhaben aufgegeben, da der geringe Kohlenvorrat jeden Gedanken, diese Packeismasse zu zwingen, unmöglich machte. Man hatte einige Dredschzüge und Lotungen vorgenommen. Besonders hervorgehoben werden muss noch, dass man dort grosse Scharen von Kaiserpinguinen getroffen hatte, in einzelnen Fällen Züge von bis zu zehn Tieren, die wahrscheinlich um diese Jahreszeit aus südlicheren Gegenden gekommen waren.

Sobald wir wieder allein waren, gingen wir von neuem an unsere Arbeit, die sich jetzt hauptsächlich um die Einrichtung unserer Wohnung drehte. Wir nagelten Decken auf dem Fussboden fest, trugen den Feuerherd hinauf und setzten ihn in Stand, so dass wir damit beginnen konnten, uns ordentliche Mahlzeiten zu bereiten. Wir arbeiteten an unsern Kojen und fingen an, Fenster einzusetzen. Es war uns aber leider nicht vergönnt, uns lange ungestört diesen Arbeiten zu widmen. In der Nacht zum 24. brach ein neuer Orkan aus. Als wir am Morgen erwachten, hatten wir —7° in unsern Schlafräumen und die Wände waren inwendig mit Schnee bekleidet. Es war dasselbe Wetter, wie am 20., aber wir waren jetzt besser dagegen geschützt und nahmen die Sache anfangs recht gemütlich, tranken Punsch und beschäftigten uns mit allerlei kleinen Arbeiten, dem Einsetzen der Fenster und dergleichen. Als aber der Sturm noch drei fernere Tage anhielt, fingen wir doch an, ernsthafter zu werden. Und dies war im Grunde unsere erste Bekanntschaft mit den fürchterlichen antarktischen Orkanen, deren hauptsächliche Eigenschaft darin besteht, dass sie so hartnäckig und anhaltend sind. Die Temperatur betrug in der ganzen Zeit —10 bis —12°, und die Windstärke ungefähr 20 m in der Sekunde. Wenn man bedenkt, dass wir uns noch in dem Monat befanden, der auf der nördlichen Halbkugel dem August entspricht, so kann man wohl sagen, dass uns dies Wetter ziemlich überraschend war. Die Zeit schleppte sich langsam hin, noch aber war uns alles neu, und

mit unserer Stimmung wäre es schlecht bestellt gewesen, wenn sie sich durch diese kleine Prüfung hätte beeinträchtigen lassen. Inzwischen erschütterte der Orkan das Haus, wir hatten mehrere Grad unter Null im Zimmer, wir konnten weder aus noch eingehen und hatten nicht viel Beschäftigung im Hause.

Dieser Sturm sollte indes ernstere Folgen für uns haben. Am 24. hatte ich abends die Falklandshündin mit ihren Jungen in das Esszimmer hineingenommen, wohingegen die jetzt acht Tage alten grönländischen Hunde in ihrer zusammengezimmerten Kiste unten am Strande lagen, da ich der Ansicht war, dass sie jetzt, mitten im Sommer, im Freien aushalten konnten. Am nächsten Morgen sollte Jonassen hingehen und ihnen Wasser geben, er kam jedoch ganz niedergeschlagen zurück und erzählte, alle jungen Hunde lägen erfroren da. Die Mutter habe es wohl satt bekommen, eingeschlossen zu liegen, und da die Tür vernagelt war, habe sie das Dach durchbrochen, die Jungen ihrem Schicksal überlassend. Dies war ein harter Schlag für mich. Ich hatte viel von diesen Tieren erwartet, und ich glaube, wenn wir sie behalten hätten, so würden wir schon im nächsten Frühling grossen Nutzen als Zugtiere von ihnen gehabt haben. Jetzt mussten wir alle Schlittenfahrten, die unternommen werden sollten, mit unsern vier Grönländern machen, von den Falklandshunden nach schwachen Kräften unterstützt.

Wir hatten jetzt allmählich etwas nähere Bekanntschaft mit unsern Hunden gemacht, um die wir uns an Bord nur wenig gekümmert hatten. Gleich von Anfang an hatten die Tiere, die zu derselben Rasse gehörten, sich zusammengeschlossen, um die andern zu bekämpfen. Da waren die Falklandshunde infolge ihrer grösseren Zahl, namentlich aber auch durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen die Überlegenen gewesen. Ganz anders gestaltete sich das Verhältnis auf festem Lande. Die Grönländer schlossen sich zu einer festen Truppe zusammen, die mit Raubtierinstinkt Jagd auf jeden Falkländer machte, der sich von der Schar trennte. Wenn zwei von unsern Hunden in Kampf gerieten, stürzte sogleich die ganze Schar herzu, um dem Stärkeren zu helfen. Von irgend welcher Ritterlichkeit merkte man nie eine Spur, und wenn ein Grönländer einmal beisst, so besorgt er das mit Nachdruck. Die beiden alten Feinde Jim und Tom hatten ihren Grimm fast keinen Augenblick vergessen. Zuerst wurde Jim eines schönen Tages überfallen und übel zugerichtet, diesmal

aber gelang es uns, ihn zu retten. Er lag nun mehrere Tage im Hause, um seine Wunden zu heilen, so wütend wie je, wenn er einen andern Hund, und namentlich Tom, in seine Nähe kommen sah. Dies war ein grosser, schöner, langhaariger, schwarz und weiss gefleckter Hund, an den ich mich sehr angeschlossen hatte, der stärkste unter den Falkländern und mit weit mehr Würde als Jim; aber eines Tages ereilte ihn sein Geschick. Jim fing gerade an, sich zu erholen und passte nun den Augenblick ab, um seinen alten Feind anzugreifen, über den sofort der ganze Hundeschwarm herfiel. Ehe wir zu Hilfe eilen konnten, hatte einer der Grön-



Der Ruheplatz der jungen Hunde

länder Tom eine tiefe Wunde in der Brust beigebracht. Wir bemühten uns nach Kräften um ihn, und eine Zeit lang schien es auch, als wenn er sich erholen würde. Es ist traurig, zu sehen, wie ein bisher tüchtiger Hund nach einer solchen Behandlung vollständig zum Feigling werden kann, wie er sich kriechend davonschleicht, sobald ein anderer Hund sich nähert. Eines Tages entdeckten wir ihn einsam auf einer Bergspitze, von wo ihn erst nach einigen Tagen der Hunger wieder nach dem Hause zurücktrieb. Bald darauf starb er als erster einer langen Reihe von Hunden. Dies Sterben unter den Hunden hörte erst fünfzehn Monate später auf, als die Grönländer den letzten Falklandshund tot bissen.

Jetzt bei dem Sturm lagen die armen Tiere draussen und suchten Schutz, so gut sie konnten, fast unsichtbar infolge des Schnees, der sie bedeckte und sich in ihren Pelzen festsetzte. Während der ersten Tage war das Schneetreiben unerhört stark gewesen, nahm dann aber ein wenig ab, so dass allmählich ein wenig blauer Himmel sichtbar wurde. Es war ein grossartiger Anblick, wenn man am Abend draussen stand und über den Fjord hinweg ein eigenartig wildes, ödes, gelblich weisses Bild vor sich ausgebreitet sah, während der Mond ganz oben im Zenith mit seinem bleichen Schein durch die treibenden Nebelmassen brach.

„Arme Antarctic, die gezwungen wurde, diese Gegend ohne Kohlen und ohne Ballast zu verlassen!“ schrieb ich an einem dieser Tage in mein Tagebuch, und noch lange nachher, als wir auf unser Schiff warteten, bildete dieser Sturm sozusagen den Hintergrund für die verschiedenartigen Vermutungen, die wir über das Missgeschick anstellten, das unser wackeres Fahrzeug betroffen haben könnte. Es kam ein Tag, an dem wir erfahren sollten, wie wenig daran gefehlt hatte, dass diese Befürchtungen sich bestätigten. Nach einem vergeblichen Versuch, um die Joinville-Insel herumzukommen, war es nämlich der „Antarctic“ am 24. Februar glücklich gelungen, aus dem Sund herauszukommen, der ihren Namen trägt, aber im Bransfield-Sund sollte sie den Sturm in seiner ganzen fürchterlichen Stärke kennen lernen, während zugleich die Luft so undurchdringlich dick war, dass es unmöglich war, zu entscheiden, wo man sich befand. Man versuchte, die Wellen mittels Öl zu dämpfen, aber das half nicht viel. Grosse Sturzseen schlugen fortwährend über das Schiff, eine davon entführte unser neues, schönes Walfischfangboot, das eigens für die Expedition gebaut war, und es war schliesslich fast unmöglich, das Schiff gegen den Wind zu halten. Alle an Bord waren sich über die Gefahr klar, alle wussten, dass jede Aussicht auf Rettung ausgeschlossen war, falls man den Süd-Shetlands-Inseln zu nahe kam. Nach unglaublichen Anstrengungen gelang es schliesslich doch, am Morgen des 27. die äusserste Spitze der König Georgs-Insel in einer Entfernung von nur 4 Meilen zu umschiffen. Damit war das Schiff gerettet und konnte sich in mildere Gegenden begeben, Nachricht bringend über die Arbeit des ersten Sommers und unsere Landung da unten am Fusse der Schneekuppe des Snow Hill.



IX.

Eine abenteuerliche Bootfahrt.

Ausflüge in die Umgegend. — Die Bootfahrt nach Westen. — Unsere erste Schlittenfahrt. — Eine gefährliche Lage. — Die Rückfahrt.

Der Monat März hub mit dem herrlichsten Wetter an, das wir seit unserer Ankunft in diesen Gegenden gehabt hatten. Unser Wohnhaus war nun so weit fertig, dass wir den Abschluss der noch erforderlichen kleineren Arbeiten der Zukunft überlassen konnten. Jonassen beschäftigte sich freilich noch einige Zeit damit, während wir andern Bodman behilflich waren, die wissenschaftlichen Observatorien und die Apparate zu ordnen. Am 1. März wurden die Thermometerhäuser aufgestellt, am 2. der Anemometer und am 3. bauten wir das umgewehte Magnethaus wieder auf, diesmal so, dass der Eingang von Norden zu stattfand, wo sich die Leeseite befand, und infolge dessen blieb es bis zu unserer Abreise stehen. Dann folgten Tage mit wechselndem Wetter. Wenn es windstill war, bildete sich während der Nacht draussen auf dem Sund frisches Eis, das dann später vom Wind wieder aufgebrochen wurde. Am 4. März hatten wir Sturm; am 6. wehte ein warmer Wind, der das Thermometer bis + 6° steigen liess, worauf es dann ebenso schnell wieder bis auf den Gefrierpunkt sank. In müssigen Stunden fing ich an, Ausflüge

10*

in die Umgegend zu machen, um die Natur und die Versteinerungen zu studieren. Den längsten dieser Ausflüge machte ich in Sobrals Gesellschaft am Sonntag, den 9. März, eine Wanderung von 10 Stunden südlich vom Snow Hill. In strahlendem Sonnenschein machten wir uns auf den Weg, in dichtem Nebel, die Richtung nach unsern eigenen Fussspuren suchend, kehrten wir



Wir trugen einen Schlitten zur Benutzung auf den Gletscher hinauf

gegen Abend von unserer Wanderung auf dem Bergrücken heim. Der Schnee war im allgemeinen fest und hart mit unebenen Schneetälern, so dass man keinen Vorteil von Schneeschuhen gehabt hätte. Die Spalten, auf die man stösst, sind immer sehr schmal. Die höchste Höhe, die wir erreichten, war dem Barometer nach ungefähr 300 m, statt 600, wie auf der Seekarte angegeben ist. Wir entdeckten drei Nunatakgebiete, die aus dem Eise aufragen, aber von Ross in seiner Beschreibung dieser Gegend nicht

erwähnt werden. Fast möchte man glauben, dass sich der Schnee im Laufe der sechzig Jahre, die seit seinem Besuch verstrichen sind, bedeutend vermindert habe. Aber dies ist natürlich schwer zu beweisen, und in der Tat, es erscheint beinahe unmöglich, dass in so kurzer Zeit so bedeutende Abschmelzungen stattgefunden haben sollten. Das Eis bildet mehrere Gipfel, durch tiefe Einschnitte getrennt, die sich deutlich der Topographie des darunterliegenden Erdbodens anschliessen.

So lange das Wetter schön blieb, war die Wanderung über das blendend weisse Schneefeld herrlich, mit der Aussicht auf den stolzen Haddington-Berg und nach Osten zu über das jetzt fast völlig mit Eis bedeckte Meer und seine zahlreichen Eisberge. Über uns flog ein Schwarm weisser Vögel, wahrscheinlich Pagodroma. Im übrigen bekamen wir in dieser Zeit nicht viel Tierleben in unserer Umgebung zu sehen. Wir sahen nur einen einzigen Seehund und ein paar Pinguine, entdeckten auch draussen zwischen dem Treibeis allerlei Vögel, im übrigen aber bestand unsere einzige Gesellschaft aus einer kleinen Seeschwalbe, die ihr Nest in den Klippen hatte.

Diese kleineren Ausflüge waren nur Vorbereitungen auf eine längere Entdeckungsreise, die ich zu machen beabsichtigte, ehe das Eis alle umliegenden Gewässer in seine Fesseln schlug. Das Haus war nun gepfählt und gestützt, die Pappe war festgenagelt und die wichtigste Einrichtung beendet. Im Magnethause gab es nur noch für Bodman Arbeit mit der Aufstellung der Instrumente. Wir konnten der Zukunft mit Ruhe entgegensehen, aber auf der andern Seite war es die höchste Zeit, dass wir uns auf den Weg machten, falls wir ein Boot benutzen wollten, was für meinen Zweck nötig war. Mit dieser Fahrt wollte ich nämlich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Es war mir einmal darum zu tun, ein grosses Depot so weit südwärts wie nur möglich zu errichten, da dies der „Antarctic“ nicht gelungen war, und nur im Boot konnte ich so viel Gepäck mitführen, wie ich zu diesem Zweck brauchte.

Auf der andern Seite handelte es sich aber auch um eine wirkliche Entdeckungsreise. So viel hatte die Aussicht von den Hügeln bei der Station bereits ergeben, dass die Karte hier nicht sonderlich mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Wenn wir auch eine Menge Zeit haben würden, um diese unsere nächsten Umgebungen zu erforschen, so war ja das Arbeitsfeld gross, und in gewisser Be-

ziehung würde man ausserdem mit einer Bootfahrt mehr ausrichten können, als mit den beabsichtigten Winterschlittenfahrten.

Ich forderte Sobral und Jonassen auf, mich zu begleiten. Ausser den Vorräten, die wir selber nötig hatten, nahmen wir sieben Kisten von dem eigens für die Zwecke gepackten Boot- und Schlittenproviant und ungefähr 80 kg Hundepemmikan mit. Da ausserdem vorauszusehen war, dass wir mit unserm Boot an Land kommen würden, begleiteten uns alle grönländischen Hunde und ausser ihnen Jim, dessen Brauchbarkeit jetzt erprobt werden sollte.



Die Spitze des Snow Hill-Gletschers

Am 10. März arbeiteten wir den ganzen Tag an der Instandsetzung der Boots- und unserer Ausrüstung, und in der Frühe des folgenedn Morgens brachen wir auf, indem wir die höchste Flutwelle benutzten, um mit dem schwer beladenen Tromsöboot leichter hinauszugelangen. Es war ein herrlicher Tag, nur fast zu warm, mit jenen eigentümlichen, weichen Südwinden, deren Entstehung wir niemals vollständig aufzuklären vermochten. Sonst war es beinahe windstill, und die ganze Bucht war mit einer dünnen Schicht frisch gebildeten Eises bedeckt, die das Rudern recht beschwerlich machte. Wir mussten uns zwischen dichten Massen niedrigen Treibeises hin-



Wir benutzten die höchste Flutwelle, um leichter mit unserm schwerbeladenen Boot hinauszugelangen

durch schlängeln, das uns hinderte, unsern Weg vor uns zu sehen, weswegen wir von Zeit zu Zeit anhalten und auf eine der am höchsten zusammengeschobenen Eisschollen klettern mussten, um eine Aussicht über unsere Umgebung zu erlangen.

Allmählich näherten wir uns dem andern Lande, der Landzunge, die wahrscheinlich dem entspricht, was Ross mit Kap Hamilton bezeichnet. Mit grossem Interesse betrachtete ich die geologischen Verhältnisse, die niedrigeren, sanften Kuppen, die sicher aus sedimentärem Sandstein und Schiefer von derselben Art wie das Gestein des Snow Hill neu aufgetürmt sind, und die höheren, äusserst wilden und stark zerklüfteten Klippen. Dort oben schiebt sich eine schmale, lotrechte Felswand vor, wild zerklüftet, wie eine von Riesen aufgebaute Mauer, und nach vorn zu mit einem mächtigen Turm abschliessend, den ich den Wachtturm genannt habe, denn dahinter liegen Gegenden, die zu dieser Zeit noch keines Menschen Auge erschaut hatte. Hier konnten wir nun mit unumstösslicher Gewissheit sagen, dass wir uns auf einem wirklichen, durch die grosse, vor uns liegende Lockyer-Insel in zwei Arme geteilten Sund befanden. Diese Insel war jetzt unser Ziel, und dort hoffte ich unser erstes Depot niederlegen zu können. Ross sagt in seiner Reisebeschreibung, dass der Snow Hill mit dem gegenüber liegenden Lande durch eine niedrige Eismasse verbunden zu sein scheine, die er als vorgeschobenen Gletscher auffasst; da eine ähnliche Erscheinung meines Wissens aus keiner andern Gegend bekannt ist, hielt ich diese Angabe anfangs für unwahrscheinlich, aber nachdem ich nun die übrigen Eisverhältnisse an dieser merkwürdigen Küste kennen gelernt habe, scheint es mir keineswegs unmöglich, dass zu Ross' Zeiten eine solche Eismasse existiert haben kann. Ist diese Vermutung richtig, so wäre ein fernerer Beweis für die Behauptung gewonnen, dass jetzt eine mildere Periode herrscht, als zu jener Zeit.

Immer mehr nähern wir uns jetzt der Lockyer-Insel. Aber was ist denn das für ein sonderbarer Laut, der durch den schweigenden Raum an unser Ohr dringt? Zuerst klingt es wie ein leises, fast unmerkliches Knistern und Rauschen, das allmählich mehr und mehr anschwillt und schliesslich in ein kräftiges, langgezogenes, grollendes Brausen übergeht, ähnlich dem Brüllen des Meeres vor dem herannahenden Sturm. Ein Blick voraus zeigt uns, dass das Eis in Bewegung geraten ist und jetzt gleich einer

mächtigen, unwiderstehlichen, mauerähnlichen Masse uns entgegen geführt wird. Es ist echtes Schraubeis aus wild aufgetürmten Eisblöcken, die, von unserm kleinen Boot gesehen, bergehoch erscheinen. Uns blieb nichts weiter übrig, als augenblicklich zu drehen und uns nach aussen zu wenden, was nicht gerade schwierig war, da wir ebenso schnell trieben, wie das Eis selbst. Es war die gewaltig einsetzende Springflut, die diese Massen in Bewegung setzte und einen Wirbelstrom bildete, der jetzt auch unser Boot mit sich fortführte. Zuerst versuchten wir nach dem zunächst westwärts gelegenen Lande zu rudern, aber das Eis hatte zu



Der Wachtturm und Kap Hamilton

starke Fahrt, und wir konnten nicht dahin kommen, wohin wir wollten. Dann kehrten wir wieder in östlicher Richtung um, nach der andern Seite der Insel, aber auch hier war zu viel Eis, obwohl es jetzt nicht mehr vorwärts trieb und der Strom die Blöcke nur in wirbelndem Tanz drehte. Es fing an, Abend zu werden, und jede Möglichkeit, mit dem schwer beladenen Boot nach der Insel zu gelangen, war für den Augenblick ausgeschlossen. Wir konnten auch nicht auf eine Stromänderung beim nächsten Flutwechsel rechnen, denn dann würde es dunkel sein. Deswegen mussten wir uns entschliessen, noch einmal nach Westen zu steuern, und in später Stunde landeten wir schliesslich an einem niedrigen festen Eissockel, einige Kilometer südlich von Kap Hamilton, ungefähr einen Kilometer vom Ufer entfernt. Wir

zogen das Boot herauf, schlugen unser Zelt auf und bereiteten uns eine gute Mahlzeit aus Bovrilpemmikan und Kakao, worauf wir hier eine ruhige Nacht in unserm Dreimänner-Schlafsack aus Renntierfell verbrachten.

Am nächsten Morgen waren wir schon früh auf den Beinen; jetzt wollten wir allen Ernstes versuchen, durch die Eismassen hindurch zu dringen. Leider aber stellte es sich heraus, dass die Strömungen der Nacht wenig auf diese eingewirkt hatten; genau so undurchdringlich wie am gestrigen Abend lagen sie zwischen uns und der Insel, und das Rudern war nur noch mehr erschwert durch die frisch gefrorene Eiskruste auf dem Wasser. Unter solchen Verhältnissen mit dem Boote vorzudringen, darauf waren wir nicht eingerichtet. So beschloss ich denn, gegen die östliche Eismauer vorzugehen, die eine Fortsetzung des Snow Hill-Landes bildete und hier die Möglichkeit einer Besteigung zu bieten schien, auch musste man von hier aus eine Aussicht nach Süden gewinnen können. Kein Eis versperrte uns den Weg, und wir kamen ohne Schwierigkeit auf eine ungefähr 5 m hohe Eiskante hinauf. Als ich weiter nach dem Innern zu vordrang, stellte es sich heraus, dass wir uns auf einem losen Eisstück befanden, das durch einen schmalen Spalt, über den eine Schneebrücke führte, vom Lande getrennt war. Es war offenbar ein in der Bildung begriffener Eisberg, der sich einstmals bei starker Hochflut erheben und losreissen würde. Hierdurch war allem Anschein nach die grosse Einsenkung in der Eismauer entstanden. Ich erhielt indes von hier aus einen guten Überblick über die Umgegend; ein wenig weiter landeinwärts ragte ein kleiner Nunatak aus dem Eise. Dahin hätten wir uns allenfalls durcharbeiten können, aber ein Depot an diesem Platz hätte keinen rechten Zweck gehabt. Weiterhin nach der Lockyer-Insel zu sah das Eis ziemlich undicht aus, aber es würde uns sicher viel Arbeit gekostet haben, dahin durchzudringen. Nach Westen zu, von wo wir gekommen waren, lag jedoch eine ebene Eisfläche ausgebreitet, die eine ausgezeichnete Bahn für unsere Hundeschlitten bieten musste, und die Küste zog sich, so weit ich sehen konnte, in südwestlicher Richtung hin. Das klügste, was man tun konnte, war gewiss, dahin zurückzukehren und einen passenden Platz für unser Depot zu suchen.

Langsam ruderten wir nun zwischen den treibenden Schollen, erst am Rande des Eises entlang, dann quer über den Sund, ohne



Es war unser erster Versuch, in diesen Gegenden mit Hunden zu fahren

jedoch an diesem Tage zur Zeit des Flutwechsels etwas Ähnliches zu erfahren, wie am vorhergehenden Tage. Ein langsamer Strom führte indes das Eis nach Norden zu, und die Schollen waren gross. Es war ein hartes Stück Arbeit, uns mit Rudern und Haken dazwischen hindurch und oft sogar darüber hinweg zu arbeiten. Als wir endlich gegen drei Uhr den festen Eisrand erreichten, bemerkten wir einige Schritte von unserm Landungsplatz umhergestreute Konservenbüchsen und Papierfetzen — nach angestrengter Arbeit, die einen ganzen Tag auf unangenehme Weise ausgefüllt hatte, waren wir also ohne Ergebnis wieder an demselben Platz angelangt, den wir am Morgen verlassen hatten.

Es war nicht unsere Absicht, eine grössere Schlittenfahrt zu machen, wozu sich auch diese Jahreszeit nicht eignete, und um keine Zeit zu versäumen, beschlossen wir, die noch übrig bleibenden Stunden des Tages zur Beförderung des Depots an den dazu ausersehenen Platz hinter einer weit vorspringenden, bergigen Landzunge zu bewerkstelligen.

Wir beluden die Schlitten mit allem, was wir mitzuführen gedachten, Hundepemmikan, vier Kisten Schlittenproviant, einer Petroleumkanne usw., zusammen ungefähr 230 kg, nahmen nur ein wenig trockene Schokolade zu uns und machten uns schnell auf den Weg. Es war unser erster Versuch, in dieser Gegend mit Hunden zu fahren. Alle zogen tapfer über das schlechte Eis hinweg, selbst Jim erwies sich keineswegs als unbrauchbar, wenn er auch ein paar Mal unterwegs den Versuch machte, sich durch Zerbeissen der Zügel zu befreien. In der Nähe des Landes hatte sich eine ziemlich breite Spalte mit offenem Wasser gebildet, über die wir uns auf einer kleinen Eisscholle hinüber flössen mussten. Ganz tief in die Bucht hinein war das Eis zusammengeschoben und sehr uneben, so dass wir schliesslich selber die mitgenommenen Kisten über die für den Schlitten unpassierbaren Höhen und Eistäler schleppen mussten. Die Küste springt in Form eines mächtigen Vorgebirges mit fast lotrechtem Absturz vor, das aus einem eigentümlichen Gestein besteht, dessen Bekanntschaft ich jetzt zum ersten Male machte und das eine grosse Rolle in dieser Gegend spielt. Es ist ein ungeformter Tuffstein, der zahlreiche Lavastücke und ausserdem, was in dieser Gegend etwas sehr Merkwürdiges ist, eine Menge Knollen von einem Olivin umschliesst. Wir stapelten unser Depot drinnen auf dem festen Abhang auf und waren mit dem Resultat unserer Arbeit

sehr zufrieden. Wenn kein Bergrutsch eintrat, konnten wir darauf rechnen, ganz sicher zu allen Zeiten unsern Vorrat wieder zu finden.

Als dies Geschäft beendet war, kletterte ich die Bergwand hinauf, um eine Aussicht nach Süden zu gewinnen. Eine Strecke zieht sich das Land hier in westlicher Richtung fort, hört dann aber plötzlich auf, und vor uns liegt nichts, als die grenzenlose, weisse Eisfläche. Die Sonne war eben hinter dem Horizont verschwunden, warf aber noch einen rosenroten Schimmer auf den Eiswall von Snow Hill, über den ganzen südlichen Horizont und die unbekannte Gegend, die so verlockend und doch so unerreichbar vor uns lag. Es war eine eigentümliche Beleuchtung mit schweren, bleifarbenen und purpurnen Wolken, die sich im Südwesten zusammengeballt hatten. Ich kann nicht behaupten, dass mir diese Aussicht sonderlich gefiel. Draussen auf dem Eise lagen einige Seehunde, die von Zeit zu Zeit ein unheimlich klagendes Geheul ausstiessen. Wir mussten indes die Rückkehr schleunigst antreten, um vor Einbruch der Dunkelheit wieder am Lagerplatz einzutreffen. Mich fror, als ich auf dem Schlitten sass und die Hunde zügelte, die viel zu hastig dahinstürmten, aber es ging rasch vorwärts, und bald waren wir am Ziele angelangt. Glücklicherweise beobachteten wir die Vorsichtsmassregel, das Boot ein wenig höher auf das Eis hinaufzuziehen, ein Umstand, dem wir unser Leben zu verdanken hatten.

Im Schutz des Bootes schlugen wir unser Zelt auf, kochten uns ein wenig Suppe und krochen schnell in den Schlafsack. Erst später während unseres Aufenthaltes in dieser Gegend sollten wir die Bedeutung der Wettervorzeichen verstehen lernen, die sich soeben um uns her gezeigt hatten: die warmen Südwinde, der heftige Barometerfall, die eigentümliche Beleuchtung im Südwesten; noch aber ahnten wir nicht, was dies alles zu bedeuten hatte. Kaum waren wir in unser Zelt gekrochen, als ein Sturm losbrach. Wir hatten guten Schutz von dem Boot, und in unsern Schlafsäcken spürten wir nicht viel von dem Unwetter, aber auf unserer Station war die Anemometerleitung schon nach ein paar Stunden von einer registrierten Windstärke von 26 m in der Sekunde, einem vollständigen Orkan, losgerissen worden. Kalt war es aber, wo wir lagen, und es ist nicht so leicht, in demselben Sack mit zwei andern zu schlafen, dazu gehört Gewöhnung, die man erst durch langjährige Übung erwerben kann. Mit dem

Schlaf war es also schlecht bestellt, aber wir fanden trotzdem, dass wir es hier drinnen recht angenehm hatten, und als der Morgen bereits dämmerte, lagen wir noch ganz ruhig da, ohne Anstalten zum Aufstehen zu machen.

Da wurden plötzlich alle Träume durch Jonassen zu einem jähen Ende gebracht. Er hatte dem Eise am nächsten gelegen und sprang nun auf einmal auf mit dem Ausruf, das Wasser dringe ins Zelt. Und so verhielt es sich wirklich, der Sturm hatte das Eis aufgebrochen und spülte die Wellen über das Eis hin, auf dem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, bis an den Rand des Zeltes hinan. In einem Nu hatten wir die wenigen Kleidungsstücke, die wir abgelegt hatten, über geworfen und eilten hinaus. Zuerst warfen wir die kleineren Sachen heraus, packten dann alle drei auf einmal das Boot an und mit tüchtiger Kraftanstrengung hatten wir es bald so weit hinaufgeschleppt, dass wir wenigstens für den Augenblick sicher waren. Es war ein grosses Glück, dass dies nicht in der Nacht geschah, denn was dann die Folge gewesen wäre, lässt sich nicht leicht sagen.

Wir gönnten uns nur eine kurze Rast und zogen dann mit unserm Boot und unsern Sachen weiter. Es war gut, dass wir unterwegs waren, denn wenige Minuten später spaltete der Sturm das Eis genau an der Stelle, wo wir jetzt standen. Wir arbeiteten uns mit unserm Boot weiter durch und kamen im ganzen 300 m vorwärts, was uns Mühe genug machte. Das Eis zeigte eine Menge Spalten, die uns ein wenig beunruhigten, im übrigen aber war es sehr fest. Später stellte es sich heraus, dass es nicht viel Schaden genommen hatte, aber das konnten wir augenblicklich noch nicht wissen.

Wir führten kein Thermometer mit uns, aber bei der Station betrug die Temperatur —18°, die Windstärke habe ich bereits erwähnt. Heulend kam der Sturm mit heftigen Stössen aus Südwesten, ungeheure Schneemassen vor sich hertreibend, so dass man nur selten einen Schimmer des hohen Landes erblickte, obgleich es nur einen Kilometer entfernt lag. Vielleicht wäre es uns möglich gewesen, schon jetzt im Schutz des Bootes unser Zelt aufzuschlagen, aber wir wagten das nicht nach den eben gemachten Erfahrungen. Es war ja nicht undenkbar, dass das Eis weiterhin bersten und mit uns ins Meer hinaus treiben konnte. Wir hatten keine Winterkleider mitgenommen, höchstens konnte

man von einer Herbstausrüstung reden. Ich kroch unter das Segel im Boot und versuchte dort Essen zu kochen, aber selbst dort fror mich im Stillsitzen. Jonassen wanderte auf und nieder, eine tiefe Rinne am Boot entlang stampfend, während sich Sobral ruhiger verhielt. Die Hunde hatten sich, so gut sie konnten, in den Schnee hineingegraben. Der Tag war lang, aber die Gedanken verkürzten die Stunden doch in einer Weise, die wir kaum für möglich gehalten hatten. Wir waren uns nicht klar darüber, wie wir uns für die Nacht einrichten sollten, aber es blieb uns ja kaum eine andere Wahl, als bei dem Boot zu bleiben und uns zu behelfen, so gut es ging, und das wurde denn auch beschlossen. Es gelang uns, das Zelt aufzuschlagen und den Schlafsack auszubreiten, der jetzt sehr aufgeweicht und durchkältet war. Gegen ½8 Uhr abends legten wir uns hinein.

Sobral war ein Finger erfroren, der stark schmerzte, Jonassen hatte nasse Füsse, er lag da und jammerte darüber und wollte das Zelt nicht verlassen. Bis Mitternacht verrichtete ich eine Art Wachtdienst, indem ich bald drinnen sass, bald draussen im Sturm auf und niederging. Jetzt in der Dunkelheit nahm sich alles noch unheimlicher und wilder aus. In einer Entfernung von hundert Schritten sah man keinen Schimmer von dem Boot, daher konnte ich mich unmöglich weit genug entfernen, um den Eisrand zu untersuchen. Da ich aber von dem äussersten Punkt, bis wohin ich mich wagen konnte, nichts Beunruhigendes zu entdecken vermochte, und da uns ja doch keine Wache hätte helfen können, falls eine plötzliche Katastrophe eingetreten wäre, so ging ich gegen zwölf Uhr hinein und legte mich in den Schlafsack; es gelang mir auch, auf einige Stunden etwas Schlaf zu finden, während die andern hinterher behaupteten, dass sie es vergeblich versucht hätten.

Schon gegen ½6 Uhr am nächsten Morgen weckte mich Jonassen mit der Nachricht, dass es den Anschein habe, als wenn der Wind abflaue und der Himmel sich aufkläre. Ich blieb aber noch eine Stunde im Schlafsack liegen, worauf ich aufstand und Kaffee kochte. Die Sonne schien jetzt hell und der Horizont lag wolkenlos da. Die Windstärke hatte ganz bedeutend abgenommen, obwohl es noch sehr frisch wehte. Die See hatte das Eis mürbe gemacht und war uns näher gekommen, das Meer lag bis zu der Insel hin eisfrei vor uns. Hätten wir von Anfang an ein solches Fahrwasser gehabt und dazu gutes Wetter, so wäre es ein Leichtes

gewesen, vorwärts zu gelangen und das ganze Gebiet nach Süden zu rekognoszieren, jetzt konnten wir nicht mehr daran denken. Es war keine Kleinigkeit, an diesem Morgen aufzustehen, unsere Kleider waren im Schlafsack aufgetaut, froren aber gleich wieder an der Luft. Der Primusbrenner wollte seine Schuldigkeit nicht tun, und ich musste Kienspäne holen; auch damit wollte es mir nicht gelingen, und nun musste ich hinaus, um die ganz eingeschneite Petroleumkanne zu suchen. Schliesslich gelang es mir doch, Feuer anzumachen, und unser Frühstück war bald fertig.

Während dessen hatte Jonassen unser Boot aus dem Schnee herausgeschaufelt, aber es stand uns noch eine harte Arbeit bevor, indem wir das Boot und alle unsere Sachen nach dem Strande hinunterschleppen mussten, so dass es 10 Uhr wurde, ehe wir abstiessen. Noch härtere Arbeit aber machte uns das Vorwärtsgelangen. Der Wind stand heftig auf das Land zu, und die See spülte ununterbrochen über das Boot hin. Jonassen erfroren die Finger, und nur unter Aufbietung unserer äussersten Kräfte konnten wir noch im letzten Augenblick bei angestrengtem Rudern an dem grossen Gletscher südlich von Kap Hamilton vorbeigelangen. Wären wir bei diesem Wetter gegen die senkrechte Eismauer getrieben, so würden die Aussichten auf Rettung wohl ebenso gering gewesen sein, als wenn das Eis in der Nacht unter uns aufgebrochen wäre, während wir schlafend im Zelte lagen.

Glücklich in die offene See hinausgelangt, ging es jedoch schnell vorwärts. Wir hatten unser Segel so viel wie möglich gerefft, aber es war noch immer zu gross, deswegen hissten wir es nur teilweise, während der untere Rand im Wasser hinter uns her schleppte. Es muss ein sonderbarer Anblick gewesen sein, falls uns jemand hätte sehen können, wie wir mit dieser Ausstattung, in fliegender Fahrt vom Sturmwind getrieben, dahinsausten. Jonassen sass am Steuer, Sobral und ich besorgten das Segel. Nur von Zeit zu Zeit hemmte ein Gürtel aus zermahlenem Eisschlamm unsere Eile. Die ganze Rückfahrt nahm wenig mehr als drei Stunden in Anspruch, denn schon gegen Mittag bogen wir um die Gletscherecke und sahen das schwarze, kleine Haus vor uns liegen, das nach dieser kurzen Abwesenheit für uns den Inbegriff alles Wohllebens, des Luxus und der Zivilisation bedeutete. Es war Ebbe, so dass wir nicht in die Bucht hinein kommen konnten, sondern unsere Sachen watend auf dem Rande des Eises löschen mussten, wo wir bald von unsern Kameraden

willkommen geheissen wurden, die während der letzten Sturmtage wohl mit einer gewissen Unruhe unser gedacht hatten.

Auch hier auf der Station waren die Wirkungen des Sturmes arg gewesen. Die Flut war am 12. ungewöhnlich hoch gewesen, so dass man genötigt gewesen war, allerlei empfindliche Sachen aus dem Depot am Strande heraufzuschaffen. Das Haus hatte jedoch während des Unwetters sicher und fest gestanden, nur auf der Südseite hatten die Fensterluken vernagelt werden müssen. Als der Wind abflaute, entdeckte man, dass allerlei Gegenstände fehlten, u. a. Ekelöfs in Upsala verfertigtes Kanoe, ein kleines, nettes, praktisches Ding, das wir nie wiedersehen sollten.

Der wichtigste Zweck der Bootsfahrt war erreicht, wir hatten ein gutes Depot auf dem Hauptlande errichtet, zu unserer Unterstützung bei späteren Fahrten und eine grosse Quelle der Sicherheit für den Fall, dass wir einmal von unserer eigenen Insel abgeschnitten werden sollten. Auch eine Entdeckungsreise war ausgeführt; ich hatte das ebene Eis kennen gelernt, über das uns unsere Schlitten während weiter Tagesmärsche gen Süden tragen sollten. Wir wussten mit Bestimmtheit, dass die sogenannte Admiralitätsbucht ein Sund und Snow Hill eine Insel war, und wir kannten die Hauptzüge der physikalischen Geographie unserer nächsten Umgebung.

Trotzdem war ich nicht ganz zufrieden mit dem Erfolg der Exkursion. Ein wenig südlicher wäre ich gern mit dem Boot vorgedrungen, in dem sowohl Ausrüstungsgegenstände als auch Sammlungen leichter zu transportieren waren, als mit dem Schlitten. Ferner waren auch die bei dem Ausflug gemachten, äusserst wichtigen und wertvollen Erfahrungen nicht derart, wie ich sie gewünscht hätte. Mit einem Schlage war es mir klar geworden, wie schwer und gefährlich Ausflüge in diesen Gegenden infolge der fürchterlichen Stürme sind, die so plötzlich entstehen. Und trotz lebhafter Anerkennung aller vorzüglichen Eigenschaften und allen guten Willens bei denen, die auf Fahrten dieser Art meine nächsten Kameraden werden sollten, hatte ich doch gesehen, wie schwer es ist, Naturen, die in vieler Beziehung einander völlig entgegengesetzt sind, zu demselben Interesse zu vereinen.

X.

In Erwartung des Winters.

Die Bauarbeiten wurden beendet. — Unsere wissenschaftlichen Arbeiten. — Unser Wohnhaus und seine Einrichtung. — Unsere Ernährung. — Die Schlittenfahrt nach der Seymour-Insel.



Es war ein grosses Glück, dass wir uns nicht hatten verleiten lassen, länger draussen zu bleiben, denn auch die nächsten Tage brachten schlechtes Wetter, und irgendwelchen Nutzen hätten wir daher nicht schaffen können. Hier auf der Station setzten wir unsere Einrichtungen für den Winter fort, aber das wichtigste an äusseren Arbeiten war jetzt vollendet. Jonassen baute aus Brettern ein Haus für die Hunde, was in diesem Klima, wenigstens für die Falklandshunde notwendig war; dann ging er an die Einrichtung des astronomischen Observatoriums und an das Ordnen unserer Sachen, wobei ich ihm half. Um unsern Vorplatz zu verwerten, bauten wir eine Reihe Brottonnen auf, die wir durch Proviantkisten ergänzten, so dass wir eine Art äusseren Korridor gewannen, obwohl wir kein hinreichendes Material besassen, um etwas herzustellen, was nur einigermassen mit der vollständigen äusseren Mauer vergleichbar gewesen wäre, mit der Peary sein Wohnhaus umgeben hat. Auf diese Weise erhielten wir aber eine kleine, geschützte Ecke, die in Zukunft den Namen „Laube" erhielt. Der Platz wurde hauptsächlich von den Hunden

beschlagnahmt, die dort vorzüglichen Schutz gegen die Stürme fanden.

Im übrigen wurde das hauptsächlichste von unsern Vorräten auf der nördlichen, der Leeseite des Hauses aufgestapelt. Aber um im Falle einer Feuersbrunst nicht alle Mittel zu unserer Unterhaltung einzubüssen, errichtete ich in einiger Entfernung zwei Depots, das eine aus unserm ganzen, gesondert verpackten Schlittenproviant bestehend, während das andere eine Menge zu diesem Zweck ausgewählte Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände enthielt. Auch der Vorrat an Petroleum ward in einiger Entfernung vom Hause aufgestapelt.

Unter diesen Beschäftigungen verging ein Tag nach dem andern, und immer näher rückte der erste Winter heran, den menschliche Wesen in diesen Gegenden verleben sollten. Immer kürzer wurden die Tage, immer niedriger stand die Sonne um die Mittagszeit am nördlichen Himmel, es wurde draussen immer kälter. Wohl war der Breitengrad, auf dem unsere Station lag, zu nördlich, als dass wir unter der eigentlichen Polarnacht zu leiden haben würden, denn selbst in der Mitte des Winters musste sich die Sonne noch fast vier Stunden über dem Horizont befinden. Hatten wir aber jemals geglaubt, dass wir aus diesem Grunde nicht dieselben Empfindungen durchleben würden, die eine Überwinterung in den nördlichen Polargegenden wachruft, so dämmerte uns doch schon lange die Ahnung, dass die Natur, mit der wir hier kämpfen sollten, uns in anderer Beziehung ausserordentlich grosse Schwierigkeiten verursachen sollte.

Wir begannen nun nach allen Richtungen mit den wissenschaftlichen Arbeiten, um derentwillen wir soviel Anordnungen getroffen, uns so viel Opfer auferlegt hatten, und die eigentlich die Veranlassung zu der Errichtung unserer Winterstation gewesen waren. Eigentlich sollte man in diesem Zusammenhang niemals von Opfern reden, denn wer es nicht selber versucht hat, kann sich kaum vorstellen, mit welchem Eifer und Interesse man seine Arbeiten ausführt, wenn man weiss, dass es zum erstenmal auf Gebieten geschieht, die so gross sind wie ein kleiner Weltteil. Alles ist neu, alles ist interessant, die Witterungsverhältnisse, der Gang der Instrumente, das Leben der Organismen in ihrer Entwicklung während der verschiedenen Jahreszeiten, und man braucht nicht auf lange Entdeckungsreisen auszuziehen, um dies

11*

alles kennen zu lernen, nein, auch hier auf der Station weiss man nicht, was der morgende Tag an neuem und überraschendem bringen wird.

Mit Eifer gingen wir auch alle an unsere Arbeiten. Am wichtigsten waren die magnetischen und meteorologischen Observationen, die nach dem internationalen Programm ausgeführt werden sollten. Dies war Bodmans Revier, und Sobral schloss sich ihm als Assistent an. Die magnetischen Arbeiten hatte indes Bodman für die nächste Zeit allein übernommen, und während des ganzen Monats März war er zum grössten Teil durch die Aufstellung der Variationsinstrumente in Anspruch genommen.

In magnetischer Beziehung bieten gerade die Polargegenden das grösste Interesse, aber die südlicheren Teile waren nur sehr wenig studiert. Von den hervorragendsten Autoritäten der Wissenschaft war wieder und wieder darauf hingewiesen worden, dass ohne genaue Forschungen hier unten ein gründlicher Fortschritt in Bezug auf die Theorie des Erdmagnetismus unmöglich, alle Versuche, auf längere Zeit die Lage der magnetischen Kräfte auf der Erdoberfläche zu berechnen vergeblich seien. Und die Kenntnis hiervon ist doch, insofern als sie die Missweisung des Kompasses betrifft, von ausserordentlicher praktischer Bedeutung. Die internationale Übereinkunft umfasste Beobachtungen über die Änderungen der Deklination, Inklination und der magnetischen Horizontalintensität. Mit einer Reihe von Variationsinstrumenten sollten diese Beobachtungen am 1. und 15. eines jeden Monats ausgeführt und 24 Stunden lang mit stündlichen Ablesungen genau auf den Glockenschlag nach Greenwicher Zeit fortgesetzt werden. Wenn wir uns hier unten mit Beobachtungen dieser Art beschäftigten, wussten wir also, dass im selben Augenblick nicht nur von unsern beiden Schwesterexpeditionen und auf den Kerguelen und der Staaten-Insel, sondern auch auf allen Observatorien der südlichen Halbkugel und auf einigen der nördlichen ähnliche Beobachtungen angestellt wurden.

Die deutschen und englischen Expeditionen führten ausser den gewöhnlichen Variationsinstrumenten eine Reihe selbstregistrierender Apparate mit sich, mittels deren sie bei mässiger Arbeit eine ununterbrochene Folge von Beobachtungen anstellen konnten. Gern hätte auch ich eine ähnliche Ausrüstung angeschafft, aber unsere Mittel erlaubten uns das nicht. Es handelte sich übrigens nicht allein um den Ankauf der Instrumente, sondern



Das magnetische Observatorium

auch um verschiedene andere, damit verbundene Anordnungen. Aber statt dessen hatten wir infolge spezieller Verabredung mit dem Observatorium auf der Staaten-Insel beschlossen, unsere Tätigkeit dahin zu erweitern, dass wir jeden dritten Monat, mit dem April beginnend, ausser an den zwei vorgeschriebenen Tagen noch jeden Dienstag und Freitag Observationen machen wollten.

Eigentlich brauchte jede Observation nicht mehr als zwei Minuten in Anspruch zu nehmen, aber da wir anfangs nicht ganz sicher in Bezug auf unsere Greenwich-Zeit waren, mussten wir sie vorderhand auf acht Minuten ausdehnen.

Vielleicht wird man hier in der Heimat der Ansicht sein, dass es keine besonderen Schwierigkeiten haben kann, selbst wenn man gleichzeitig von andern Beschäftigungen in Anspruch genommen ist, jeden dritten Tag während 25 Stunden einmal stündlich am Tage, wie auch während der Nacht einige Minuten lang sich dem Ablesen der Instrumente zu widmen. Wer sich aber in das Leben hinein versetzen kann, das wir führten, wer vor allen Dingen das antarktische Klima kennt, in dem nicht selten eine Wanderung nach dem Magnethause hinab ein Kampf ums Leben war, der wird die Energie, die Bodman in dieser Beziehung an den Tag legte, verstehen und genügend zu schätzen wissen. Während des ganzen ersten Winters lehnte er alle unsere Anerbietungen, ihm hierbei zu helfen, ab, denn er wollte niemand erlauben, sich mit den Instrumenten zu beschäftigen, ehe er nicht alle Bestimmungen und Vergleichsarbeiten vollendet hatte. Nur ein paarmal im Mai und Juni half ich bei den sogenannten freiwilligen Observationen.

Von weit grösserem allgemeinem Interesse waren in dieser Zeit die meteorologischen Beobachtungen, an denen alle Gelehrten teilnahmen. Ein paar Thermometerhäuser waren auf dem Hügel vor dem Hause aufgestellt, in dem einen wurde ein selbstregistrierender Thermograph und Hydrograph für die Bestimmung der Temperatur und der Feuchtigkeit der Luft aufgestellt, in dem andern befanden sich einige Thermometer verschiedener Art. In unserm Wohnzimmer auf einem Wandbrett stand der selbstregistrierende Barograph, und sogar ein Quecksilberbarometer hing hier. Eine 70 m oberhalb der Station gelegene Bergspitze war zum Platz für das Anemometer *) ausersehen. Dieser

*) Da sich dieser Platz als ungeeignet erwies, wurde das Anemometer später auf einem kleinen Hügel unterhalb unseres Wohnhauses aufgestellt.

Apparat verzeichnete mittels einer elektrischen Leitung die Windstärke auf einem Papierstreifen, der um ein Rad herumlief, das von einem an der Essstubenwand hängenden Uhrwerk getrieben wurde.

Ausserdem hatten wir einen selbstregistrierenden Sonnenscheinmesser, und jede Stunde wurden Observationen über Windrichtung und Wolkenbildung ausgeführt. Im Anfang, als wir zu viel anderes zu tun hatten, begnügten wir uns damit, diese Beobachtungen nur während des Tages auszuführen. Da hatten Bodman und Sobral abwechselnd jeder seinen Tag mit vier vollständigen Ablesungen aller Instrumente, nämlich um 7 und 8 Uhr des Morgens und um 2 und 9 Uhr nachmittags. Aber von Mitte April an begannen auch die Nachtobservationen, und alsdann musste einer von uns abwechselnd bis 2 Uhr auf sein, von 2—3 schliefen wir alle und von 4—6 führte ein anderer die Ablesungen aus. Dann begann das Tagewerk.

Sobald das Haus in Ordnung gekommen war, stellte Ekelöf seine bakteriologischen Apparate auf und begann seine Untersuchungen. Diese drehten sich hauptsächlich um die Bakterienflora der Erdschicht, ein Gebiet, das bisher selbst in den nördlichen Polargegenden niemand zu studieren versucht hatte. Gleich von Anfang an erzielte er interessante Resultate, die zeigten, dass die Erde in diesen Gegenden wohl als Ursprungsort der Bakterien betrachtet werden kann, und, die verschiedenen Arten Erde in den verschiedenen Jahreszeiten verfolgend, gewann er eine ganz neue Auffassung über die Lebensverhältnisse der Bakterien in den Polargegenden.

Derjenige, der auf die schwersten Hindernisse in Bezug auf seine Arbeiten stiess, war ich selber. Versteinerungen hatte ich freilich in zahlreicher Menge rings um mich herum und legte auch in dieser Zeit eine Sammlung an. Es war indes meine Absicht gewesen, eine sorgfältige Untersuchung der Gegend im Zusammenhang mit einer vollständigen Kartenaufnahme vorzunehmen, und ich hatte gehofft, über viele schöne Tage im Herbst und, auf diesem nördlichen Breitengrad, vielleicht auch während des Winters verfügen zu können. Dass dies keine Unmöglichkeit war, hat unsere zweite Winterkampagne bewiesen, aber so wie das Wetter jetzt war — ich werde es im nächsten Kapitel ausführlicher schildern — bot sich wirklich nicht viel Gelegenheit zu solchen Arbeiten. An Kälte kann man sich gewöhnen, so dass

man trotzdem seine Messungen ausführen kann, Sturm ist aber ein unüberwindliches Hindernis dafür, und schon eine unbedeutende Windstärke im Verein mit Kälte macht fast jede wissenschaftliche Arbeit ausser dem Hause völlig unmöglich.

Den übrigen Teil des März trafen keine bemerkenswerten Ereignisse ein. Es war im allgemeinen kalt, und schon kurze Zeit nach unserer Rückkehr von der Bootfahrt fing der Sund an, allen Ernstes für den Winter zuzufrieren. Bereits am 19. März konnte ich eine Strecke auf das Eis hinaus gehen nach dem Gletscherrande zu. Freilich hatte ich kein anderes Ergebnis von diesem Ausflug zu verzeichnen, als dass das Eis brach und ich ein kaltes Bad nahm, so dass ich mich im Hause halten musste, um meine Kleider zu trocknen. Als dann der Sturm kam, brach das Eis wieder auf. Der Monat schloss mit einigen bösen Sturmtagen und einer Temperatur von —20°. Bisher hatten wir gutes Wetter gehabt, aber am Ostersonnabend wurde ich gegen Morgen durch das wohlbekannte, dumpfe Brausen des Südweststurmes geweckt. Das Haus erbebte, die Pfosten und die Pappe klapperten, und ich lag da mit jenem eigentümlich gemischten Gefühl, das man hat, wenn man auf der einen Seite froh ist, gegen alles Unwetter geschützt zu sein, während man sich auf der andern mit Besorgnis frägt, wie lange dieser Zustand der Sicherheit wohl noch währen wird. Ein Beweis für die Heftigkeit des Sturmes war, dass ich, als ich später aufstand, eine grosse, mit Fossilien vollgepackte Kiste, die neben der Treppe gestanden hatte, vom Abhang herabgeweht fand, so dass alle Proben zerstreut umher lagen. Das Barometer war unter 715 mm gefallen, tiefer, als wir es je hatten stehen sehen, und es währte länger als ein Jahr, bis wieder ein annähernd so niedriger Luftdruck eintrat. Sand und kleine Steine hagelten gegen den Giebel des Hauses, und die Luft war, wie gewöhnlich, dick von Schneestaub. Das Haus hielt sich indes gut, und wir fingen allmählich an, uns sicher darin zu fühlen.

Unser Leben in den vier Wänden war keineswegs düster. Am Tage lag ich in meiner Koje und las, unser Verhältnis untereinander war gut, und aus allen vier Ecken wurde quer durch das Haus hindurch geschwatzt. Der Osterabend wurde mit Reisbrei und einem eigens komponierten Eierkuchen mit Eingemachtem und Obstsauce gefeiert. Dann kam Kaffee mit Punsch und Grog, sowie kohlensaures Wasser und allerlei aufgetischte Süssig-



Bodman arbeitet am Essstubentisch

An der Wand erblickt man den Barograph, den Abdunstungsmesser, Registrier-Apparate für die Windstärke, Papier für den Sonnenscheinmesser, ein Aneroid-Barometer usw.

keiten. Wir vergassen Sturm und Unwetter, während wir uns von vergangenen Osterabenden erzählten und von allem möglichen schwatzten, was uns in den Sinn kam.

So ging denn ein Tag nach dem andern hin von den vielen, die wir hier unten verbringen sollten. Die Einrichtung unseres Hauses war längst fertig; was noch fehlte, waren nur kleine Verbesserungen von der Art, wie sie sich allmählich aus den Verhältnissen ergaben. Wir hatten den Raum so eingeteilt, dass Sobral und ich das eine der beiden Nordzimmer, Bodman und Ekelöf das andere bewohnten, während Jonassen und Aakerlund der Raum neben der Küche angewiesen wurde. Wenn es auch nicht möglich war, jedem sein besonderes Zimmer zu geben, so war es unleugbar ein grosser Vorzug, dass während der Nacht in jedem Raum nicht mehr als zwei zu sein brauchten. Auf die Weise war es viel leichter, seinen eigenen Geschmack zu befriedigen und um sich her ein wenig von seiner eigenen Individualität zu erblicken. Gerade wenn man sich am einsamsten und isoliertesten fühlt, hat man einen Platz nötig, an dem man sich aus seiner Umgebung heraussträumen und sich in das fast verlernte Gefühl hineinträumen kann, dass es ausser uns eine grosse, reiche Welt gibt, für die wir kämpfen, und dass wir einstmals sehen werden, wie unsere Bemühungen Frucht tragen.

Wir fingen an, alles um uns her so gemütlich wie möglich zu ordnen. Ich hatte für mich persönlich, wie auch für die Expedition eine Menge Kleinigkeiten mitgenommen, Bilder, einzelne Zierrate, Decken, kleine gestickte Tücher und Kissen, und vor die Fenster hatten wir einfache, rot gewürfelte Gardinen gehängt, die wir mit bunten Bändern und golddurchwirkten Schnüren befestigten. Farben sind etwas, wonach man sich hier, wo die Natur von der Art so wenig bietet, sehr sehnt. Aber alle diese Versuche führten leider nur zu dem jämmerlichsten Fiasko, und es währte nicht lange, bis wir uns entschlossen, das Interesse für diese Sachen vollständig aufzugeben. Da waren drei Feinde, die uns zu dieser traurigen Erkenntnis zwangen: der Bratendampf, die Feuchtigkeit und der Schimmel. Mochten wir mit Kohlen oder mit Speck heizen, die Folge war allemal dieselbe, es waren offenbar die Speisen selber, die den Ursprung zu dieser russigen, klebrigen Masse bildeten, die sich auf alle unsere Sachen setzte und selbst in die innersten Winkel drang. Alle Gegenstände nahmen allmählich eine graue Farbe an, die Wände und das



Die Winterstation mit dem Thermometerhaus und dem astronomischen Observatorium.

Dach, die Photographien und Gardinen, die Bücher auf dem Bort, und die Kleider an unserm Leibe. Man merkte das für gewöhnlich wenig, denn es ging ganz allmählich vor sich und war so gleichmässig verteilt, dass es im ganzen Hause nichts gab, was zum Vergleich hätte dienen können. alles war gleich schmutzig. Ausgenommen etwas, was wir ein paarmal zu sehen bekamen, nämlich neue, unbenutzte Kartenspiele, wenn wir sie aus ihrem Aufbewahrungsort in der Tiefe des Koffers holten. Da erinnerte man sich wieder des Begriffes Reinheit, man sass da und schwelgte in der Betrachtung der farbigen Figuren, als seien es Meisterwerke von einem der grössten unter den Malern.

Weit unangenehmer aber waren die Feuchtigkeit und der Schimmel. An den Wänden verdichtete sich der Wasserdampf, und wenn man des Morgens erwachte, waren sie oft mit glitzernd weissen Schnee- und Eismassen bekleidet, die von jedem kleinen Nagelkopf in der Pappe ausstrahlten. Am Tage schmolzen diese, und das Wasser saugte sich in die Pappe ein, die allmählich in eine schlüpfrige Masse verwandelt wurde. Ebenso erging es allen Gegenständen, die an den Wänden hingen. An ihrer Rückseite setzte sich die Feuchtigkeit fest, und gleichviel ob es Kleider oder Bilder waren, sie fühlten sich ganz nass an, wenn man sie berührte. In einigen Räumen rissen wir ganz einfach die Pappe herunter, in der Hoffnung, dass die Feuchtigkeit dadurch weniger fühlbar werden möge, ich schlug den entgegengesetzten Weg ein und suchte sie mit allem zu bekleiden, was mir zur Verfügung stand. Linoleum half nicht im geringsten, Filz und Decken hingegen fand ich nützlich, auch verliehen sie dem Zimmer ein wärmeres, gemütlicheres Aussehen. Leider hatten wir von diesen Sachen nicht genug, um sie zu diesem Zweck verwenden zu können.

Waren die Verhältnisse schon an den freiliegenden Wänden so ungünstig, so war es leider in den Winkeln und auf dem Fussboden weit schlimmer. Dort sammelte sich alle die Feuchtigkeit, die von den Wänden herabtropfte und gefror; sie taute lange Zeit hindurch nicht wieder auf. So bildete sich eine dicke Eismasse, die sich immer weiter ausdehnte, und in die fast alle Gegenstände, sei es ein Paar Schuhe, eine Kiste mit Instrumenten, eine Tintenflasche, allmählich eingeschlossen wurden, um aus unserm Bereich zu verschwinden. Wenn man sie dann gebrauchen wollte, musste man sie mit einer Hacke loseisen. Am schlimmsten



Die rundgedrechselten Eisblöcke am Strande

war es unter den Betten und unter den sogenannten Schreibtischen, wo schliesslich ganze Berge von Eis entstanden. Damit dies nicht überhand nahm, musste man es von Zeit zu Zeit zerschlagen und in grossen Eimern hinaustragen.

Trotz alledem muss man aber nicht glauben, dass es während des Tages hier drinnen bei uns kalt war. Der Herd brannte vom



Wenn die Wärme erdrückend wird

frühen Morgen bis zum späten Abend und bildete unsere hauptsächliche Wärmequelle. Im Wohnzimmer hatten wir einen kleinen eisernen Ofen, aber den fanden wir nicht praktisch, es war schwierig, ihn anzuheizen, hatte man ihn aber zum Brennen gebracht, so wurde er bald glühend heiss und wärmte zu sehr. Sobald er erloschen war, wurde es gleich wieder kalt. Deshalb benutzten wir, wenn wir die Temperatur in unsern Zimmern auf das bequemste erhöhen wollten, meistens den grossen Primus-

brenner, den Ekelöf für seine Sterilisierungsarbeiten mitgenommen hatte. Auf diese Weise zeigte das Thermometer bei uns am Tage in der Regel 14—17°. Indessen gibt es verschiedene Ansichten darüber, was warm und was kalt ist. Ich für meinen Teil muss sagen, dass mich während der ganzen Zeit im Hause äusserst selten fror; selbst wenn die Temperatur während der Nacht bis auf 6 und 8° sank, wurde es mir nicht schwer, am



Aakerlund draussen bei der Laube

Tisch zu sitzen und zu arbeiten. Eine Voraussetzung hierfür ist freilich, dass man warm gekleidet ist, und angenehm ist allerdings eine so niedrige Temperatur nicht, aber in dem eingeschlossenen Zimmer ist es auch nicht behaglich, wenn die Wärme durch Einheizen bis auf 20° oder mehr hinaufgetrieben wird, so dass man sich versucht fühlt, ein Kleidungsstück nach dem andern abzuwerfen, und sich nach einer kleinen Weile gezwungen sieht, sie wieder in Gnaden anzunehmen, um sich gegen die Kälte zu schützen.

Im übrigen hatte es wenig zu sagen, welche Zahl von Graden das Thermometer aufwies, denn unten am Boden hatten wir, wie gesagt, immer etwas Eis, während es gleichzeitig unter der Decke zum Ersticken heiss sein konnte; wenn man aufrecht stand, betrug der Temperaturunterschied zwischen Kopf und Füssen im allgemeinen 10—12°. Deshalb galt es vor allen Dingen, sich warm an den Füssen zu halten, dies ist eine Erfahrung, die den Teilnehmern jeder Expedition gar nicht kräftig genug eingeschärft werden kann, falls sie unter denselben Verhältnissen zu leben gezwungen sind, wie wir. Ich benutzte als Pantoffeln ein Paar Schuhe aus Seehundsfell, an dem die Haare noch fest sassen, und mit dicken hölzernen Sohlen. Es waren nämlich in den Ecken und um die Fenster herum, gar nicht zu reden von den Wänden selber und dem Hausboden, unzählige Spalten und Öffnungen, durch welche die Wärme hinausdringen konnte. Verhältnismässig selten war jedoch das Thermometer selbst am Morgen bis auf den Gefrierpunkt gesunken, die grösste Kälte, die wir im Hause hatten, nachdem wir völlig in Ordnung gekommen waren, betrug —5°; diese Temperatur wurde während des heftigen Junisturmes beobachtet. Dass wir es des Nachts so ziemlich warm hatten, beruhte hauptsächlich auf dem Wachtdienst, der es erforderlich machte, auch zu dieser Zeit auf irgend eine Weise die Wärme aufrecht zu halten, was gewöhnlich durch Anheizen des Primusbrenners geschah.

Unsere Ernährung ist ein Kapitel, das nicht des Interesses ermangelt. Aakerlund besorgte die Küche ganz selbständig, und damit hatte er wirklich nicht wenig zu tun. Der ursprünglichen Einteilung folgend, nahmen wir das Frühstück um 8 Uhr, das Mittagessen um 1 Uhr und das Abendbrot um 8 Uhr ein, aber im Laufe des Winters verspäteten sich bald die beiden ersten Mahlzeiten beträchtlich. Die Speiseordnung während der ersten Hälfte dieses Winters lautete:

Sonntag.

Frühstück: Grütze;

Mittagessen: Konservenfleisch mit Kartoffeln und Gemüse, Fleischsuppe, Dessert;

Abendessen: Labskaus.

Montag.

Frühstück: Heringe und Kartoffeln;

Mittagessen: Schweinefleisch und braune Bohnen, Hafersuppe oder Schokolade;

Abendbrot: Pfannkuchen.

Dienstag.

Frühstück: Konservenfleisch und Kartoffeln;

Mittagessen: gedörrter Fisch mit Kartoffeln, Konservensuppe, Dessert;

Abendbrot: Grütze.

Mittwoch.

Frühstück: Heringe und Kartoffeln;

Mittagessen: Konservenfleisch mit Gemüse, Obstsuppe;

Abendbrot: Labskaus.

Donnerstag.

Frühstück: Grütze;

Mittagessen: Erbsensuppe und Speck, Pfannkuchen;

Abendbrot: Labskaus.

Freitag.

Frühstück: Heringe und Kartoffeln;

Mittagessen: Blutpudding oder Wurst, Konservensuppe;

Abendbrot: Maccaroni.

Sonnabend.

Frühstück: aufgebratener Blutpudding;

Mittagessen: Salzfleisch mit Kartoffeln und Gemüse, Obstsuppe;

Abendbrot: Fruchtcreme.

Ausserdem des Nachmittags wie auch zum Frühstück Kaffee und am Abend Tee oder Schokolade.

An Spirituosen gab es des Mittags für den, der es wünschte, einen Schnaps, jedoch nur während der eigentlichen Winterzeit, ausserdem gab es Sonntags zu Tisch Rotwein und des Donnerstags zu den Erbsen warmen Punsch. So oft sich eine Veranlassung bot, und Veranlassungen sind leicht zu finden, wenn man danach

sucht, gab es während dieser Zeit Festmahlzeiten, oder auch es wurde am Abend ein extra Glas Punsch oder Grog getrunken. Man mag Anstoss daran nehmen, dass ich zu oft von unserm Punschtrinken erzähle, aber derjenige, der das tut, möge sich zuerst da hineinversetzen, was es bedeuten will, ein solches Leben zu führen, wie wir. Wer ruhig in der Heimat sitzt, umgeben von den nur zu grossen Abwechslungen des Kulturlebens, von Zeitungen und Büchern, neuen Menschen, Theatern, Reisen und tausenderlei andern Dingen, die so gewöhnlich sind, dass man sie gar nicht mehr beachtet, — der kann sich nicht vorstellen, welch einen Reiz diese kleinen Veranlassungen zu einem ungezwungenen Zusammenleben nach beendetem Tagewerk für uns besassen. Wenn man sonst auch schweigend umhergeht oder für sich sitzt, mit Lesen oder andern Arbeiten beschäftigt, so kommt jetzt doch eine Unterhaltung zu stande, Geschichten und Erinnerungen aus der Welt da draussen werden erzählt, Pläne und Fragen, unser Leben und unsere Arbeit betreffend, werden erwogen. Ich will damit nicht sagen, dass man den Alkohol und namentlich dessen stärkere Formen, auf einer Polarexpedition nicht sollte entbehren können. Von uns allen war Leutnant Sobral der einzige, der nichts dergleichen genoss, und er fühlte sich sehr wohl dabei; auf alle Fälle ist es besser, zu wenig als zu viel Spirituosen mitzunehmen. Dann aber ist es absolut nötig, etwas anderes statt dessen bieten zu können. Surrogate anzuwenden, die an Ort und Stelle aus Spiritus, der zu andern Zwecken bestimmt war, bereitet werden, kann unmöglich ein Vorteil sein.

Ein grosses Vergnügen bereitete uns ständig der Phonograph, um so mehr, als niemand von uns ein Instrument spielte. Die alten, bekannten Melodien ertönten wieder und wieder, nie aber ermüdete das Interesse daran, und knüpfte sich dann irgend eine Erinnerung an den Spender der Rolle, so waren diese um so teurer. Es war freilich ein Glück, dass wir hier keine Gelegenheit hatten, Vergleiche anzustellen, denn die Feuchtigkeit hatte auch in diesem Fall einen sehr schädlichen Einfluss, und längst bevor wir schliesslich diesen Platz verliessen, war der Phonograph für immer verstummt.

Ende April unternahmen wir unsere erste Schlittenfahrt. Einen ganzen Monat waren wir nun völlig auf unserer Insel abgeschlossen gewesen, an Bootfahrten war nicht zu denken, aber auf der andern Seite trug das Eis noch nicht. Auch brachen

Wind und Strömung selbst in unserm Sund grosse Stellen auf, aber um den 20. hatten wir eine Reihe schöner, windstiller Tage mit ein wenig Nebel und Kälte, die das Eis band. Ich wollte nach der Seymour-Insel hinüber, teils um nachzusehen, ob unser Wahrzeichen in Ordnung war, teils um nach Versteinerungen zu suchen, jetzt, wo ich unsere Insel einigermassen kannte. Wir machten uns am 24. zum Aufbruch bereit, waren jedoch glücklicherweise noch nicht fortgekommen, als einer der gewöhnlichen Orkane losbrach, der heftigste in diesem ganzen Monat, der ohne Unterbrechung drei Tage und drei Nächte tobte. Erst am 27. konnten wir uns auf den Weg machen.



Auf der Schlittenfahrt

Wir hatten allerlei Vorbereitungen für diese Fahrt getroffen. Seit Jim gleich nach der Rückkehr von der Bootfahrt tot gebissen war, hatten wir die Falkländer ausprobiert, um zu sehen, welcher von ihnen der beste war. Nach den gesammelten Erfahrungen hatten wir Kastor, einen grossen, zahmen, schwarzgelben Hund gewählt. Jonassen sollte mitkommen, und ich hatte auch Ekelöf aufgefordert, der Interesse daran hatte, an einigen Schlittenfahrten teilzunehmen, namentlich zwecks biologischer Studien, falls wir irgendwelche Repräsentanten der Tierwelt antreffen sollten. Wir packten unsere Sachen, im ganzen ungefähr 120 kg, auf einen Schlitten und machten uns um 9 Uhr auf den Weg. Es war sehr zu merken, dass dies unsere erste Schlitten-

12*

fahrt war, denn wir fühlten uns recht ermüdet, als wir am Abend unser Zelt in einem kleinen Tal an der Ostküste der Seymour-Insel aufschlugen, in einer Entfernung von der Station, die wir später, als wir mehr Übung in diesen Fahrten besassen, als ein wahres Kinderspiel betrachteten.

Ekelöf, der kein Tierleben antraf und infolge dessen nichts hatte, womit er sich beschäftigen konnte, beschloss, am nächsten Morgen auf Schneeschuhen nach der Station zurückzukehren. Jonassen schickte ich in nördlicher Richtung aus, um nach dem Wahrzeichen zu suchen, das wir im Januar errichtet hatten, von dort die Briefe wiederzuholen, die ich damals niedergelegt hatte, und statt dessen ein in eine Blechdose eingelötetes Schreiben mit Nachrichten von unserer Winterstation zurückzulassen. Ich selber machte mich auf die Wanderung, um die Gegend zu studieren und nach Versteinerungen zu suchen. Meine Landung von der „Antarctic" aus war in der Hinsicht wenig einträglich gewesen, jetzt hingegen war ich in eine reichere Gegend gekommen. Hierüber schrieb ich in mein Tagebuch: „Die Seymour-Insel ist unleugbar ein wunderbares Land, und es ist höchst beklagenswert, dass unsere Station nicht hierher verlegt wurde." Die Insel ist niedriger und vielmehr von Tälern durchschnitten, als die Snow Hill-Insel, sie besteht aus losem Sandstein, der an vielen Stellen zahlreiche und ausserordentlich gut erhaltene Muscheln, Schnecken, Ammoniten usw. umschliesst. Überraschend war für mich das Vorkommen dieser letzteren, das ich auf Snow Hill beschränkt geglaubt hatte. Jetzt wurde es mir klar, dass auch wenigstens ein Teil der Seymour-Insel zu der mesozoischen Formationsreihe gehört.

Die Hunde waren vor uns nach dem Zelt zurückgelaufen, hatten sich hineingeschlichen und unsern ganzen Buttervorrat aufgefressen. Um 6 Uhr mussten wir wieder in unsern Schlafsack kriechen, der nicht wärmer dadurch wurde, dass wir jetzt nur zu zweien darin waren.

Am nächsten Tage ging ich in Jonassens Gesellschaft in der Richtung auf das Dépot zu. Es war nicht meine Absicht, es zu besteigen, ich wollte nur die Lage auf meiner Karte bestimmen, als wir aber dem Platz ganz nahe gekommen waren, ging ich doch hinauf. Das Wahrzeichen stand da noch in derselben Form, in der wir es errichtet hatten, ohne irgend welchen Schaden durch die Stürme erlitten zu haben. Alles war tot und still, so un-

ähnlich wie möglich dem Eindruck von unserm letzten Besuch, als wir zu einem Dutzend Personen an Land waren und uns von Tausenden von Pinguinen umgeben sahen. Die Hunde spürten einige tote Junge auf, die sie auffrassen. Das war alles, was noch an jene Zeit erinnerte.

Wir kehrten nach dem Lagerplatz zurück. Da ich nun den wichtigsten Zweck meiner Fahrt erfüllt hatte und das Wetter trotz Sonnenschein und Windstille wenigstens für wissenschaftliche Detailarbeiten fast zu kalt war, gab ich Befehl zum Aufbruch. Wir trugen unsere Sachen durch das Schraubeis, das sich am Strande aufgetürmt hatte, und machten uns auf den Weg. Nach einem gehörigen Marsch langten wir in der Dämmerung wieder auf der Station an.

Diesmal hatten wir wirklich Glück mit dem Wetter gehabt, denn schönere Tage konnte man sich in diesen Gegenden zur Winterzeit wirklich nicht wünschen. Der Sonnenuntergang am 27. war wundervoll, nicht zum mindesten auch sein Wiederschein im Osten, wo die lange Reihe von mächtigen Eisbergen in dem letzten Strahlenglanz schimmerte, weissen Schlössern einer Zauberstadt vergleichbar, während ein breites Band aus Wolken in tief gesättigten, abwechselnd violetten und dunkelroten Farben sich wie der dicke Rauch einer mächtigen Feuersbrunst darüber legte.

Als dann die Dunkelheit hereinbrach und die Sterne angezündet wurden, während ein mehr und mehr erblassender Schimmer noch im Südwesten sichtbar war, mit wechselnden Farben, zuerst in Purpur und Gold, dann in Silber, ging ich einsam eine Strecke auf das Eis hinaus, bis ich nichts mehr von dem Lager sehen konnte, sondern nur noch die dunkle Silhouette des steilen Ufers, die weitgedehnten Schneetäler und die hohen Eisblöcke um mich hatte. Kein Windhauch rührte sich, kein Laut war vernehmbar, kaum dass ein fernes Hundebellen die Stille unterbrach, — da fühlte ich so recht, eine wie unendlich kleine Rolle dieser zufällige Besuch von ein paar Menschen und ihrem Gefolge in dieser unermesslichen Eiswüste spielte!

Aber so tot das Land auch daliegt, so wenig Leben in den ungebrochenen Eismassen zu wohnen scheint, — ganz still ist es doch nicht immer hier draussen; hin und wieder hört man, wie es kracht und berstet, und das Eis unter den Füssen rührt sich. Das ist der mächtige Pulsschlag des Meeres, der sich fühlbar macht, des Meeres, das gefesselt, aber nicht tot ist, und das

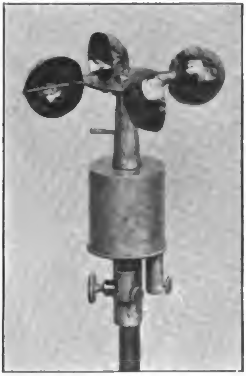
sich oft von seinen Ketten zu befreien weiss. Unten im Wasser, tief unter uns, herrscht Leben, davon können wir überzeugt sein. Käme man nur an die offenen Stellen und an das freie Meer, das die Eisberge umgibt, so würde man mehr als einen Beweis erhalten für das Vorhandensein einer Tierwelt, auch in dieser Eiswüste.

Wenn man von einem Herbst in diesen Gegenden reden kann, wo eigentlich das ganze Jahr hindurch Winter ist, so muss man wohl annehmen, dass der Herbst für uns mit dem eben geschilderten Ausflug sein Ende erreicht hatte. Unsere Schlittenausrüstung wurde wieder auf den Boden hinaufgetragen, und die Hunde durften ganze drei Monate ruhen, ehe abermals die Rede davon war, sie zur Arbeit hinauszuführen.

XI.

Stürme und Kälte.

Der erste Mai. — Die schwere Sturmperiode im Mai und Juni. — Im tiefen Winter. — Unsere Flutbeobachtungen. — Eine Schlittenfahrt im Winter. — Unsere kältesten Tage.



Der erste Mai! Wieviel Erinnerungen ruft nicht dieser Tag wach. Dort oben in unserer Heimat, am Rande des nördlichen Polarkreises, rüstet man sich jetzt gerade, um den nahenden Lenz in Empfang zu nehmen. Frohe Scharen strömen hinaus auf die Strassen der Stadt oder in Feld und Wald und selbst in den langen Demonstrationszügen, die sich nach den Rednertribünen hinausbegeben, liegt etwas von den Lenzhoffnungen auf eine schöne Zukunft.

Wie ganz anders sieht es hier bei uns aus! Man hat nicht viel Veranlassung, entzückt zu sein von dem Sommer, den diese Gegenden uns zu bieten vermögen, es ist ein Sommer ohne Wärme und ohne Grün, aber dieses kleine Rudiment eines Sommers liegt jetzt hinter uns, und wenn wir den Blick vorwärts richten, so sehen wir nichts als den Polarwinter mit seiner Finsternis und Kälte. Trotzdem wollten wir auf alle Fälle den Tag feiern und hatten auch einen ganz besondern Grund dazu, denn nach

dem Winter hatten wir uns ja gesehnt, gerade im Winter hofften wir, die Entdeckungen machen zu können, um derentwillen wir hier hinabgezogen waren. Die schwedische Flagge wurde zum erstenmal seit unserer Ankunft gehisst, zum erstenmal überaupt in einem antarktischen Lande. Eine grosse Festmahlzeit wurde da angeordnet, bestehend aus Schwedentisch mit Käse, Hummer und Champignons, Nesselkohl mit Frikadellen, Rindfleisch mit Kartoffeln, Schinken und Spinat, Rebhühnern, Nachtisch mit eingemachten Erdbeeren, sowie Käse und Cakes und schliesslich Kaffee mit Punsch. In der Beziehung hätten wir es also nicht besser haben können, wenn wir zu Hause gewesen wären, und schön und gemütlich war es auch.

Wir hatten am Vormittag jenes merkwürdig warme Wetter gehabt, bis zu $+ 5^{\circ}$, von dem wir bereits wussten, dass es Böses bedeutete. Als wir beim Mittagessen sassen, kamen schon einige scharfe Windstösse, aber erst gegen Abend brach der Sturm los, während das Thermometer auf -19° fiel; und es wurde ein Sturm, desgleichen wir noch nicht erlebt hatten. Am Morgen des 3. stieg die Windstärke bis auf 30 m in der Sekunde und in einzelnen Stössen gelangte sie noch höher hinauf. Das Schloss am Thermometerhaus wurde vom Sturm zerstört. Aakerlunds Mütze flog davon, und die Flaggenstange auf dem Dach brach ab. Am nächsten Tage nahm der Wind allmählich ab, so dass am Abend wieder alles still war, aber die Kälte war nun bis auf -30° gefallen.

Die See bot an diesem Tage ein wunderbar schönes Schauspiel. Der Sturm hatte das Eis gebrochen und zum Teil auseinandergetrieben, und über allen diesen neu gebildeten grösseren und kleineren Öffnungen und hellen Wasserflächen stand der feinste „Seerauch". Das Wasser war so viel wärmer als die Luft, dass die aufsteigenden Wasserdämpfe sich sogleich in der bitteren Kälte verdichteten, und deswegen sah es aus, als koche und dampfe das ganze Wasser wie ein Kessel. Dass sich diese Erscheinung in der hellen Sonnenbeleuchtung besonders gut ausnahm, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Es würde einförmig werden, wollte ich hier eine chronologisch durchgeführte Schilderung von unserer Winterkampagne mit allen den Stürmen geben, die wir während derselben durchmachen mussten. Statt dessen will ich versuchen, einen allgemeinen Überblick von den Erfahrungen zu geben, die wir in

diesen Monaten gewannen. Der Sturm, der am ersten Mai einsetzte, war die Einleitung zu einer Periode, die wohl kaum ihresgleichen gehabt hat an irgend einem Ort, wo Menschen leben. Zuerst wurden uns allerdings einige Tage gewährt, an denen wir draussen arbeiten und die Vorbereitungen zu unserer Überwinterung fortsetzen konnten. Ich war mit Bodman übereingekommen, im Mai und Juni einige besondere Observationstage



Neger, einer der Falklandshunde

einzuschalten, und da er mein Anerbieten angenommen hatte, ihm bei einem Teil dieser Arbeiten behilflich zu sein, beschlossen wir, den 8. Mai als ersten dieser „freiwilligen Tage" anzusetzen. Das Wetter war am Vormittage ruhig und schön, und ich ging für eine Weile auf den Gletscher hinauf. Dort hatte ich eine Reihe Bambusstäbe aufgestellt, die, je öfter, je lieber, gemessen und nachgesehen werden sollten, und in eine in das Eis eingegrabene hölzerne Kiste hatte ich ein paar Thermometer versenkt, um die Temperatur des Eises in verschiedener Tiefe

zu messen. Bei schönem Wetter gehörten dergleichen Spaziergänge zu den angenehmsten Abwechslungen in unserm einförmigen Leben. Namentlich, wenn alles seinen ruhigen Gang ging und die Stimmung eitel Sonnenschein und Hoffnung war, war es ein herrliches Gefühl, eine Weile ganz allein hinauszugehen oder nur in Begleitung der treuen Hunde, und sich weit über das Meer hinweg zu träumen, oder kühne Pläne für künftige Forschungsarbeiten zu entwerfen.

Heute schien es, als wenn selbst die Hunde gewittert hätten, dass ein Unwetter heraufzog. Schon als ich um 3 Uhr nach der Station herunter kam, begann der Sturm. In einem Augenblick war man von dem wirbelnden Schneestaub umgeben, der jegliche Aussicht hemmte. Gegen Abend beobachteten wir zum ersten Male eine sehr eigentümliche Erscheinung, die sich später stets bei den stärksten Stürmen wiederholte: die Luft war gleichsam mit Elektrizität gesättigt, draussen im Freien konnte man, als es dunkel war, einen leuchtenden Schein an den Fingerspitzen oder um das Mützenband herum beobachten, und drinnen im Wohnzimmer teilte das Registrierungswerk für den Anemometer so kräftige Stösse aus, dass man nicht freiwillig in Berührung mit seinen Metallteilen kam. Es ist nicht leicht, die Ursache dieser Erscheinung zu ergründen, aber ich habe irgendwo erzählen hören, dass bei den Samumstürmen in der Wüste die mit Sandkörnern angefüllte Luft zuweilen in gleichem Masse mit Elektrizität gesättigt ist, wie es hier der Fall war, und vielleicht kann man die Erklärung in der Reibung der trockenen Schneekörner finden, die von dem Orkan dahingejagt werden.

Schon um 10 Uhr war der Sturm so heftig, dass ich nur mit genauer Not nach dem Magnethause hinabzukriechen vermochte. Um 11 Uhr sollte ich die nächste Observation machen. Nur indem ich mich niederlegte, und auf Händen und Füssen vorwärts kroch, konnte ich um die Ecke herumgelangen; dann durfte ich einen Augenblick, an die Hauswand gelehnt, ausruhen. Aber ich musste weiter. Statt direkt gegen den Wind anzugehen, was mir den Atem völlig benahm, machte ich eine ganz unbedeutende Wendung nach der Seite, ward aber von dem Orkan erfasst und in einem Bogen weit hinab in Lee getrieben. Abermals versuchte ich, mich gegen den Sturm anzuarbeiten, und wirklich gelang es mir, in das Tal hinab zu kommen, wo ich nach den unbedeutenden Überbleibseln von dem spähte, was einstmals einen

Steig durch den Schnee vorgestellt hatte. Hiervon waren jetzt nur noch die eingetretenen Fussspuren im Relief übrig, während der Schnee rings um sie herum fortgeweht war. Aber es war mir unmöglich, den Kampf mit der Finsternis und dem Sturm zu bestehen. Die Zeit für die Observation war verstrichen, und es blieb mir daher nichts weiter übrig, als mich unverrichteter Sache nach dem Hause zurückzubegeben. Um Mitternacht machte ich einen neuen Versuch. Obwohl das Wetter noch dasselbe war, indem die durchschnittliche Windstärke für die Stunde ungefähr 30 m in der Sekunde betrug, obwohl ich unterwegs einmal über das andere umgeworfen wurde, gelang es mir, eigentlich mehr zufällig, das Observatorium zu erreichen. Unter solchen Verhältnissen die Arbeit fortzusetzen, fand ich indes zu unpraktisch, nicht nur der Unannehmlichkeit und der Gefahr wegen, sondern hauptsächlich auch, weil die Beobachtungen unsicher wurden und man Gefahr lief, die Instrumente dabei in Unordnung zu bringen, was vor allen Dingen vermieden werden musste. Erst gegen Morgen liess der Sturm nach.

Die folgenden beiden Wochen waren kalt und windig, wir hatten viele Stürme, aber auch mehrere schöne Tage, so dass wir Gelegenheit hatten, verschiedene dringende Arbeiten zum Abschluss zu bringen. Das Wetter wurde indes ärger und ärger, bis es schliesslich in die fast einzig dastehende Sturmperiode überging, die ich bereits oben erwähnt habe. Aus dem Tagebuch mögen hier einige Auszüge aus dieser Periode folgen:

Den 22. Mai. Das Wetter war nicht ganz unmöglich, aber kalt und ohne Sonne. Schon am Morgen hatten wir argen Wind, der sich immer mehr steigerte, so dass nicht daran zu denken war, auf dem Berge irgend etwas auszurichten. Bodman fing indes an, ein Schneehaus für die absoluten magnetischen Bestimmungen zu errichten, und auch Jonassen beschäftigte sich mit Arbeiten im Freien.

Sonntag, den 25. Mai. Der argentinische Nationaltag, den wir mit einer besonderen Festmahlzeit feierten. Ich hätte gern ein Glas auf das Wohlergehen Argentiniens und Sobrals getrunken, wenn dieser letztere nicht ein zu ausgesprochener Mässigkeitsapostel gewesen wäre, sobald es sich um Weintrinken handelte. Der Wind, der am Vormittage ca. 10 m betrug, hat am Nachmittag zugenommen, und wir haben jetzt ein förmliches Unwetter; zuweilen guckt der Mond ein wenig durch die Wolken, so dass

es draussen doch einigermassen hell ist. Wir haben recht böses Wetter jetzt, seit mehreren Wochen haben wir die Sonne nicht gesehen, und mit Ausnahme von ein paar Stunden gestern, haben wir keinen windstillen Augenblick gehabt, so dass man mir wohl beipflichten wird, wenn ich behaupte, dass dies ein schlechtes Klima ist.

Den 28. Mai. Wir fanden, dass wir jetzt eigentlich hinreichend Schneegestöber gehabt hatten, und ich erwartete, dass jetzt als Unterbrechung einige schöne Tage eintreten würden, wie wir sie unter ähnlichen Verhältnissen zu haben pflegten. Statt dessen hat aber der Wind über Nacht wiederum zugenommen; ich sollte von 4 Uhr an Wache haben, erwachte aber schon um 3 Uhr von dem Sturmgeheul. Ich glaube, man hört das Getöse fast am schlimmsten hier in der nordwestlichen Ecke des Hauses, wo mein Zimmer liegt. Am Tage hat man nicht das geringste Gefühl von Unheimlichkeit oder Gefahr, aber des Nachts, wenn alles andere still ist und man einsam in seiner Koje liegt oder Wachtdienst hat, so ist es beinahe unerträglich, dies ununterbrochene Gepolter anzuhören. Die Pappe und das Tauwerk schlagen gegen die Wände, das ganze Haus erbebt, und es ist nicht besser, wenn man ins Freie hinauskommt. Nur einen Ton hört man hier draussen, das Heulen des Sturmes, der die Wände des Hauses, den Erdboden, die Kleider und das Gesicht peitscht. Rings umher ist alles dunkel, nicht einmal die nächsten Gegenstände in einer Entfernung von 20 m kann man unterscheiden. Und woher kommt eigentlich dieser feine Schnee, der in ununterbrochenem Strom am Erdboden entlang fegt? In dem Haushalt der Natur hier unten ist er unbedingt einer der wichtigsten Faktoren, aber man weiss nichts über ihn. Heute hat auch der Registrierapparat für den Anemometer Funken gesprüht, und das Papier selber, auf das der Stift zeichnet, war so elektrisch, dass es von Metallgegenständen angezogen wurde, die man in seine Nähe brachte.

Einer unter uns hat den Einfall gehabt, unser Haus jetzt während des Sturmes mit einem Eisenbahnzug zu vergleichen, und dies Bild ist gar nicht so schlecht gewählt. Die Erschütterung, die so stark ist, dass das Wasser, das in einer Schale auf dem Tisch steht, zittert wie bei einem Erdbeben, das Rasseln der Ofenklappe, das Heulen und Brausen in allen Tonarten, die Tür, die sich auftut, und wieder zuschlägt, jedesmal eine Menge Winterkälte und einen dicken verdichteten Rauch zu uns ein-

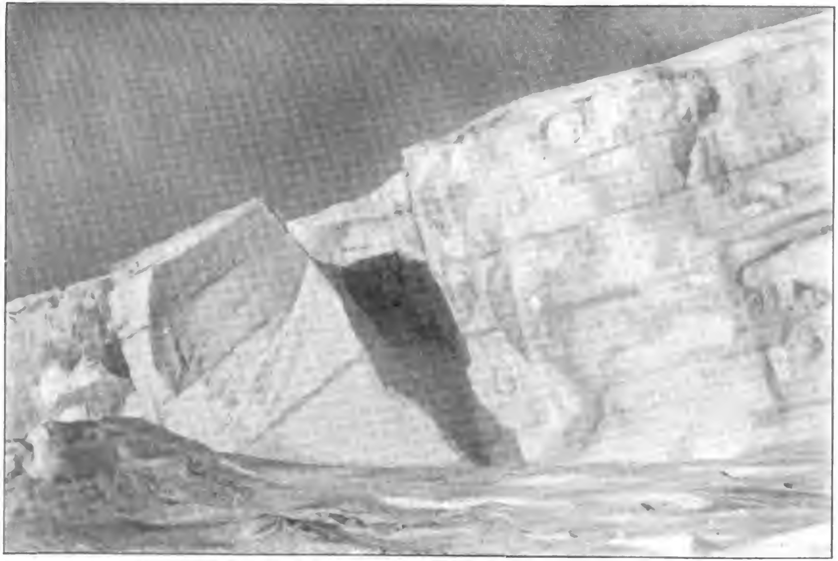


Das Ravintal beim Stationsgebäude

lassend, alles erinnert lebhaft an die Schlafwagen in einem Schnellzug auf einer nicht allzu gut gebauten Bahnstrecke.

Den 30. Mai. Der Sturm hat mit unverminderter Kraft weiter gerast, und heute Morgen hatten wir im Wohnzimmer —4°, im Laufe des Vormittags wurde es aber etwas besser. Es ist ein unendlicher Unterschied zwischen einer Windstärke von 28 m und 20 m; im ersteren Fall kann man sich unmöglich aufrecht halten, die zweite Windstärke ist unangenehm, aber nicht so sehr schlimm. Um 3 Uhr hatten wir noch 16 m; gegen 8 Uhr kam Aakerlund und beklagte sich über den „verdammten Herd“, der nicht brennen wolle, weil er keinen Zug habe. Ich fand, er hätte mit dem Wind zufrieden sein können, den wir hatten, sah aber nach dem Anemometerpapier und war ganz überrascht zu sehen, dass sich nicht ein einziger Strich darauf befand. Ich dachte im ersten Augenblick, es müsse etwas daran in Unordnung sein und ging hinaus, um nachzusehen, fand aber zu meiner grössten Überraschung, dass völlige Windstille eingetreten war. Jetzt haben wir das schönste, sternenklare Wetter, das man sich nur denken kann.

Den 31. Mai. Heute hatten wir den ersten Sonnenaufgang, den wir seit langer Zeit gesehen haben, wunderbar schön war er! Der Morgen war so duftig und rein, dass ich nicht weiss, womit ich ihn vergleichen soll. Ein schwacher, violettblauer Schimmer bedeckte den Horizont und lag über der Cockburn-Insel, die den Mittelpunkt unserer Aussicht von der Station aus bildet. Der Himmel erstrahlte in einem dunkleren Blau, und darüber hin zogen sich lange Streifen von bandförmigen Wolken, die in roten Farben flammten und leuchteten. Aber auch hierin lag etwas Bleiches, und noch vorherrschender war dies Bleiche, über alle Beschreibung Feine, in den Nuancen des Horizonts und in dem Farbenton, der über dem weissen und blauen Lande lag, das sich so krass gegen die dunkelbraunen Landstrecken in unserer Nachbarschaft und selbst gegen die scharf gezeichnete Eismauer von Snow Hill abhob. Gegen zehn Uhr lohte ein glühender Fleck am Horizont auf, und, angekündigt von einer gerade aufragenden Feuersäule, stieg das auf, was der Sonnenball sein sollte, was uns aber infolge der Strahlenbrechung wie ein breites, flammendes, bewegliches Feuerband erschien. Zu beiden Seiten der Sonne erschienen zwei leuchtende Bänder in intensiven Regenbogenfarben, Teile eines Ringes bildend, der jedoch nur unvollständig



Der Querriss des Snow Hill-Gletschers nach dem Meer zu

sichtbar wurde. Allmählich stieg die Sonne höher und nahm ihr gewöhnliches Aussehen an, die Nebenerscheinungen verschwanden, ebenso der Mond, der bisher als schmale Sichel am Himmel gestanden hatte.

Den 1. Juni. Die Nacht war zu Anfang ebenso still, wie der Tag, kein Windhauch rührte sich, aber um 1 Uhr legte sich ein Schleier über den Himmel und eine Weile später brach der Sturm ganz plötzlich, ohne jegliche Warnung los. Ein Glück, dass es nicht geschah, während jemand von uns weit vom Hause entfernt war, bei einem solchen Unwetter hätte man sich schwer zurecht finden können. Ich erwachte sofort, als der Sturm anfing, an den Pfählen zu rütteln, und hatte noch nicht geschlafen, als die Weckuhr mich um 4 zum Dienst rief. Es war ein wilder Anblick, der sich mir da draussen bot. Die Windstärke betrug ungefähr 20 m, und der Schnee hatte nicht recht in Bewegung geraten können, so dass der Mond und ein kleines Stück des sternklaren Himmels durch die wirbelnden Schneemassen hervorguckten, während die nächstgelegenen Berggipfel gespensterhaft grau, mit schwachen Umrissen, dalagen.

Den 5. Juni. Seit Anfang des Monats haben wir nun ununterbrochen eine Windstärke von mehr als 20 m in der Sekunde gehabt, und die Temperatur hat zwischen —25° und —30° geschwankt, aber heute ist „schönes Wetter", mit nur 16 m Windstärke und —25° Kälte. Ich möchte wohl wissen, wieviele Menschen in unserer Heimat etwas Ähnliches erlebt haben! Indes wollte ich die Gelegenheit benutzen, und in mein „Windkostüm" *) gekleidet, wie wir es bei solchen Fällen zu tragen pflegten, und ausserdem mit Mütze, Fausthandschuhen und Sturmbrille versehen, beschloss ich, den Versuch zu machen, den Gletscher zu besteigen. Die schweren Kleider, der angestrengte Marsch, der Sturm und die Einhüllung der Nase machten es mir fast unmöglich, zu atmen, und den ganzen Tag habe ich ein Gefühl des Unbehagens nach der Anstrengung gehabt. Sich draussen in diesem Wetter zu beschäftigen, daran war nicht zu denken. Es bedurfte z. B. einer mehrstündigen Arbeit, um unsern

*) Dies Kostüm, das aus dünnem, winddichtem Segeltuch gemacht ist, besteht aus Hosen und einem Rock mit Kapuze, der über den Kopf gezogen wird und deshalb aus einem Stück genäht ist, ohne irgend eine Oeffnung, die zugeknöpft werden müsste.

Flutmesser fertig zu stellen, aber ich mochte niemand darum bitten, ich hätte es selber nicht tun mögen.

Den 8. Juni. Endlich ist eine kleine Pause eingetreten, hinreichend, um hinaus zu gehen und uns nach den Verheerungen des Sturmes umzusehen, die ziemlich schwerer Art waren. Eine Tonne mit Eis war weggeweht, doch fanden wir sie wieder, zwischen die Eisblöcke am Strande eingekeilt. Einen grossen Verlust hatten wir dadurch erlitten, dass unser grosses Boot ungefähr 20 m fortgeweht war, am Strande entlang, über das andere Boot hinweg, bis ihm einige Eisklippen Halt geboten. Da lag es nun kieloben, die eine Seite war zum Teil eingeschlagen, Ruderbänke und Bodenbretter lagen zerstreut und zerbrochen umher, und selbst der Zinkplattenbeschlag war abgerissen und weggeweht. Sonderbarerweise lag das Boot trotzdem noch immer im rechten Winkel zur Windrichtung. Man sollte das nicht für möglich halten.

Ich ging später auf den Gletscher hinauf und hatte dort bei Sonnenuntergang einen prachtvollen Anblick. Im Süden lag ein rosenrot angehauchter Streif, im Osten über Snow Hill eine dunkle violettblaue Wolke, einem drohenden Regenhimmel ähnlich, im Norden eine hellgraue Wolkenbildung, und darunter ein Rand aus blassgelben und rotvioletten Tönen. Quer über die Bucht spannte sich ein leichtes Nebelband, einem Zauberschleier ähnlich, der mit seinen Zipfeln in die Täler auf unserer Insel hineinhing. Es kamen einige Windstösse, und nun stieg der Nebel im Nordosten, ward dunkler und nahm eine Farbe aus gemischtem Violett und Karmin an, ganz wie der Rauch eines grossen Feuers. Am andern Ufer umgab plötzlich ein wirbelnder Schneestaub den Haddingtonberg, der ein düster drohendes Aussehen annahm; zehn Minuten später war ich selber in ein Schneegestöber eingehüllt, und schon nach einer Stunde betrug die Windstärke 27 m. Das Thermometer war auf —32° gefallen!

Den 9. Juni. Ich habe heute noch mehr Veranlassung als sonst, nach Schweden hinüberzudenken, aber es ist nicht leicht, unter diesen Verhältnissen seine Gedanken in die Bahnen zu lenken, in denen man sie haben möchte, und frohe Menschen und Blumen und Sonne um sich zu sehen. Es ist wohl kaum zu verlangen, dass ein Polarforscher es alle Tage gut haben soll, aber dies ist wohl beinahe der schwerste Tag, den wir bisher erlebt haben. Es sind nicht so sehr die Ereignisse an

sich, als vielmehr das Zusammentreffen der verschiedensten Widerwärtigkeiten, die es uns anscheinend unmöglich machen wollen, zu beweisen, dass wir wirklich nach besten Kräften bemüht sind, hier unten etwas Tüchtiges auszurichten. Es war heute wieder einer unserer freiwilligen Magnettage, und ich hatte versprochen, die Wache bis um 4 Uhr am nächsten Morgen zu übernehmen, da Bodman in den vorhergehenden 24 Stunden eine schwere Observationsnacht gehabt hatte. Am Vormittage machte dies auch keinerlei Schwierigkeit. Da kam Jonassen mit dem sterbenden Kastor angeschleppt. Er hatte sich mit den andern Hunden gebissen; es war gerade keine grössere Wunde zu bemerken, aber er sah sehr schlecht aus. Der Doktor erklärte, die Lunge sei beschädigt und versuchte, eine Operation vorzunehmen, um sie zusammenzunähen, aber es war klar, dass der Hund unter keinen Umständen zu retten war. Der Sturm heulte immer ärger und draussen dunkelte es bereits. Es wurde mir sehr schwer, anzuhören, wie dieser Hund, der klügste von ihnen allen und ohne Frage der wertvollste von den noch überlebenden Falklandshunden, da lag und nach Atem rang, während sich die Lunge mit Blut füllte. Aber man musste nur froh sein, und sich mit dem Gedanken trösten, dass es keiner unserer menschlichen Kameraden war, dem dies Unglück zugestossen war; ich weiss nicht, wie man das hätte ertragen sollen. Gegen 5 Uhr war der Hund tot, und der Doktor sezierte ihn. Es war gar nicht zu erklären, wie ihm die andern Hunde einen solchen Schaden hatten beibringen können. Hier, ebenso wie bei dem Boot, könnte man fast an böse Kobolde glauben, die sich herumtreiben, wenn niemand sie sieht, und uns zu schädigen suchen.

Der Sturm tobte mit einer Gewalt, wie wir sie bisher noch nie erlebt hatten. Ich beschloss, diesmal die Observationen nicht einzustellen, aber es wäre ja ein Wahnsinn gewesen, in diesem Wetter jede Stunde hinunter zu gehen, so beschränkte ich mich denn darauf, um 10, 12 und 2 Uhr Observationen zu machen, während Bodman um 4 Uhr beginnen sollte. Schon um 10 Uhr herrschte ein vollständiger Orkan, dem Anemometer zufolge im Durchschnitt 31½ m. Auf Händen und Füssen kriechend, kam ich aber doch vorwärts, es wäre mir unmöglich gewesen, wenn ich nicht jeden Schneefleck auf dem Wege gekannt hätte. Um Mitternacht zeigte das Anemometer eine etwas geringere Windstärke, und ich erwartete, dass eine Besserung eintreten würde, fand aber,



Unser grosses Boot war weggeweht und lag nun weit unten am Strande an den Eisklippen zerschellt

dass es noch schlechter wurde. Das ganze Observatorium bebte, und es war fast unheimlich, drinnen das Dach klappern und Sparren und Pappe gegen die Wände schlagen zu hören. Eine von den Lampen wurde von ihrem Platz heruntergerüttelt; als ich sie wieder aufgehängt und angezündet hatte, fiel sie sofort wieder herunter. Die Temperatur hier drinnen betrug —25°, was nicht angenehm ist, wenn man, nachdem man alle seine Kräfte angespannt hat, um vorwärts zu gelangen, da sitzen und ununterbrochen Observationen machen muss. Als ich auf dem Heimweg, auf allen Vieren kriechend, um die Ecke biegen wollte, kam ein Windstoss, erfasste mich und schleuderte mich gegen den steilen Abhang, obwohl ich ausgestreckt lag und mich mit Händen und Füssen festhielt. Erst im letzten Augenblick gelang es mir, mich zu bergen, so dass ich nicht den Abhang hinabrollte.

Gleich nach 1 Uhr hörte das Anemometer plötzlich auf zu registrieren. Wie es sich später herausstellte, war es vom Sturm zerbrochen, indem das Kreuz mit den Schalen weggeweht war. Wir haben infolge dessen keine Observationen aus dieser Nacht. Es schien, als wenn das Wetter am Morgen ein wenig besser würde.

Den 10. Juni. Sturm! Sturm! Sturm! Aber ein klein wenig hat der Wind heute doch abgenommen.

Den 12. Juni. Es ist draussen kalt geworden, aber der Wind hat beinahe aufgehört. Am Morgen machte ich einen Gang auf das Eis hinauf, um nach einer Tonne zu suchen, die weggeweht war, und die Jonassen nicht finden konnte. Es sah beinahe wie Hexerei aus, schliesslich fand ich sie aber doch am Strande in der Nähe der Boote. Es hat sich eine mächtige, viele Meter hohe Schneewehe als Verlängerung des Snow Hill-Gletschers gebildet. Eine Menge kleiner Steine sind auf das Eis hinaufgeweht. Bodman wog einen der grössten und fand, dass sein Gewicht 36 g betrug.

So schloss diese Sturmperiode, die wohl einzig dastehend ist. Die durchschnittliche Windstärke während der Zeit vom 27. Mai bis zum 10. Juni betrug, einschliesslich der windstillen Stunden, 18,6 m in der Sekunde, während die Durchschnittstemperatur sich ungefähr auf —25° stellte. Wollen wir den Vergleich mit einem Schnellzug fortsetzen, der ja ganz treffend ist, da der einzige Unterschied darin besteht, dass, während sich sonst der Zug bewegt, es hier die Luft ist, die an uns vorüber-

braust, — so ergibt sich, dass, wenn wir uns mit der Geschwindigkeit dieses Sturmes vorwärts bewegt hätten, wir in diesem halben Monat 24000 km zurückgelegt hätten, mit andern Worten, wir hätten einen Besuch in Schweden machen und den Rückweg fast ganz wieder zurücklegen können.

Jetzt kam eine Periode von verhältnismässig schönem Wetter, zuweilen so warm, dass wir bei offenen Türen sassen und uns vorstellen konnten, dass es trotz des tiefen Winters Hochsommer sein könne. Wir waren nun an dem grossen Merktage angelangt, wo die Sonne sich wendete und die Tage länger und länger



Trümmer einer Holzkiste nach dem Sturm

werden sollten. Wenn sich irgend jemand veranlasst fühlt, diesen Tag zu feiern, so mussten wir es wohl sein. Schon am Abend des 23. hatten wir ein kleines Fest, das fast wie der Weihnachtsabend mit Laugenfisch, Reisbrei und brennenden Kerzen, die vor jedem Teller aufgestellt waren, begangen wurde. Das Hauptfest sollte indes am folgenden Tag stattfinden. Da wurden wir mit der opulentesten Mahlzeit während unserer ganzen antarktischen Reise bewirtet, und ich kann es mir nicht versagen, auch die Speisefolge von diesem Fest anzuführen.

„Extrafeiner Schwedentisch mit zwei Arten Branntwein, Nesselkohl, Mockturtle, Rindfleisch mit Kartoffeln und Wurzeln (englische Arméransons), gekochte Maiskolben, kaltes Geflügel

in Gelée mit Reis, Ochsenbraten mit gestobtem Blumenkohl, Fruchtspeise, Konfekt, Käse und Cakes."

Im übrigen gibt es keine ungetrübten Freuden, und dieser Tag verlief nicht ohne Sorgen. Unser bester grönländischer Hund, Suggen, lag krank, in Krampfanfällen röchelnd, und niemand wusste, was ihm fehlte. Es wäre ein harter Schlag gewesen, wenn wir diesen Hund verloren hätten, so schlecht gestellt wie wir schon jetzt in dieser Beziehung waren. Da kam Jonassen am Vormittag herein und verkündete freudestrahlend, der Hund habe einen grossen Knäuel zusammengefilzter Haare herausgebrochen. Jetzt war die Ursache seiner Krankheit klar und die Aussichten auf Besserung waren verhältnismässig gut. Er hatte Kastors Fell aufgefressen, und alle die Haarmassen des verstorbenen Feindes hatten mit verschluckt werden müssen. Diese Hunde scheuen vor keinem Kannibalismus zurück, aber in diesem Falle war die Strafe auf dem Fuss gefolgt.

Gleich zu Anfang dieser Zeit brachten wir auch unsern Flutmesser in Ordnung, um den ich mich während der Sturmperiode sehr gesorgt hatte. Diese Observationen, die während eines Monats jede Stunde und in einer Entfernung von 300 m von dem Hause vorgenommen werden sollten, erforderten eine neue Einteilung des Wachtdienstes. Bodman und Sobral übernahmen auch in Zukunft den ganzen Vormittag, und Aakerlund widmete sich diesem Dienst jeden Morgen eine Stunde, während der übrige Teil des Tages und der Nacht gleichmässig zwischen die vier Gelehrten und Jonassen verteilt war, so dass wir nur jede fünfte Nacht Wache hatten, dann aber bis 5 Uhr morgens durchhielten. Wenn das Wetter schön war, machte diese Arbeit wenig Mühe, aber wenn der Sturm tobte, hatten wir schwere Nächte. Ich lasse das Tagebuch reden:

Den 3. Juli. In Windkleidern, mit Kapuze und Mütze und einem Strumpf zum Schutz der Nase, kann man es selbst in diesem Wetter aushalten. Ein wenig dringt der Wind freilich immer hindurch, und bei allerlei Schäden an den Kleidern, ungenügendem Schutz für das Gesicht, zu kurzen Fausthandschuhen usw. verläuft eine solche Nacht nicht, ohne irgend einen kleinen Denkzettel in Form von Frostschaden zu hinterlassen. Man gebraucht eine Viertelstunde zu den Observationen, namentlich, wenn man da unten erst den Schnee entfernen muss, der sich in dem Loch angesammelt hat. Zuerst gilt es, in der Dunkel-



Schneekruste über den Instrumenten nach einem heftigen Sturm

heit einen Weg an dem Abhang unseres Hügels hinab zu finden, dann hat man das lange Ende an den Strand hinunter, während im Rücken der Sturm heult und das Schneetreiben so dicht ist, dass man nicht die Hand vor Augen sehen kann. Ist es gelungen, das halb im Eise begrabene Boot zu finden, das unser Kennzeichen bildet, so muss man zwischen den aufragenden, holperigen Eismassen hindurchklettern, zwischen denen grosse Strecken mit Glatteis bedeckt sind, auf dem man bei diesem Wind nicht stehen kann. Es ist nicht leicht, sich auf dem Instrument zurechtzufinden. Dazu kommt noch das Ablesen. Und wenn dann die Laterne gerade in dem Moment erlischt, wo man bis hierher gelangt ist, so muss man umkehren und wieder von vorne anfangen. Ist das Ablesen beendet, so kommt das schwerste von allem, der Rückweg gegen den Wind. Gesicht und Finger schmerzen vor Kälte, und das schlimmste ist, dass die Augen von den kalten scharfen Schneekörnern angegriffen werden.

Den 5. Juli. Ich habe eine herrliche Nacht gehabt, sternenklar und windstill mit nur —14°. Ich nahm ein Renntierfell auf das Eis mit, zog Pelzkleider an und legte mich dann neben das Wasserloch, um zu beobachten, wie das Wasser stieg und fiel. Ich lag da und sah zum Himmel empor mit seinen uns so fremden Sternen, mit dem Kreuz des Südens, und hoch oben im Zenith dem Bild des Centauren. Auch eine Menge prächtiger Sternschnuppen beobachtete ich, auf der Brücke der Wünsche und Träume führten sie mich hinüber in die Heimat, nach Schweden. Gegen 7 Uhr ward eine leichte Röte am Horizont sichtbar und es dämmerte immer mehr; der Gegensatz zwischen dem noch dunkeln, klaren Himmel und dem hellen Horizont war für mich eine neue Seite in den Farbenvariationen dieser Gegenden. Erst gegen 8 Uhr des Morgens legte ich mich schlafen.

Am 14. Juli schlossen wir mit den Flutbeobachtungen ab, die jetzt vier Wochen gewährt hatten. Nun wollte ich mich so bald wie möglich auf eine Schlittenfahrt begeben, um mit den Arbeiten zu beginnen, die ich in der Umgebung der Station auszuführen beabsichtigte. Nach den Stürmen, die uns fast ohne Unterbrechung heimgesucht hatten, hoffte ich, dass wir jetzt auf besseres Wetter rechnen könnten. Statt dessen aber brach jetzt ein Monat an, der zwar nicht durch seine Stürme direkt, wohl aber durch seine strenge Kälte im Verein mit scharfen Winden ebenso unangenehm war, wie die voraufgehende Periode.

Vom 15. bis 24. Juni hatten wir ununterbrochen Sturm bei —30°. Während dessen hatte ich alles für die Schlittenfahrt vorbereitet, und als sich nun das Wetter legte, beschloss ich, mich gleich am nächsten Tage auf den Weg zu machen.

Ausser Sobral und Jonassen hatte ich diesmal Aakerlund aufgefordert, mitzukommen, denn ich wollte sehen, ob er zu diesen Arbeiten zu gebrauchen sein würde, falls er später bei einer längeren Fahrt als Ersatzmann für einen andern dienen müsste. Die Fahrt sollte über den Admiralitäts-Sund bis an das gegenüberliegende Ufer gehen, das nach allem, was ich davon gesehen hatte, grosses geologisches Interesse zu bieten schien. Hier wollte ich auch einige kartographische Vermessungen vornehmen, wie auch die Gletscher studieren und eine Reihe kartographischer Aufnahmen machen. Das Hauptziel des ganzen Unternehmens war jedoch, die Zweckmässigkeit unserer Ausrüstung für eine Winterexpedition zu prüfen und nach allen Richtungen hin Erfahrungen zu sammeln. Ich hatte die Fahrt deswegen sorgfältig vorbereitet und nahm genau abgewogene Proviantmengen mit, dem Plan gemäss, den ich für unsere grosse Schlittenexpedition ausgearbeitet hatte.

Als ich am Morgen erwachte, herrschte fast völlige Windstille und das Thermometer zeigte —31°. Wir hatten viel zu tun und kamen erst um die Mittagszeit fort. Ich war bekleidet mit doppelten wollenen Unterkleidern, Hosen aus sämischem Leder, Socken, Schuhen aus Renntierfell und meinen gewöhnlichen Frieskleidern, und dies war bei den augenblicklichen Witterungsverhältnissen mehr als genug.

Unser Gepäck, das nicht zu schwer war, hatten wir auf einen Schlitten geladen, der von den vier grönländischen Hunden sowie von dem grossen Falklandshund Kurre gezogen wurde. Der letztere hatte von Anfang an mein Vertrauen besessen und sich auch bei unsern Probefahrten merkwürdigerweise als der gelehrigste von den uns jetzt noch gebliebenen Hunden erwiesen. Obwohl es mit schneller Fahrt vorwärts ging, waren wir jedoch erst lange nach Sonnenuntergang an dem ausersehenen Lagerplatz in der Bucht vor Kap Hamilton angelangt. Einer der unangenehmsten Augenblicke während der Fahrt ist es, wenn man in einem solchen Wetter, heiss und schweisstriefend von dem Marsch, sich hinsetzen und die Haushaltungsangelegenheiten für den Lagerplatz ordnen muss. Aakerlund sollte seinen ersten Ver-

such mit dem Primusbrenner im Freien und in der Winterkälte machen, und dabei musste ich ihm helfen. Das ist keine Kleinigkeit, wenn alle Metallteile brennen, als seien sie glühend, während sie in Wirklichkeit eiskalt sind.

Für meine Begleiter hatte ich als Nachtlager den schon erprobten Dreimänner-Schlafsack mitgenommen, während ich meinerseits eine neue Methode versuchen wollte, nämlich in Renntierkleidern ohne Schlafsack zu liegen. Über die Füsse zog ich ein Paar Socken aus Schafspelz, die Hände sollten ein Paar Fausthandschuhe bedecken, ich hatte sie aber am Abend verlegt und konnte sie nun in der Dunkelheit nicht wieder finden. Es wurde allerdings eine unruhige Nacht, aber die Methode erwies sich auf alle Fälle als anwendbar, namentlich, wenn man sich noch ein wenig praktischer einrichtete. Ich erwachte früh, und da niemand von den andern Miene machte, sich zu rühren, stand ich auf und fing an, das Frühstück zu bereiten, was auch nicht zu den angenehmsten Beschäftigungen gehört, wenn die Temperatur so wie jetzt um -35° beträgt.

Im Laufe des Tages machte ich einen langen Ausflug in die Bucht hinein, wo ich den grossen Gletscher besuchte, der insofern interessant ist, als die Struktur des Eises wesentlich von derjenigen abweicht, die man bei den Kalottengletschern vom Snow Hill-Typus sieht. Statt der regelmässigen horizontalen Schichtung dieser Gletscher findet man nämlich das Eis, ebenso wie bei gewöhnlichen Gletschern in Gebirgsgegenden, mit aufrechtstehenden Bändern blauer Eismassen durchsetzt.

Gegen 4 Uhr war ich wieder am Lagerplatz, und nachdem wir unsere Mahlzeit eingenommen hatten, zögerten wir nicht, in unsern Schlafsack, resp. Schlafkleider zu kriechen. Rings umher war alles still, so dass ich auf einen günstigen Tag hoffte, nur das Krachen des Eises um die Zeit des Flutwechsels unterbrach die Stille. Im Zelt war es jedoch nicht still, niemand konnte ruhig schlafen, am wenigsten die drei, die sich in den Schlafsack teilten. Plötzlich hörte ich ein langgezogenes, fernes Getöse. Ich dachte sofort an den Südweststurm, hoffte aber immer noch, es möchten nur die Bewegungen in den Eismassen am Lande sein. Auf einmal drängten sich die Hunde heftig gegen das Zelt; Jonassen rief ihnen einige beruhigende Worte zu, unterbrach sich aber gleich mit dem Ausruf: „Da haben wir ihn!“ Und es war wirklich der Sturm, der anfing zu heulen und unser nicht gerade sehr sorgfältig

errichtetes Zelt zu erschüttern. Plötzlich brach die eine Zeltstange nieder unter den vereinten Bemühungen des Schnees, des Windes und der Hunde. Wir versuchten eine Weile still zu liegen, während eine immer schwerer werdende Masse den Platz zwischen mir und dem Schlafsack einnahm. Ich selber hatte vorläufig noch Schutz vor dem Winde, die andern aber waren nahe daran, erstickt zu werden. Schliesslich konnte Jonassen es nicht länger aushalten, er sah sich gezwungen, aus dem Sack herauszukriechen und das Zelt wieder aufzurichten. Für dies Wetter war mein Kostüm ungeeignet, namentlich, nachdem das Renntierfell vom Schnee feucht geworden war, aber obwohl ich mit der Schulter an der Windseite hart gegen das Zeltleinen gedrängt lag, empfand ich die Kälte nicht sehr durch die Kleider. Indessen hätte ich den Schlafsack entschieden sehr vermisst, falls man gezwungen gewesen wäre, mehrere Tage bei noch ärgerem Wetter, als wir es in dieser Nacht hatten, still zu liegen.

Der Sturm war glücklicherweise nicht von langer Dauer, denn schon am Morgen fing das Wetter wieder an, schön zu werden. Ich fand indes, dass ich für diesmal hinreichend Erfahrung gesammelt hatte, und nachdem wir allerlei passende Nahrungsmittel in einem Depot niedergelegt hatten, für den Fall, dass wir an dieser Küste noch eines Stützpunktes benötigt sein sollten, machten wir uns auf den Heimweg und langten vor Dunkelwerden wieder auf der Station an.

Nun folgte eine Zeit mit verhältnismässig weniger starken Winden, aber mit beständiger Kälte. Der 6. August war unser kältester Tag. Am Vormittag hatten wir eine Weile über 20 m Windgeschwindigkeit und —30°. Während des Nachmittags sank die Temperatur noch mehr, und am Abend kam Bodman mit dem Quecksilber herein, das in einem Glasbecher zu einem zusammenhängenden Krystallklumpen festgefroren war. Mit blossen Händen zu gehen, wurde fast unerträglich, auch konnte man einen Schutz vor dem Gesicht kaum entbehren, wenn man sich gegen den Wind bewegte, da auch die Augen sehr bald angegriffen wurden.

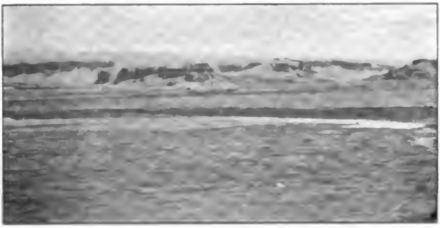
Der Wind flaute dann schnell ab, aber die Kälte hielt noch am nächsten Tage an. Am 8. stieg dahingegen das Thermometer plötzlich auf —11°. Es kam uns vor, als sei es plötzlich Sommer geworden; wenn ich aus dem Zimmer, wo wir +20° hatten, mit aufgeknöpftem Rock in die Luft hinaus kam, empfand ich

kaum einen Unterschied. Über den folgenden Tag berichtet mein Tagebuch:

Den 9. August. Es blieb nicht bei —11°, und meine Prophezeiung, dass wir Sturm bekommen würden, traf bald ein. Heute Morgen hatten wir dichten Nebel, und das Thermometer war bis —4° gestiegen, ein Unterschied von 37° in 48 Stunden! Dann wurde es wieder kälter, und gegen Mittag kam der Südwestwind plötzlich und unvorbereitet in Form eines gewaltsamen Orkans mit strenger Kälte. Jetzt, am Abend, haben wir wieder —30°.

Der folgende Tag wurde in Bezug auf Witterungsverhältnisse der unangenehmste während unseres ganzen antarktischen Aufenthalts. Die durchschnittliche Windstärke innerhalb 24 Stunden betrug nämlich ungefähr 27½ m in der Sekunde und die mittlere Temperatur —31,1°. Glücklicherweise hielt das Unwetter nicht lange an, und schon am nächsten Morgen konnten wir wieder hinausgehen und nach den weggewehten Gegenständen suchen. Das war in erster Linie das Dach des astronomischen Observatoriums, dessen Splitter wir weit ab bei den Boten wiederfanden. Es musste als zusammenhängendes Stück bis dahin geflogen und dann an den Klippen zerschellt sein.

Es war, als sei mit dieser letzten gewaltsamen Kraftanstrengung die eigentliche Herrschaft des Winters gebrochen. Dass wir noch immer unter häufigen und schweren Stürmen zu leiden hatten, ehe es Frühling wurde, werden wir später sehen. Aber die Vereinigung von Sturm und Kälte, die bisher geherrscht hatte, kehrte nicht wieder.



Die Ross-Insel mit dem Haddington-Berge

XII.

Die Tage fangen an, länger zu werden.

Seehundsfang und Tierleben im Winter. — Das Leben im Hause. — Eine Schlittenfahrt mit Hindernissen. — Sommerwetter mitten im Winter. — Vorbereitungen für die grosse Schlittenexpedition nach dem Süden.

Es ist nur naturgemäss, dass die Tierwelt sich im Winter aus einem Lande zurückzieht, wo das Klima so wenig einladend ist, wie es sich uns hier gezeigt hat. Still und öde liegt die Natur rings um uns her, und es gibt wohl kaum ein niederdrückenderes Gefühl, als wie es hervorgerufen wird durch diesen Wechsel von unerträglichen Stürmen und völlig ruhigen, sonnenhellen Tagen, die trotzdem kein Leben in die Umgebung zu bringen vermögen.

Es war deswegen ein reiner Freudentag, als ich am 4. Juli auf einem kleinen Schlittenausflug zwecks einer Lotung draussen im Sunde hinter einem Eisberge eines jener Löcher im Eise antraf, wie es die Seehunde offen halten, um an die Oberfläche des Wassers kommen und Atem schöpfen zu können, und daneben erblickte ich unverkennbare Spuren von einem Seehund, der sogar erst ganz kürzlich auf dem Eise gewesen war.

„Jetzt werden wir bald wieder frisches Fleisch bekommen, und vielleicht gibt es hier auch Fische", schrieb ich in das Tagebuch und teilte den daheimgebliebenen sofort meine Entdeckung mit.

Später hat uns die Erfahrung gelehrt, dass man selbst in weniger kalten Wintern nicht darauf rechnen kann, während der dunkelsten Monate Seehunde zu erlegen. Am 18. August hatten wir indes nach der langwierigen Kälteperiode einen merkwürdig schönen und warmen Tag. Ich war daheim auf der Station mit den Vorarbeiten für die künftige Schlittenexpedition beschäftigt, als Bodman atemlos vom Eise hergelaufen kam und berichtete, dass da draussen ein Seehund liege. Mitten im Sund, ungefähr fünf Kilometer von der Station, befand sich ein grosser, grundfester Eisberg, der seiner Form nach an eine Kirche mit hohem, viereckigem Turm erinnerte, und der neben der Cockburn-Insel den Mittelpunkt unserer täglichen Aussicht bildete. Wir waren im Laufe des Winters nicht oft so weit hinausgelangt, aber nun hatte Bodman auf einer Wanderung nach dieser Richtung hin das betreffende Tier gesehen. Ekelöf lief eiligst hinein, um seine Büchse zu holen, ich nahm die Mauserpistole und dann machten wir uns so schnell wie möglich auf den Weg. Schon aus der Entfernung gewahrten wir zwei grosse, dunkle Gegenstände auf dem Eise, und bald stellte es sich denn auch wirklich heraus, dass jetzt zwei Seehunde dort lagen. Sie waren grünlich grau mit wenigen, deutlich sich abhebenden Flecken und hatten kurze Köpfe mit breiten vorstehenden Schnauzen. Als wir näher herankamen, erhoben sie ihre Köpfe ein wenig und bewegten sich nach allen Seiten, um diesen unerwarteten Besuch zu wittern, vor dem sie übrigens nicht die geringste Angst zu empfinden schienen. Wir konnten ganz dicht an ihre Seite herangehen, und zwei Schüsse machten ihrem Leben bald ein Ende.

Dies war ein guter Fang, frisches Fleisch für uns selber und eine Menge leckerer Mahlzeiten für unsere keineswegs gut gefütterten Hunde. Vorläufig begnügten wir uns übrigens damit, sie aufzuschneiden und einige der besten Bissen auszulösen, dann eilten wir nach Hause, um dem drohenden Südweststurm zu entgehen.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass wir mit unserm Tagewerk zufrieden waren. Am Abend assen wir Seehundsteak, das jedoch nach der Aufzeichnung meines Tagebuches unsern Erwartungen nicht entsprochen zu haben scheint, obwohl wir uns nach frischem Fleisch gesehnt hatten. Man kann hierin wohl einen deutlichen Beweis dafür erblicken, dass wir mit guten Konserven versehen waren und unsere Küche nichts zu wünschen übrig liess,



Aussicht von den Anhöhen nördlich von der Station

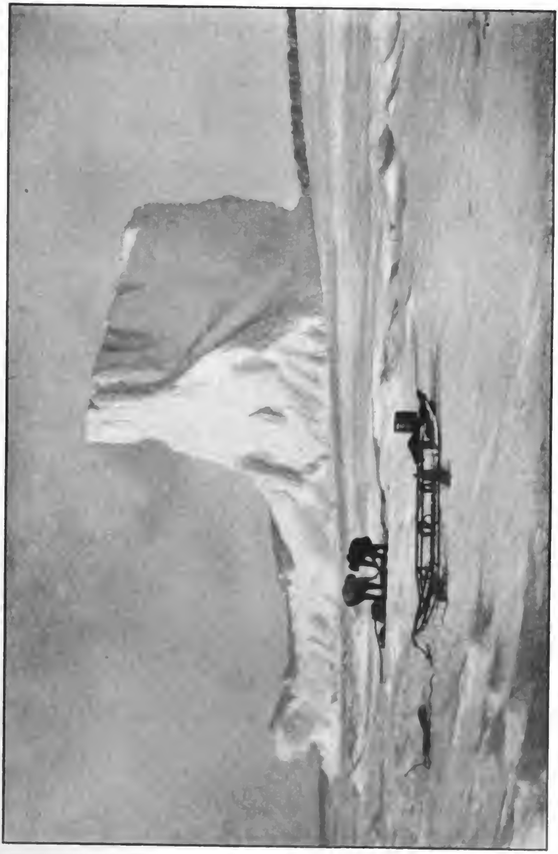
Links ist der Basaltberg sichtbar, in der Mitte der Nunatak und die Talschlucht, in der die Station liegt, rechts tritt ein Stück von der Lockyer-Insel hervor

denn es steht ausser Frage, dass Seehundsfleisch in Butter gebraten und so angerichtet, wie wir es taten, eine vorzügliche Speise ist.

Die Seehunde waren nicht die einzigen Tiere, die wir während des Winters beobachteten. Ein paarmal sahen wir nämlich Kormorane, und noch dazu im eigentlichen Hochwinter, nämlich auf unserer Schlittenfahrt im Juli, wo wir eines dieser Tiere in der Nähe unseres Lagerplatzes auf dem Schnee sitzen sahen. Ausser diesen war der Pagodroma der einzige Vogel, der in dieser Jahreszeit hier unten vorzukommen schien.

Obwohl wir unser bestes taten, um uns so viel wie möglich ausser Hause zu beschäftigen, sowohl in nützlicher Weise wie zu unserm Vergnügen, verbrachten wir doch den grössten Teil unseres Lebens während dieser Monate innerhalb der vier Wände unseres Wohnhauses. Es ist eine eigentümliche Lebensweise, die man unter solchen Verhältnissen führt, und ein Aussenstehender kann sich kaum eine klare Vorstellung davon machen, was es heisst, einen ganzen Winter hinzubringen, ohne jede Möglichkeit, sich über ein so begrenztes Gebiet hinauszubegeben, und dabei auf eine so kleine Gesellschaft angewiesen zu sein. Eine Dampferexpedition hat es in dieser Hinsicht weit besser. Im Anfang ist es am leichtesten zusammenzuhalten, ehe man sich gegenseitig gründlich, sozusagen in- und auswendig, kennen gelernt hat, denn leider sind es in der Regel die schwächsten Seiten, die sich am meisten bemerkbar machen. Des guten Einverständnisses wegen ist es zweifelsohne wünschenswert, dass eine so abgesperrte Gesellschaft so homogen wie möglich zusammengesetzt ist.

Infolge der Nachtwachen wurden unsere Schlafzeiten sehr unregelmässig, und den grössten Teil des Tages lag gewöhnlich einer von uns in seiner Koje und schlief oder versuchte doch wenigstens zu schlafen. Dies gelang freilich nicht immer, denn, wie jemand unter uns bemerkte, „man kann auch nicht fortwährend schlafen", und wenn man den einen Tag spät am Vormittag aufgestanden ist, oder am Mittag einige Stunden geruht hat, so ist es natürlich nicht leicht, des Abends einzuschlafen. Unsere Schlafzimmer waren anfangs durch Türen verschlossen gewesen, aber wir hatten diese bald weggenommen und durch Vorhänge ersetzt, da die Wände doch so undicht waren, dass man alles hören konnte, was nebenan gesprochen wurde. Es blieb einem also nichts anderes übrig, als sich unempfindlich



Wir ziehen unsern ersten Seehund ab

gegen allen Lärm zu machen und der Unterhaltung zwischen den Kameraden ein taubes Ohr zuzuwenden.

Es ist sonderbar, wie wenig man unter diesen Verhältnissen an die Ereignisse in der Aussenwelt denkt, oder die Mitteilungen über die wechselnden Geschicke seiner Mitmenschen entbehrt. Wir hatten eine Menge älterer Zeitungen mitgenommen, die freilich allmählich wieder und wieder gelesen wurden, bis man



Ekelöf

Im Arbeitszimmer war der Platz bis zum äussersten ausgenutzt

sie fast auswendig wusste, aber trotzdem kam es uns vor, als sei diese Tageschronik etwas uns Fremdes, Aussenstehendes. Auch sprachen wir nicht oft über dergleichen miteinander. Um diese Zeit schrieb ich einmal in das Tagebuch: „Ich habe ein Gefühl, als könne man sich im Notfall so an diese Lebensart gewöhnen, dass man sich nach keiner andern sehnt." Dies Urteil ist jedoch ein übertriebenes, das ich nach längerer Erfahrung nicht aufrecht halten kann.

Mit unserm Hause waren wir im ganzen recht zufrieden. Wir hatten allmählich alles drinnen geordnet, und indem wir den Vor-



Der Verfasser am Arbeitstisch

raum bis zum äussersten ausnützten und an jeder nur denkbaren Stelle Borte anbrachten, hatten wir hinreichend Platz für unsere Sachen. Die grösste Unannehmlichkeit verursachten uns eigentlich die Wärmeperioden, die hin und wieder die Stürme und die Kälte ablösten. Da schmolz nämlich die Eisschicht an den Wänden und bildete auf dem Fussboden im Verein mit dem Schnee und Sand, den wir von aussen mit hereinbrachten, einen dicken Brei, in dem man fast waten musste. Viele unserer Sachen wurden durch die Feuchtigkeit beschädigt. Kisten, die an den Wänden standen, gingen aus dem Leim, so dass man, wenn man sie in die Höhe hob, das Oberteil in der Hand behielt, während der Boden noch in der Eismasse festgefroren sass.

War es am Fussboden feucht, so tropfte es beständig von der Decke herab; denn oben auf dem Boden hatte sich gleichfalls Eis gebildet, das jetzt schmolz und auf uns niederströmte, so dass diejenigen, die in den oberen Kojen lagen, sich durch allerlei Vorkehrungen schützen mussten, um nicht ganz durchnässt zu werden. Und es war nicht immer Wasser allein, was auf diese Weise herabtropfte. Da oben lagen nämlich eine Menge Flaschen, deren Inhalt gefror und infolge dessen oft seine Hülle sprengte. Am wenigsten unangenehm war es entschieden, wenn man bei näherer Besichtigung entdeckte, dass die herabtropfende Flüssigkeit aus Rotwein bestand, wenigstens so lange der Vorrat so gross war, dass man nicht über den Verlust von ein paar Flaschen zu trauern brauchte. Bedenklicher gestaltete sich die Sache schon, wenn ein kleiner Strom schwarzer Tinte sich über uns ergoss, oder wenn eine ätzende oder giftige photographische Entwicklungsflüssigkeit herabzusickern begann. — —

Die kleine Schlittenfahrt im Juli war nur eine Vorbereitung gewesen, und gleich nach unserer Rückkehr fing ich an, eine längere Expedition zu planen. Nach unsern Erfahrungen aus dem vorhergehenden Sommer erwartete ich die „Antarctic" ungefähr Mitte November, und bis dahin mussten nach unserer Annahme alle derartigen Arbeiten erledigt sein. Ich wusste freilich sehr wohl, dass wir noch viel in unserer unmittelbaren Umgebung auszurichten hatten, wovon sich allerdings mancherlei nur bei warmem Wetter ausführen liess. Es war also nicht zu verwundern, wenn ich ein wenig zögerte, ehe ich mich zu einer Fahrt in andere Gegenden entschliessen konnte, die meine Tätigkeit



Mit unserm Wohnhaus waren wir im ganzen recht zufrieden

während des ganzen Winters in Anspruch nehmen sollte. Anfang August schrieb ich in mein Tagebuch: „Ich sinne jetzt Tag aus, Tag ein darüber nach, wie ich meine Schlittenfahrt einrichten soll. Hätten wir nur hinreichend Hunde, so würde ich nicht zaudern, aber mit nur vier oder fünf brauchbaren Tieren, mit einer so kleinen Gesellschaft, dass mir eigentlich keine Wahl in Bezug auf meine Begleiter bleibt, bei so viel Arbeit hier in der Nähe und bei meiner festen Überzeugung, dass unser Observatorium während der Schlittenfahrt zu kurz kommen muss, ist es wohl berechtigt, dass ich mir die Sache gründlich überlege. Und doch sehe ich, dass uns nichts anderes übrig bleibt. Es ist ja eine unserer allerwichtigsten Aufgaben, zu untersuchen, woraus das vielbesprochene Grahamland eigentlich besteht, ob es ein zusammenhängendes Land oder eine Inselgruppe ist, wie weit es sich nach Süden erstreckt usw. usw., und wenn wir in diesem Jahr dieselben Eisverhältnisse haben wie im vorigen Sommer, so ist es unmöglich, daran zu denken, diese Arbeiten vom Schiff aus zu bewerkstelligen. Alles, was man vorläufig von dieser Küste kennt, zeugt davon, dass sie in wissenschaftlicher Hinsicht ungeheuer interessant ist; es wäre eine Schande, wenn eine Überwinterungsexpedition hier einen ganzen Winter liegen sollte, ohne unsere Kenntnisse über das hinaus zu erweitern, was jede Schiffsexpedition im Laufe eines Sommers auszuführen vermag. Nein, wir müssen unser bestes tun, um diese Gegenden zu erforschen, und sollten wir nicht so weit südwärts gelangen, wie ich es wünsche, so soll es uns jedenfalls nicht an Arbeit fehlen und, wie ich hoffe, auch nicht an einem Resultat."

Schon von Anfang an war es mir klar, dass, wenn wir sehr weit südlich vordringen wollten, südlicher z. B. als Larsen im Jahre 1893 gelangte, wir unterwegs ein oder mehrere so südlich wie möglich angelegte Depots haben mussten, um unsere Vorräte ergänzen zu können. Da es uns im vorigen Sommer jedoch unmöglich gewesen war, solche Depots anzulegen, mit Ausnahme des einen, das wir auf unserer Bootfahrt errichtet hatten, so beabsichtigte ich, in der allernächsten Zeit eine Kraftanstrengung zu machen, und auf den Seehunds-Inseln ein zweites Depot niederzulegen. Dass diese Fahrt unter den obwaltenden Witterungsverhältnissen schwer und gefährlich werden würde, lag allerdings klar auf der Hand. Mit Sobral und Jonassen als Begleiter wollte ich mich so bald wie möglich nach Mitte August auf den Weg

machen, weil man annehmen musste, dass die schwerste Unwetterperiode dann überstanden sein würde.

Unglücklicherweise stiessen wir gleich von Anfang an auf eine Reihe von Hindernissen, die nicht eher aufhörten, als bis unser ganzer Plan unmöglich geworden war. Der eine von unsern grönländischen Hunden hatte im August Junge bekommen, von denen wir zwar vielleicht in der Zukunft Nutzen erwarten konnten, die aber jetzt bewirkten, dass ein Viertel unseres ganzen Hundebestandes unbrauchbar war. Und gerade als alle Vorbereitungen am 26. August beendet waren, ereignete sich ein Unglücksfall, der noch einen zweiten von unsern Hunden ausser Stand setzte, die Fahrt mitzumachen. Um uns beim Ziehen unseres Gepäcks behilflich zu sein, verfügten wir also, selbst wenn Kurre mitgezählt wurde, jetzt nur noch über drei Hunde.

Unter diesen Verhältnissen war es gleich von Anfang an kaum ratsam, die Fahrt bis an die Seehunds-Inseln auszudehnen, da ich bereits Mitte September mit den Vorbereitungen zu der Hauptfahrt beginnen musste, es war wenigstens ganz unmöglich, wenn wir, wie dies der Fall war, die Absicht hatten, ein grösseres Depot zu errichten. Man darf die wesentlichen Verschiedenheiten zwischen diesen Gegenden und den nördlichen Polargebieten nicht ausser acht lassen; namentlich gilt dies in Bezug auf die Stürme hier unten, bei denen eine Expedition in der Regel gezwungen ist, fast die ganze Zeit still zu liegen, weshalb man auch einer grösseren Ausrüstung bedarf.

Indessen machten wir uns schliesslich am 30. August auf den Weg mit der Absicht, zuerst bis an unser im März errichtetes Depot zu gehen, es zu untersuchen und, falls es sich notwendig erwies, es auszugraben und die Vorräte so südlich wie möglich zu transportieren. Im Notfall beschloss ich, einen grösseren eingefrorenen Eisberg zum Niederlegen des Depots zu verwenden. Als wir die Station verliessen, war daher unser Gepäck nicht sonderlich schwer, aber wir mussten es zum grossen Teil selbst tragen, und trotz aller Anstrengungen konnten wir vor Einbruch der Dunkelheit nicht an das Depot gelangen. Es fehlten uns noch einige Kilometer, als wir unser Lager draussen auf dem Eise in ziemlich gutem Schutz hinter einer grossen Eisschanze aufschlugen.

Es war vorzügliche Schlittenbahn und kaltes, aber anfangs wenigstens sehr schönes Wetter. Ich unterbrach unsern Marsch,

um den grossen Gletscher zu untersuchen, der hinter Kap Hamilton mündet und der uns im März in so grosse Gefahr gebracht hatte. Das Eis enthält hier einige sehr hervortretende Schichten von Kies und Sand, die sich dadurch gebildet haben, dass auf stärkere Abschmelzungsperioden Jahre folgten, in denen die schneeigen Niederschläge nicht schmolzen. Hier herrschte offenbar mehr Leben als in der Nähe unserer Station, denn oft trafen wir Spuren von Vögeln und Seehunden an. In einem Loch, nahe am Wege, lag ein Seehund und schwelgte in seinem nassen Element, den Kopf hervorstreckend und uns anschnaubend, als wir vorübergingen.



Ein Abendspaziergang vor dem Zelt

Während der Nacht suchte uns indes unser alter Feind, der Sturm, heim. Den ganzen nächsten Tag waren wir gezwungen, im Zelt zu bleiben. Es war recht kalt, das Thermometer zeigte drinnen —30°, und Sobral, der diesmal den Versuch gemacht hatte, Pelzkleider in einer etwas verbesserten Form zu tragen, fror ein wenig, aber unter allerlei Geplauder verstrich die Zeit einigermassen schnell. Am nächsten Morgen, den 1. September, war es glücklicherweise wieder windstill; als ich aber aus dem Zelte trat, machte ich eine Entdeckung, die im wesentlichen dazu beitrug, den Plan für diese Fahrt zu beschränken. Der einzige von den Hunden, der sichtbar war, war Kurre; er lag halb im Schnee vergraben, während die beiden andern ver-

schwunden waren und sich auf kein Locken und Rufen blicken liessen. Es war allerdings eine grosse Unvorsichtigkeit von uns gewesen, sie nicht anzubinden, aber sie hatten bisher niemals versucht, wegzulaufen. Diesmal war indes die Sehnsucht nach den zurückgebliebenen Kameraden übermächtig geworden, und sie waren, unsern Spuren folgend, nach der Station zurückgekehrt. Sie von dort wieder zu holen, hätte wenigstens zwei Tage in Anspruch genommen und möglicherweise hätte dann ein Sturm von noch längerer Dauer eingesetzt. Wir befanden uns bereits im September, — nein, es blieb uns nichts weiter übrig, als die Hoffnung, weiter südlich ein Depot zu errichten, aufzugeben und unsere Arbeit um so kräftiger auf die Hauptschlittenexpedition zu konzentrieren.

Wir liessen unser Zelt zurück und packten die Sachen, die im Depot niedergelegt werden sollten, in unsere Ränzel, dann begaben wir uns zu Fuss dorthin. Hier fanden wir unsere Vorräte in derselben Verfassung vor, wie wir sie vor einem Jahr hinterlassen hatten, nur waren sie im Laufe des Winters mit etwas Schnee bedeckt worden. Nachdem wir das Depot geordnet hatten, begaben wir uns auf die Wanderung, nach verschiedenen Richtungen hin. Ich machte einen langen Ausflug auf Kap Foster zu. Den ganzen Tag studierte ich aufmerksam das Eis und seine Terrainverhältnisse und sammelte Gesteinproben unter den lotrechten Tuffsteinklippen ein, von denen hin und wieder mächtige Steinblöcke herabstürzten, das Eis in ihrem Fall zertrümmernd. Erst nach Hereinbruch der Dämmerung, als die Kameraden bereits unruhig geworden waren, kehrte ich nach dem Zelt zurück, das sich mit dem darin brennenden Licht hinter seinem Schneewall ganz traulich ausnahm.

Am nächsten Tag traten wir die Rückfahrt an. Uns blieb keine Wahl, wir mussten uns selbst vor den Schlitten spannen, denn Kurre allein war uns mehr hinderlich als nützlich. Sieben Stunden gebrauchten wir, um eine Strecke von 20 Kilometern zurückzulegen, mit einer Last von ungefähr 135 kg Gewicht. Ungeübt, wie wir waren, war dies das äusserste, was wir leisten konnten, aber ich freute mich über die gemachte Erfahrung, denn nun hatte ich eine Grundlage für meine Berechnungen für die bevorstehende lange Schlittenreise.

Die Zeit zu dem Aufbruch der grossen Schlittenexpedition nach Süden hatte ich auf den ersten schönen Tag nach dem

20. September festgesetzt. Es war eine arbeitsame Zeit, die nun folgte. Anfangs hatten wir unser gewöhnliches Winterwetter, wenn auch nicht so kalt wie bisher, aber um die Mitte des Monats trat eine in meteorologischer Beziehung höchst eigentümliche Periode ein. Die einzige Witterung, die sich bisher als andauernd erwiesen hatte, war entweder ein steifer Südweststurm mit Kälte gewesen, oder auch ganz windstilles Wetter, zuweilen in schwache Winde aus Nordost übergehend. Jetzt hatten wir dahingegen eine ganze Woche lang fast ununterbrochen sehr starken nordwestlichen Wind, der eine Wärme mit sich führte, wie wir sie hier unten nie zuvor erlebt hatten. Am 16. September stieg die Durchschnittstemperatur ungefähr auf $+2°$ und dieser Tag war der wärmste, nicht nur während der bisher verflossenen Zeit, sondern überhaupt während des ganzen ersten Jahres, einschliesslich des Sommers. Noch wunderbarer aber war es, dass schon um diese Jahreszeit, die doch noch als zum Winter gehörend betrachtet werden muss, das Eis draussen auf dem offenen Meer anfing aufzubrechen und so stark vom Land abzutreiben, dass wir nach Norden und Süden, so weit das Auge reichte, nur offenes Wasser hatten. Dies Phänomen erschien uns später um so eigentümlicher, als wir während des eigentlichen sogenannten Sommers Tag für Tag auf den Hügel hinaufstiegen und beständig nichts als dicht gepackte Eismassen erblickten. Wäre die „Antarctic" nur um diese Zeit zum Aufbruch fertig gewesen, so hätte sie sich jetzt schon, im September, mit uns in Verbindung setzen können. Die während dieser Tage gesammelten Erfahrungen waren von grossem Einfluss auf unsere Pläne für die Zukunft, da sie teils die allgemeine Ansicht hervorriefen, dass wir schon früh im Sommer offenes Wasser und damit Entsatz zu erwarten hatten, teils uns die Gefahren zeigten, die mit Schlittenfahrten verbunden waren, auf einem Eise, das im Handumdrehen bersten konnte, namentlich wenn die Möglichkeit, sich in ein Boot zu retten, ausgeschlossen war.

Einer prachtvollen Erscheinung aus diesen Tagen muss noch Erwähnung geschehen, nämlich der leuchtenden Iriswolken, die über dem Haddington-Berge lagerten. Diese Wolken, die nur sehr selten beobachtet werden, sind namentlich deshalb interessant, weil sie in so grosser Höhe schweben, dass sie noch mehrere Stunden nach dem Untergang der Sonne beleuchtet werden und infolgedessen, nachdem es auf der Erdoberfläche bereits ganz

dunkel geworden ist, noch in den prachtvollsten Regenbogenfarben leuchten. Wir beobachteten diese Naturerscheinung ein paarmal, und es ist nicht unmöglich, dass sie in irgend einer Hinsicht mit den jetzt herrschenden eigentümlichen Witterungsverhältnissen in Zusammenhang stand.

Der Wind war während der ganzen Zeit so heftig, dass es keineswegs angenehm gewesen wäre, wenn wir uns auf dem



Jonassen, umgeben von den grönländischen Hunden

Marsch befunden hätten, aber diese Tage kamen uns sehr gelegen für die vielerlei Arbeiten, die draussen im Freien ausgeführt werden mussten, und die uns bei strenger Kälte grosse Schwierigkeiten bereitet hätten. Als wir zum Aufbruch fertig waren, hatte sich das Wetter bereits geändert, und die Äquinoktialstürme liessen uns ihre Macht fühlen. Am 24. sah es jedoch aus, als wolle es gutes Wetter werden, und in der Hoffnung, dass wir am nächsten Abend aufbrechen könnten, hatten die Zurückbleibenden ein schönes Fest für die ausrückenden Mitglieder

der Schlittenpartie veranstaltet. Leider wurde aber nichts aus dem Abmarsch, statt dessen brach einer der gewöhnlichen Orkane aus Südwest herein und toste ununterbrochen vier Tage und vier Nächte. Das Schneetreiben war anfangs nicht so heftig, aber der Gletscher war doch in eine dichte Wolke gehüllt, und auf der Ebene wirbelte der Schnee in langen, dünnen, wurmartig verschlungenen Streifen dahin, an einen feinen, zitternden Rauch erinnernd. Der Wind kam in mächtigen Stössen, und die Steine hagelten gegen die Wände, härter und höher hinauf als je zuvor, so dass sogar eine Fensterscheibe zertrümmert wurde.

Dieser Umschwung in der Witterung machte auf uns alle einen sehr niederschlagenden Eindruck; wir fühlten uns viel ermüdeter durch diesen Sturm, als während des ganzen übrigen Winters. „Ich möchte nicht noch einen zweiten Winter hier erleben!" schrieb ich in das Tagebuch. Die Tage vergingen langsam, obwohl ich vollauf damit beschäftigt war, die Instruktionen für das Schiff und das Stationspersonal zu vervollständigen und unsere Ausrüstung nachzusehen. Am Morgen des 29. wurde das Wetter endlich ein wenig besser, so dass ich auf das höchste Plateau hinaufkommen konnte. Welche Veränderung war mit dem Eis draussen vor sich gegangen! Alles war wieder so winterlich wie nur je zuvor, ohne eine Spur von offenem Wasser.

Als der Abend kam, war es ganz windstill; das Barometer stand hoch, und wir hatten alles geordnet, um am nächsten Tage die lang beabsichtigte Schlittenexpedition anzutreten.



Aussicht aus einer Talschlucht bei der Station, mit dem Haddington-Berg im Hintergrund



XIII.

Die Schlittenexpedition 1902: Die erste Woche.

Vorbereitungen, Plan und Ausrüstung für unsere Fahrt gen Süden. — Wir verlassen die Station. — Ankunft an der Christensen-Insel und Entdeckung der grossen Eisterrasse.

Endlich war der langersehnte Tag gekommen, an dem ich nach der langen winterlichen Haft auf die Entdeckungsreise ausziehen durfte, die ganze Welt vor mir! Alles würde mir neu sein, ich würde beständig Arbeit haben, harte Arbeit freilich, aber das war doch tausendmal besser als die langen Tage mit Stürmen und winterlichem Dunkel in unserer engen Hütte, und wie auch der Ausgang sein mochte, ich konnte doch stets auf einen reichen Lohn meiner Mühe rechnen.

Zwei Monate hatte ich mich ununterbrochen mit den Vorbereitungen für diese Fahrt beschäftigt. Jonassen war mein Beistand gewesen, er hatte die beiden Schlitten ausgebessert, haltbarer gemacht und zum Teil umgebaut und die dazu gehörige Ausrüstung in Stand gesetzt; er hatte aus dem kleinen, dreieckigen, nach Nansens Modell angefertigten seidenen Zelt, das sich bei den fürchterlichen Stürmen, mit denen wir hier rechnen mussten, als völlig unbrauchbar erwiesen hatte, ein viereckiges, leichtes und bequemes Zelt konstruiert, dessen wir uns später



Jonassen Ekelöf Aakerlund
Bodman Nordenskjöld Sobral

Ehe wir uns auf unsere Expedition begaben, photographierten wir uns alle sechs miteinander

auf allen unsern Fahrten bedienten und das seinen Zweck vorzüglich erfüllte. Er hatte die Gerätschaften nachgesehen, die wir mitnehmen wollten, und aus Segeltuch zehn grosse, für unsere Proviantausrüstung bestimmte Säcke angefertigt, die lang genug waren, um quer über den Schlitten gelegt zu werden. Ausserdem hatte er allerlei andere Ausrüstungsgegenstände in Ordnung gebracht, von denen ich später noch berichten werde. Auch Sobral hatte viel zu tun gehabt, und ich selber war teils mit der wissenschaftlichen Ausrüstung beschäftigt gewesen, teils hatte ich die Ordnung unseres Proviants übernommen. Die einzelnen Rationen waren ausgewogen und verpackt, so dass sie so wenig Umfang und Gewicht wie nur möglich einnahmen, in dieser Beziehung hatten wir sicher allen Grund, mit dem Ergebnis unserer Mühe zufrieden zu sein. Daneben war ich damit beschäftigt gewesen, den Plan für die Fahrt zu entwerfen und in Zusammenhang damit die Instruktion für die Zurückbleibenden auszuarbeiten. Es war mir zwar klar, dass es gewisse Vorteile haben würde, wenn ich mich für nur *einen* Begleiter und *einen* Schlitten entschied, aber abgesehen von andern Gründen war ich der Ansicht, dass es, da uns die Verhältnisse hier unten so wenig bekannt waren, doch zu unserer grösseren Sicherheit beitragen würde, wenn die Gesellschaft aus drei Personen und zwei Schlitten bestand, und in Übereinstimmung mit dieser Anschauung wurde die Expedition ausgerüstet. Sobral und ich wollten den einen Schlitten selber ziehen und damit den Kurs angeben, Jonassen sollte uns mit dem andern und mit den fünf Hunden folgen; die vier Grönländer waren jetzt glücklicherweise wieder alle brauchbar. Ich hatte gehofft, dass wir im Notfall ungefähr sechzig Tage würden fortbleiben können, da es aber nicht möglich war, eine volle Ausrüstung für die ganze Zeit mitzunehmen, beschloss ich, Hundepemmikan für nur drei Wochen zu berechnen, überzeugt, dass wir unterwegs durch Erlegung von Seehunden und Pinguinen uns die nötige Nahrung für die Tiere würden verschaffen können.

Nach einer alten Regel soll man bei einer solchen Expedition stets darauf bedacht sein, sich so einzurichten, dass man nicht denselben Weg wieder zurückzukehren braucht, den man gekommen ist; man muss wenigstens auf alle Weise bemüht sein, den Rückmarsch zu erleichtern und zu verkürzen. Teils aus diesem Grunde, teils um uns ein längeres Fortbleiben so verlockend

wie möglich zu machen, hinterliess ich auf der Station einen Befehl, wonach die „Antarctic", falls sie während unserer Abwesenheit eintraf, am 23. November nach Süden abgehen sollte, um uns bei der Christensen-Insel aufzusuchen. Ich hielt es nämlich für sehr wahrscheinlich, dass das Schiff vor diesem Termin anlangen würde, und in einer so langen Zeit mussten wir unter günstigen Verhältnissen mit unserer Expedition einen sehr hohen südlichen Breitengrad erreicht haben.

Im übrigen waren in meinen hinterlassenen Papieren genaue Bestimmungen enthalten, was geschehen sollte, falls das Eis auf dem Admiralitäts-Sund vor unserer Rückkehr aufbräche. Die Leitung der Station hatte ich Bodman übergeben, der auch den Auftrag erhielt, die regelmässigen Observationen während unserer Abwesenheit so gut wie möglich zu besorgen, was bei einem so geringen Personal eine beträchtliche Vermehrung der Arbeitslast bedeutete.

Wir nahmen ein kräftiges Frühstück ein und photographierten uns darauf alle sechs miteinander. Dann wurden die Hunde vor den Schlitten gespannt und unten auf dem Eise abermals photographische Aufnahmen gemacht, diesmal ausschliesslich von uns Abreisenden; ein letztes Glas Portwein wurde geleert, einige Abschiedsworte gewechselt, und wenige Minuten vor 12 Uhr machten wir uns auf den Weg.

Unser erstes Ziel war das Depot hinter Kap Hamilton. Dort sollten unsere Vorräte ergänzt und das Gepäck vervollständigt werden. Die Fahrt ging anfangs über altes, wohlbekanntes Terrain an der Eismauer entlang, wo wir alle Tage zu wandern pflegten, und eine Strecke lang gaben uns unsere sämtlichen Kameraden das Geleite. Fast alles Gepäck war auf den Hundeschlitten gelegt, aber die Tiere fühlten sich keineswegs beschwert dadurch, sie waren lebhafter und interessierter als ich sie jemals gesehen hatte, als ahnten sie die Bedeutung der Arbeit, die jetzt vor ihnen lag. Sie zogen den schweren Schlitten so leicht, als sei es ein Spiel. Es währte denn auch nicht lange, bis wir den zweiten Schlitten an den ersten hängten, ohne dass diese Vermehrung der Last die Geschwindigkeit ihrer Fahrt wesentlich verringerte.

Draussen an einem Eisberg in der Nähe des Gletschervorgebirges, ungefähr an derselben Stelle, wo ich einst das erste Seehundsloch entdeckt hatte, lag ein grosser Seehund und sonnte

sich. Die Versuchung war zu gross, so beschlossen denn unsere Kameraden, hier zurückzubleiben und sich des Tieres zu bemächtigen. Um 1 Uhr verabschiedeten wir uns mit einem Handschlag endgültig voneinander. Ich dachte an keine Gefahr für irgend eine der Abteilungen, hielt es aber auf der andern Seite für sehr wahrscheinlich, dass, ehe wir zurückkehrten, die Station, mit der „Antarctic" vereint, ihren Charakter völlig geändert haben würde. Ich ahnte nicht, dass wir noch mehr als ein Jahr zusammen verleben sollten, ehe die Ablösung kam!

Das Eis drinnen im Sunde war glatt und hart wie ein Fussboden, infolge dessen zogen die Hunde die Schlitten so schnell, dass man fast laufen musste, um mitzukommen. Hinter Kap Hamilton lag viel mehr Schnee auf dem Eise, was mir bei allen unsern Fahrten aufgefallen war. Obwohl sich die Schlittenbahn dadurch verschlechterte, fuhren wir doch schon gegen sechs Uhr über den letzten hohen Wall von Schnee und Eis bei dem Depot vor.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, war ein neuer Monat angebrochen und mit ihm sollten unsere Arbeiten auf unbekanntem Gebiet ihren Anfang nehmen. Ich war früh auf und kochte eine Tasse Schokolade, worauf wir uns alle daran machten, den Proviant zu ordnen. Dies war für lange Zeit das letzte Mal, dass wir Überfluss an Brennmaterial zum Kochen hatten, deswegen assen wir ein kräftiges Frühstück und versuchten auch, unsere Hunde zu einer gehörigen Mahlzeit anzuspornen, was uns jedoch nicht gelang, da sie sich noch nicht an trockene Kost gewöhnt hatten. Gegen 12 Uhr waren unsere Arbeiten beendet und die Schlitten beladen. Über Spalten, Schneebrücken und Eiswälle ging es dahin, bis wir wieder auf das ebene Eis gelangten. Und damit nahm unsere Entdeckungsreise allen Ernstes ihren Anfang.

Das Gepäck, das wir nun beim Abmarsch vom Depot mit uns führten, war auf folgende Weise verteilt: auf dem ersten Schlitten, der nicht schwerer beladen war, als dass er von mir und Sobral gezogen werden konnte, befanden sich das Zelt mit den Stangen (12 kg), der Schlafsack mit zwei Guanacomänteln (17 kg), Sobrals Schlafsack sowie seine Privatausrüstung (14 kg), zwei kleinere Proviantsäcke (30 kg), ferner Schneeschuhe, Spaten, Eishacken und eine kleine Tasche mit Instrumenten, die wir möglicherweise auf der Fahrt gebrauchen konnten, darunter ein



Die Fortziehenden

Sextant, alles in allem mit dem Schlitten zusammen ein Gewicht von 90 kg darstellend.

Der zweite Schlitten, der bedeutend verstärkt war, um die schwere Last tragen zu können, wurde von den fünf Hunden und Jonassen gemeinsam gezogen und war mit folgenden Sachen beladen:

Ein Ränzel mit meiner Privatausrüstung, bestehend aus Unterkleidern zu einmaligem Wechsel, einem Paar Lappenschuhen aus Renntierfell, einem Paar grönländischen Seehundsfellstrümpfen, einem Paar Kamickern (hohe Stiefel aus Seehundsfell), Schuhheu, Windkleidern, einer Mauserpistole mit 40 Patronen, Nähgeschirr, photographischen Films, einem prismatischen Kompass, Messtisch mit Stativ und Papieren, einem Diopter, Karten, einem Quecksilberhorizont, Stearinkerzen usw. usw. (14 kg).

Jonassens Ränzel mit ähnlicher Ausrüstung (11 kg).

Ein Sack, enthaltend Hundegeschirr, sowie Material zur Ausbesserung des Zeltes und der Ausrüstung, ferner, in unser Schlittensegel eingewickelt, der Vorrat an Medikamenten, bestehend aus Baumwolle, Gazebinden, Atropin, Zinksulphat, Sublimat, Kalomel, Salicylsäure, Jodtinktur, Opium, Phänacitin und Borvaselin (6 kg).

Ein Segeltuchsack, enthaltend abgewogenen Proviant aller Art auf eine Woche berechnet, einschliesslich der Verpackung 20 kg schwer.

Ein Sack Hundepemmikan (28 kg) und schliesslich vier Säcke Proviant (zusammen ca. 90 kg). Das ganze Gepäck auf diesem Schlitten wog also ungefähr 220 kg.

Es war ganz warm geworden, als wir auf das Eis hinauskamen, die Sonne brannte und es herrschte Windstille. Die Schlittenbahn war nicht besonders gut, da der Schnee ziemlich tief lag, oft in langen Wällen, die ungefähr der Richtung der Küste folgten und also von unserm Kurs direkt geschnitten wurden. Diese Wälle sind von derselben Beschaffenheit wie diejenigen, die man in nördlichen Polargegenden mit einem russischen Namen Sasturgi benennt, und bilden nach der Windseite zu einen langen, ebenen Abhang, während sie nach Osten zu mit einem senkrechten, überhängenden Karst abschliessen.

Wie wir eben gesehen haben, war der Gewichtsunterschied zwischen den beiden Schlitten ganz beträchtlich, und deshalb war ich im höchsten Grade überrascht zu sehen, wie unver-



Die Heimkehrenden

hältnismässig viel leichter als wir die Hunde ihre Last zogen. Obwohl ich mich bis zum äussersten anstrengte, schnell zu gehen und ausserdem durch Ruhepausen alle halbe Stunde Kräfte zu sparen suchte, wurde es den Hunden schwer, so langsam zu laufen, wie wir gingen, und Jonassen konnte sich lange Zeit auf den Schlitten setzen und fahren. Dies stand in völligem Widerspruch zu den bisher von mir gemachten Erfahrungen, sonst würde ich wahrscheinlich andere Anordnungen getroffen haben. Jetzt war nichts bei der Sache zu machen, denn wenn wir all unser Gepäck den Hunden aufgeladen hätten, wäre es wohl zu viel geworden.

Fast sechs Stunden marschierten wir vorwärts und schlugen dann unser Zelt im Schutz einer grossen Eisschanze auf. Es war ein herrlicher Abend, der Schein der Mondsichel schimmerte am westlichen Himmel, und das schöne Wetter verlockte uns, nach der Mahlzeit einen längeren Spaziergang in der stillen Abendluft zu machen, ehe wir in unsere Schlafsäcke krochen.

Die Schilderung der folgenden Tage führe ich im hauptsächlichen nach meinem Tagebuch an.

Den 2. Oktober. Des Morgens war es noch frisch und kalt, aber windstill. Wir packten den einen unserer Proviantsäcke auf Jonassens Schlitten, wodurch der Marsch etwas erleichtert wurde. Obwohl die Temperatur nicht über —10° stieg, brannte die Sonne heiss, und kein Windhauch verschaffte uns Kühlung. „Ich finde, es ist genau so, wie in Buenos Aires, wenn es dort im Sommer warm ist," meinte Sobral. Es war eine harte Arbeit, vorwärts zu gelangen, auf dem Eise lag viel Schnee, der trocken war wie Sand, und unaufhörlich passierten wir neue Sasturgi-Wälle. Der brennende Sonnenschein, im Verein mit der Kälte, wirkte scharf auf die Gesichtshaut ein, die schon wie Schuppen unter der Nase abzufallen begann, während die Lippen aufsprangen und anschwollen. Am schlimmsten war der arge Durst, gegen den Limejuice-Pastillen und Apfelschnitten nur so lange wirkten, als wir sie im Munde hatten. Wir machten einmal Halt, um ein wenig Schnee zu Trinkwasser zu schmelzen, aber auch das hielt nicht lange vor. Nansen sagt, er habe auf seiner Eiswanderung wenig von dem „arktischen Durst" verspürt und erklärt dies dadurch, dass er des Morgens und des Abends Gelegenheit hatte, so viel zu trinken, wie er wollte. Ich kann hierin nicht mit ihm übereinstimmen, namentlich, da es uns bei den Mahlzeiten

keineswegs an Wasser gebrach. Bei kaltem Wetter und scharfem Wind durstet man nicht, wenigstens wenn man nicht allzu angestrengt arbeitet, aber wenn man so schleppen muss, dass man am ganzen Körper feucht von Schweiss ist, so kann man, glaube ich, auf keine Weise dem Durst entgehen, der sich unter den obliegenden Verhältnissen bis zum äussersten steigern musste.

Gegen 2 Uhr hatten wir Kap Forster passiert und sahen nun mit Neugier und Interesse in eine neue Welt hinein. Ohne übrigens ihren Charakter zu ändern, machte die Küste des Haddington-Landes eine scharfe Biegung, und vor uns lag eine Bucht *), die sich, so weit der Blick reichte, nach Norden zu erstreckte. Die andere Seite dieser Bucht wird von einem hohen, schneebedeckten Berglande mit scharfen, pyramidenförmigen Spitzen gebildet, die aus dem Schnee aufragen, und namentlich eine weit vorspringende Landzunge ist von einer gewaltigen Bergkuppe eingenommen. Es war dies dasselbe Gebiet, das wir am 20. Januar von Bord der „Antarctic" aus zuerst von allen Menschen erblickt hatten, nämlich die Fortsetzung des König Oscar-Landes.

Nach einer achtstündigen Wanderung machten wir gegen sechs Uhr abends Rast. Ich war so müde, wie ich mich kaum erinnern kann, je gewesen zu sein, und um dies nicht zu sehr zu zeigen und mich nicht an den andern Arbeiten beteiligen zu müssen, zündete ich den Primusbrenner schon an, ehe das Zelt errichtet war, und setzte Schnee für das Trinkwasser auf. Nach dem warmen Sonnenschein empfand man die Kälte des Abends sehr, obwohl wir nicht mehr als —17° hatten. Die Hunde kläfften während der Nacht laut, und als wir hinauskamen, sahen wir, dass Amager das Band eines Brotsackes aufgerissen und einen Teil seines Inhalts verzehrt hatte.

Den 3. Oktober. Es handelt sich nun darum, zu bestimmen, welchen Kurs wir einschlagen wollen. Nach dem Eindruck, den man aus den Karten erhält, müsste man eigentlich von hier aus an einem klaren Tage schon die Umrisse der Seehunds-Inseln erkennen können, aber wir sehen nichts in dieser Richtung. Doch, ganz im Südwesten liegt ein kleiner, undeutlicher, glänzender Punkt, der ein Eisberg, möglicherweise aber auch Land sein kann. Ich beschliesse, dahin zu steuern. Wohl ist es ver-

---

*) Es war dies die Mündung des grossen Kronprinz Gustav-Kanals, den wir gelegentlich einer Schlittenfahrt im nächsten Jahre genauer untersuchten.

lockend, den Kurs näher an König Oscar-Land heran zu nehmen, da sich dies aber so weit nach Westen hinzieht, wäre damit jeder Gedanke, weit nach Süden zu gelangen, ausgeschlossen, gar nicht davon zu reden, dass wir der getroffenen Verabredung, die erste Mitteilung von unserer Reise auf der Christensen-Insel niederzulegen, direkt zuwider handeln würden.

Wir haben nach wie vor Windstille, aber es ist heute viel wärmer als gestern, und der Umstand, dass sich die Sonne hinter Wolken verbirgt, macht die Beleuchtung blendender. So unangenehm mir auch die Schneebrille ist, ich muss jetzt doch Zuflucht dazu nehmen. Obwohl das Netz an den Seiten fast zu undicht ist, füllt sie sich trotzdem, sobald man transpiriert, mit Dampf an, der dann an den Gläsern festfriert. Es ist eine wahre Geduldsprobe, fortwährend die Gläser abwischen zu müssen, aber dagegen hilft nichts. Es ist schon schwer genug, in dieser Beleuchtung ohne Abweichungen den Kurs in das „blanke Nichts" hinein zu nehmen, denn unsere Eisberginsel schimmert nur hin und wieder an dem flimmernden Horizont. Ich änderte übrigens unsern Kurs bald ein wenig und hielt auf einen dunkeln, sehr entfernten Punkt, der mir mehr Ähnlichkeit mit Land zu haben schien.

Den 5. Oktober. Wir haben heute Wind aus Südwest mit heftigem Schneegestöber bekommen, so dass man jetzt nicht an Aufbruch denken kann. Ich will mich darüber jedoch nicht beklagen, ein Ruhetag ist uns ganz gut, und ausserdem ist es Sonntag. Ich bin die letzten Abende nicht so ermüdet gewesen wie zu Anfang. Man gewöhnt sich allmählich etwas an diese Lebensweise, hart genug ist sie freilich. Das Stillliegen ist aber auch nicht viel besser, es ist eine rechte Geduldsprobe, namentlich wenn man nicht weiss, wie lange es noch währen wird.

Den 6. Oktober. Gottlob hatten wir heute wieder gutes Wetter und haben ausser der Arbeit, unsere Schlitten und unsere Sachen aus dem Schnee herauszugraben, einen Marsch von über acht Stunden gemacht.

Den 7. Oktober. Schon vor 9 Uhr begaben wir uns auf den Weg. Dass wir heute unsere Insel erreichen würden, daran zweifelten wir keinen Augenblick, aber wir wollten einen schnellen Marsch machen, um so viel wie möglich auszurichten. Wenn man sich eine ganze Woche nur auf dem Eise bewegt, sehnt man sich wirklich nach festem Lande und nach festen — Speisen;

ein tüchtiges Seehundsteak soll uns jetzt schon munden, und das wird auf den „Seehundsinseln“ doch wohl zu haben sein.

Unser Marsch wurde sehr bald durch eine uns bisher unbekannte Erscheinung unterbrochen. Schon vom Lager aus hatte ich etwas gesehen, das an einen Eiswall erinnerte, und dort angelangt, standen wir vor einem nicht unbedeutenden Spalt, der an den schmalsten Stellen ungefähr einen halben Meter breit und von aufgeschrobenen Eiswällen umgeben war. Wir gelangten ziemlich leicht auf einer dünnen Eisbrücke hinüber, aber nach einem weiteren Marsch von einer Viertelstunde standen wir vor einem neuen, bedeutend breiteren Spalt, und hier fuhr sich der Hundeschlitten derartig fest, dass wir alle behilflich sein mussten, ihn auf das Eis zu ziehen. Ich selber sank dabei durch die Schneedecke und bekam ganz nasse Füsse. Ausserdem verlor ich den kostbaren Schrittmesser, da ich aber den Verlust sofort bemerkte, konnte ich das Instrument glücklicherweise noch wiederfinden.

Vor uns lag jetzt die Insel, eine mächtige Schneekuppe, unterbrochen von einer hohen, fast säulenförmigen Felsenmasse. Bald schien sie so nahe, dass man meinte, in zwei Stunden dort sein zu können, bald lag sie wieder in weiter Entfernung vor uns. Dass die letztere Auffassung richtig war, konnten wir feststellen, als wir unter der Felsensäule eine wagerechte, dunkle Strandlinie am Horizont auftauchen sahen. Jetzt erblickten wir also das niedrigere Ufer. Wir marschierten so schnell wie möglich, aber trotzdem währte es lange, bis wir näher kamen. Gegen Abend machten wir eine grosse Kraftanstrengung; wir hängten unsere Schlitten an den Hundeschlitten, Sobral half nachschieben, und ich ging über eine Stunde in schnellstem Schritt vorwärts. Hierdurch erzielten wir eine vorzügliche Wirkung, aber nun waren die Hunde auch ermüdet, und wenn wir weiter kommen wollten, mussten wir selber wieder zugreifen.

Wir hätten ja die Nacht über hier bleiben können, aber teils fürchteten wir uns, wie immer, vor dem Sturm, teils hoffte ich, dass wir uns am nächsten Tage ein gutes Stück Arbeit ersparen könnten, wenn wir unser Ziel noch am Abend erreichten. Nachdem wir fast elf Stunden gewandert waren, erreichten wir lange nach Sonnenuntergang endlich das glatte, schneefreie Eis unterhalb der Insel. Über Spalte und Risse, zwischen mächtigen umhergestreuten Eisblöcken hindurch mussten wir uns hier unsern Weg

suchen, ehe wir unser Zelt ganz nahe am Fusse des Ufers aufschlagen konnten.

Den 8. Oktober. Heute werden wir also freiwillig still liegen und neues Land erforschen. Ist es aber wirklich neu? Es hat nicht viel Ähnlichkeit mit den Karten, und doch glaube ich zu wissen, wo wir sind. Hinter diesem Land mit seinen schneefreien Klippen und seinem Mantel aus Eis erkenne ich eine hohe, zusammenhängende Eiskuppel, die sich, so weit das Auge reicht, nach Süden zu fortsetzt, ein Land, das in allem an Snow Hill erinnert. Das muss die Robertson-Insel sein, und dann ist es



Der Christensenberg von der unteren Terrasse aus

klar, dass wir selbst bei der Christensen-Insel angelangt sind und dass die kleine, dunkle Pyramide, die im Nordwesten auftaucht, dieselbe Insel ist, die Larsen Lindenbergs Zuckerhut benannt hat; dahinter werden die eigentlichen Seehunds-Inseln sichtbar. Alle Inseln sind kleiner, als sie auf der Karte erscheinen, im übrigen aber ist diese gar nicht so unrichtig. Die grösste Bedeutung unserer Entdeckung wird wohl in der Beschreibung der Naturverhältnisse bestehen, die wir hier unten vorfinden.

Sobald wie möglich unternahm ich mit Jonassen eine Wanderung auf den Berg hinauf. Auf einem ausserordentlich steilen Weg, wo man oft mit der Hacke Stufen in den Schnee schlagen muss, gelangt man an eine schöne, halbrunde Terrasse,

die ungefähr 65 m über dem Meeresspiegel liegt. Vermutlich ist diese ein Teil des alten Kraters. Dann ersteigt man auf einem weniger steilen, aber recht beschwerlichen Wege den 300 m hohen Gipfel. Das Gestein besteht überall aus Lava und Tuffsteinen, aber eine vulkanische Tätigkeit hat hier sicher seit vielen Jahren nicht mehr stattgefunden.

Mit leicht erklärlichem Interesse betrachteten wir von diesem Platz aus die uns umgebende Landschaft.

Vom Fusse des Berges ging, so weit man sehen konnte, in der Richtung an der Lindenberg-Insel vorbei, ein Eiswall, dessen Bedeutung ich anfangs nicht begreifen konnte. Jonassen, der pessimistischer ist und weniger geneigt, an die Richtigkeit früherer Karten zu glauben, war der erste, der die Situation richtig erfasste. Alles, was im Westen und Südwesten vor uns lag, alles, was die Seehundsinseln umgab, bildet eine gewaltige Eismasse; mit einem Wort, die Seehunds-Inseln sind weder Inseln, noch werden sie von Seehunden besucht. Von hier oben aus erschien die Eismauer niedrig, aber dass sie uns Schwierigkeiten machen würde, war klar, denn über sie hinweg musste unser Weg gehen. Wenn wir den Kurs östlich um die Robertson-Insel nahmen, so schnitten wir uns damit jede Möglichkeit für die Arbeiten und die geographischen Forschungen im Lande ab.

Ich begann sogleich mit meinen Vermessungen und übrigen Arbeiten dort oben. Jonassen hingegen ging wieder an den Strand hinab, um zu versuchen, ob er nicht einen Seehund erlegen könne, denn obwohl sich diese Tiere nicht bei den Seehunds-Inseln fanden, so fehlten sie hier doch nicht. Die ganze Nacht hindurch hatte Basken auf das wahnsinnigste gekläfft, ein Zeichen, dass er Tierleben witterte. Später fanden wir denn auch, dass es ihm gelungen war, einen jungen Seehund zu töten, dessen Kopf fast ganz abgebissen war. Ausser diesem einen Exemplar trafen wir noch mehrere junge und alte Seehunde an, die ersteren allerliebste Tierchen mit hellem, weichem Fell, fett wie Kugeln, wie sie dalagen und die Milch einsogen. Als ich hinunter kam, war so ein junger Seehund schon abgetan, die Hunde lagen da, so satt, dass sie sich kaum rühren konnten, und Jonassen war beschäftigt, kleine leckere Stücke von dem Fleisch zu braten. Ich muss gestehen, dass mir auf allen meinen Reisen in unzivilisierten Gegenden kaum je ein Gericht so gut gemundet hat wie dies. Das Fleisch hatte nicht den leisesten tranigen Beige-

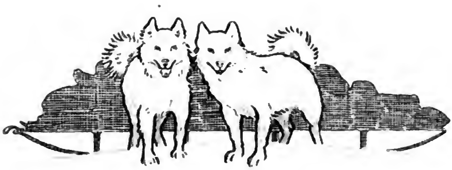
schmack, der allen Landtieren der arktischen Gegenden und auch den Vögeln hier unten eigen ist. Übrigens kann es wohl sein, dass die Suppendiät der verflossenen Wochen einen gewissen Einfluss auf dies Urteil hat.

Sobral war die ganze Zeit unten am Strande geblieben, um Ortsbestimmungen *) zu machen.

Bei der Christensen-Insel beabsichtige ich nun eine Partie weniger wichtiger Nahrungsmittel zurückzulassen, die wir auf dem Rückmarsche abholen können, falls uns unser Weg wieder hier vorbei führen sollte. Ein vollständiges Depot will ich dahingegen nicht errichten, um uns nicht der Möglichkeit zu berauben, den Rückweg näher an König Oscar-Land zu verlegen. Ein Brief mit Nachrichten von unserer Reise ist in einer wohlverkorkten Flasche in dem Merkzeichen niedergelegt. Der nächste Platz, an dem ich einige Nachrichten über uns zu hinterlassen beabsichtige, ist Kap Framnäs; die Zukunft wird zeigen, ob wir jemals dahin gelangen.

---

*) Daraus ergab es sich, dass wir uns auf dem 65° 4′ s. Br. und dem 59° 31′ w. L. befanden. Die Länge des Weges, den wir in den sieben Marschtagen zurückgelegt hatten, betrug ungefähr 140 km.



XIV.

Die Schlittenexpedition 1902: Gen König Oscar-Land.

Besteigung der Eisterrasse und Fahrt zwischen den Seehundsnunataks. — Unsere Tagesordnung während der Fahrt. — Einige lange Marschtage. — Die Sturmperiode beginnt. — Ueber Risse und Spalten bis an das Land. — Ein Unglückstag.

Am Morgen stellten sich etliche Windstösse ein, die mich veranlassten, bis um 7 Uhr im Sack zu bleiben. Dann stand ich schleunigst auf: es handelte sich darum, Proviant für eine neue Woche herauszuholen und die Errichtung des Depots anzuordnen. Unser Schlitten wurde jetzt noch mehr erleichtert, so dass seine Last nur noch aus den beiden Schlafsäcken, den Schneeschuhen, Spaten, der Instrumententasche und einigen Kleinigkeiten bestand, das ganze Gewicht betrug, den Schlitten einberechnet, kaum mehr als 50 kg. Auch der Hundeschlitten war allmählich etwas leichter geworden, da wir von dem Proviant verbraucht hatten.

Nie ist uns die Sonne so glühend heiss erschienen wie jetzt, wo uns unser Weg an der Eismauer entlang, zwischen zahllosen Eisbergen von allen Grössen hindurchführte.

Ein strammer Marsch brachte uns in dreieinhalb Stunden direkt zurück, bis wir einen Platz fanden, wo der Wall ohne Fährlichkeiten bestiegen werden konnte, an einer mächtigen Schneewehe entlang, die sich im Schutz eines langen Eisberges an seinem Fuss gebildet hatte. Unser Weg richtete sich nun auf den östlichsten der aus dem Eise aufragenden Nunataks und ging zu Anfang stark bergauf. Völlig ungewiss, welchen Gefahren wir hier entgegengingen, hatte ich diese Fahrt auf das Landeis

begonnen. Glücklicherweise war das Eis vorzüglich, eben, mit hartem Schnee bedeckt, fast ohne Sasturgi und vor allem ohne offene Spalten, die wir am allermeisten fürchteten. Allmählich gelangten wir auf die höchste Wölbung hinauf, worauf es wieder langsam abwärts ging, und am Abend schlugen wir unser Lager in der Nähe des langgestreckten Bergrückens auf, der das Ziel des heutigen Tages gewesen war. Noch am selben Abend unternahm ich eine Wanderung hinauf. Es dämmerte bereits, als ich zwischen den wildzerklüfteten, schwarzen Zacken anlangte, die noch die zerrissenen Formen zeigten, in denen die glutflüssige Lava einstmals erstarrt war. Einen Vulkan im eigentlichen Sinne kann man diesen Berg, dem ich den Namen Oceana-Nunatak gegeben habe, nicht nennen.

Das Wetter sah gegen Abend sehr drohend aus, aber diesmal kamen wir doch ohne Sturm davon. Für unsere Schlittenfahrt war dies von grösster Bedeutung, und nur dadurch wurde es uns möglich, in der Zeit, wo das Gepäck am schwersten war, so weit zu kommen. — —

Am nächsten Morgen stattete ich dem Gipfel des Berges einen neuen Besuch ab, ehe wir unsere Fahrt fortsetzten. In wildem Galopp sausten die Hunde den steilen Eisabhang hinab, und nur mit Mühe gelang es Jonassen, ein Unglück zu verhindern. Nachdem wir auf das flache Eis hinuntergekommen waren, nahmen wir unsern Kurs in der Richtung auf den nächsten Nunatak zu, aber wir waren noch nicht weit gekommen, als plötzlich ein Sturm mit dichtem Schneegestöber von der Südseite her losbrach. Ich bog nach dem Lande zu ab, um Schutz unter dem zunächstgelegenen westlichen Vorgebirge zu suchen, wo wir nach einer Stunde angestrengten Marsches, direkt gegen den Sturm an, glücklich eintrafen. Hier angelangt, fanden wir an der ganzen Seite des Berges entlang eine tiefe Rinne, eine Einsenkung in das Eis, die sich dadurch gebildet hatte, dass die Sonnenwärme von der dunkeln Bergwand zurückgestrahlt wurde. Diese Vertiefungen sind sehr charakteristisch, wenigstens für die nördliche Seite der Nunataks in dieser Gegend, und der Wind hält sie, wenn sie sich einmal gebildet haben, offen, indem er allen Schnee wegtreibt, der sich sonst darin ablagern würde.

Da wir vermuteten, unten im Tal Schutz zu finden, wollten wir unsere Schlitten dahin fahren. Der Abhang war aber sehr hoch und steil, weswegen ich mich nach einer Stelle umsah,

wo wir bequem hinunter kommen konnten. Jonassen wurde aber die Zeit lang, und ungeduldig, wie er war, fuhr er mit Hunden und Schlitten die fast senkrechte Eiswand hinab. An der steilsten Stelle warf der Schlitten um und im nächsten Augenblick rollten Mann, Hunde und Schlitten durcheinander in die Tiefe hinab. Erschrocken eilte ich herzu, denn ich war fest überzeugt, dass Jonassen schwer zu Schaden gekommen sei, mindestens Arme und Beine gebrochen habe. Wunderbarerweise waren er und die Hunde ganz unversehrt, das einzige, was einer Ausbesserung bedurfte, war eine Petroleumkanne, die ein arges Leck bekommen hatte. Wir schlugen unser Zelt auf und blieben für den Rest des Tages ruhig unten im Tal liegen.

Gegen Abend fiel die Temperatur bedeutend, es war sonderbar, wie sehr man sich schon von der Kälte entwöhnt hatte, aber das kam wohl daher, dass die Haut an allen unbedeckten Stellen infolge der starken Sonne und des scharfen Frostes aufgesprungen war.

Auch der folgende Tag begann mit Kälte und Nebel. Unsere erste Sorge war, aus unserer Gruft heraus und dann auf den hohen Schneewall hinaufzukommen, der den Kastor- und den Hertha-Nunatak verbindet. Oben angelangt, konnten wir jedoch nichts sehen, da die unteren Gegenden in dichten Nebel gehüllt waren. Wir mussten unsern Kurs nach dem Kompass südwestlich nehmen, in der Hoffnung, hier auf keinen allzusteilen Weg zu stossen. Damit hatten wir auch wirklich Glück, die Schlitten glitten einen sanft abfallenden Abhang hinab, und der schwach von hinten kommende Wind half uns vorwärts. Am Nachmittag fing der Nebel an sich zu lichten, und allmählich sahen wir im Süden das König Oscar-Land in seiner ganzen Ausdehnung vor uns liegen, scheinbar durch einige isolierte, in weiter Ferne aufragende Bergspitzen abgeschlossen.

Der Nordwind hatte im Laufe des Tages zugenommen, und nach der Witterung zu urteilen, die wir jetzt schon so lange gehabt hatten, fürchteten wir fast, dass in dieser Jahreszeit der Südwestwind nicht der gefährliche Wind sei. Auf unserm Lagerplatz angelangt, hielten wir es deswegen für geraten, die Öffnung unseres Zeltes der Südseite zuzuwenden. Dies war jedoch sehr unvorsichtig, um so mehr, als wir auf Sturm gefasst sein konnten. Das Barometer war nämlich gefallen, und am Abend hatten wir eine jener wunderbaren Beleuchtungen, die in der Regel Vorboten

schlechten Wetters waren, — schwere zusammengeballte Wolken, die sich bis auf das Land herabsenken, dessen äussere Vorgebirge wie freistehende Alpenpartien aufragen, während das innere Hochland völlig in Nebel gehüllt ist und der Horizont in blutroten Tinten flammt. Als wir eben in das Zelt gekommen waren, begann der Nordostwind zu heulen, um sich aber ebenso schnell wieder zu beruhigen, so dass ungefähr fünf Minuten lang völlige Windstille herrschte. Da ertönte plötzlich in einiger Entfernung ein lautes Getöse, und im nächsten Augenblick rüttelte ein fürchterlicher Sturm unser Zelt. Wir hofften, dass dieser Zustand vorübergehen würde, statt dessen aber wurde der Wind immer heftiger, und im Zelt, durch dessen Öffnung Schnee und Wind hereindrangen, war es sehr kalt. Glücklicherweise aber blieb es unversehrt stehen, bis Sobral am nächsten Morgen hinaus gehen wollte, um die meteorologischen Observationen vorzunehmen. Da stürmte der Wind mit einer solchen Macht herein, dass es unmöglich war, die Türöffnung wieder zu schliessen. Wir mussten schnell aufstehen und das Zelt herumdrehen, was uns auch gelang, ohne dass wir genötigt waren, unsere im Zelt befindlichen Sachen hinauszuschaffen. Dann kochten wir Kaffee und krochen wieder in unsere Säcke.

Im Laufe der Nacht liess der Wind wieder nach, und nun folgten drei Arbeitstage, die infolge der langen Märsche zu den beschwerlichsten auf unserer ganzen Expedition, zugleich aber auch zu den erfolgreichsten gehören. Die Kälte war schneidend, und beständig hatten wir den scharfen Wind im Gesicht. Um ein anschauliches Bild von dem Leben auf unsern Schlittenfahrten zu geben, will ich hier den Verlauf eines solchen Tages schildern:

Auf dem Breitengrad, auf dem wir uns jetzt befinden, ist es in dieser Jahreszeit fast die ganze Nacht hindurch hell, in der Regel steht aber niemand von uns früher als gegen 7 Uhr auf. Es ist zur Gewohnheit geworden, dass ich den Schlafsack zuerst verlasse und das Frühstück bereite. Unter den obwaltenden Verhältnissen ist diese Arbeit sauer genug. Die Kleider, die allmählich mit Feuchtigkeit und Schweiss getränkt sind, gefrieren in der Luft, wenn man aus dem warmen Bett kommt. Noch ehe man die Knöpfe an der Zelttür geöffnet hat, sind die Hände schon ganz erstarrt, so dass man sie schnell in die Fausthandschuhe stecken muss, um sie wieder aufzutauen. „Das Kochen ist ein kaltes Vergnügen!“ so schliesst eine Seite in meinem

Tagebuch, und so manche Erinnerung knüpft sich an diese Worte, denn es ist wirklich kein Spass, mit frosterstarrten Fingern alle Gerätschaften zusammenzuholen, den Spiritusbrenner anzuzünden und den eisgefüllten Kochtopf aufzusetzen.

Der Speisezettel für unser Frühstück ist immer derselbe, das Hauptgericht besteht aus Pemmikan, wovon 600 g zu einer dicken, beinahe breiartigen Suppe verkocht werden, deren bedeutenden Nährwert man förmlich zu fühlen vermeint. Ferner bekommen wir Kaffee, vier gehäufte Esslöffel voll in einem Kochtopf gekocht, sowie Fleischcakes, Butter und Zucker, und an dieser Ration müssen wir uns dann den ganzen Tag genügen lassen, was wir auch tun, ohne eigentlich Hunger zu spüren.

Während es meine Aufgabe ist, das Essen zu bereiten, liegt es Jonassen ob, das Zelt abzuschlagen und den grossen Schlitten zu beladen und anzuschirren. Unsern Schlitten bringt in der Regel Sobral in Ordnung. Zwischen 9 und 10 Uhr geht es von dannen, in schnellem Marsch, mit höchstens einmaliger Rast in der Stunde, abgesehen natürlich von den Fällen, wo Observationen gemacht werden sollen. Alles hängt von der Geschwindigkeit ab, mit der Sobral und ich unsern Schlitten ziehen können, denn die Hunde folgen uns immer auf den Fersen. Wenn wir ungefähr neun Stunden auf diese Weise gefahren sind, fangen wir an, nach einem passenden Lagerplatz auszuspähen, auf ebenem, schneebedecktem Terrain, doch darf der Schnee weder zu lose, noch zu hart sein, und wenn wir die richtige Stelle gefunden haben, fahren wir mit unsern Schlitten dahin. Je einen derselben plazieren wir zu beiden Seiten des Zeltes, das letztere ist mit eisernen Krampen und mit Pfählen festgemacht, die teils von den Zeltstangen, teils von zwei horizontalen Seitenstangen aus Bambus ausgehen, welche an die Schlitten befestigt sind.

Jonassen schlägt das Zelt auf und ordnet die Sachen, worauf er den Hunden zu fressen gibt. Inzwischen schicke ich mich an, mit Sobrals Hilfe das Abendbrot zu bereiten. Dies ist beträchtlich weniger massiv als das Frühstück und besteht abwechselnd aus Linsen- oder Erbsensuppe und Fleisch-Schokolade mit Brot, Butter und Pastete, oder zuweilen Schinken. Sobald die Mahlzeit eingenommen ist, werden die Schlafsäcke ausgebreitet. Jonassen und ich kriechen in den grossen zweischläfrigen Sack aus Renntierfell. Der Rock wird ausgezogen und unter den Kopf gelegt, ebenso die Schuhe, die mit Heu ausgestopft werden, damit

sie, falls sie während der Nacht steif frieren, ihre Form nicht zu sehr verlieren. Wir haben auch jeder unser Guanacofell, in das der Oberkörper gehüllt wird. Dies ist meiner Ansicht nach eine äusserst angenehme Zugabe zu der gewöhnlichen Ausrüstung, denn solche Felle wiegen nur ganz wenig, und ihnen haben wir es zu verdanken, dass wir fast niemals froren und, was noch wichtiger ist, gänzlich unabhängig voneinander waren, so dass z. B. derjenige, der mit unbedecktem Kopf liegen wollte, es ruhig tun konnte, ohne seinen Schlafgefährten zu stören.

Sobral hatte seinen eigenen, etwas kleineren, aus Segeltuch und dreifachem Filz verfertigten Schlafsack mitgenommen. Dieser war weniger warm als der unsere, und um nicht zu frieren, musste Sobral beständig ganz angekleidet schlafen.

Meine Kleidung am Tage bestand aus einem Friesanzug und doppelten wollenen Unterkleidern. Auf dem Kopf hatte ich eine Pelzmütze, an den Händen Fausthandschuhe, an den Füssen Strümpfe und kurze Socken aus Wolle mit hineingewebten Menschenhaaren, und darüber sogenannte „Skaller"-Schuhe aus Renntierfell. Bei Sturm zog ich Windkleider aus Segeltuch darüber, aber ich war nur sehr selten gezwungen, sie zu benutzen. So lange man in Bewegung ist, empfindet man die Kälte nur wenig.

An jedem dieser drei Tage legten wir nach dem Schrittmesser 50 000 Schritte zurück, einer Weglänge von 35 km entsprechend. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass wir während dieser Zeit viele neue Beobachtungen machten. Die ganze, weit gestreckte Alpenlandschaft, der wir uns in schrägem Kurs näherten, musste als unbekannt angesehen werden. Vor uns lag das Gebiet, das Jonassen den Jonasberg benannt hat. So weit wir sehen konnten, besteht dies ebenso wie die Robertson-Insel aus einer zusammenhängenden Eiskuppel, aus der am Rande einige unbedeutende Nunataks aufragen.

Am interessantesten von allem war indes die sonderbare Eisterrasse, über die unsere Fahrt dahinging. Noch zu Ende dieser Zeit war ich mir nicht ganz klar darüber, ob wir nicht über altes Meereis wanderten, wenn auch das Fehlen jeglicher Spalte und Eisberge dagegen sprach. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist es wohl möglich, dass eine solche Auffassung absolut die richtigste wäre; dass wir es hier aber nicht mit gewöhnlichem Meereis zu tun hatten, wie wir es in andern Gegenden kennen gelernt, sollte die Erfahrung der folgenden Tage zeigen.



Unsere vierbeinigen Kameraden

Die Geschwindigkeit unseres Marsches erklärt sich dadurch, dass unsere Lasten allmählich bedeutend leichter wurden, freilich wäre ein so schnelles Vorwärtskommen unmöglich gewesen, wenn uns unsere Hunde nicht so kräftigen Beistand geleistet hätten. Wer Gelegenheit gehabt hat, Vergleiche anzustellen, wird wohl keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, welche Vorteile die Verwendung von Hunden statt der Menschenkräfte einer Expedition gewährt. Mit diesen treuen Gehilfen knüpft sich unter solchen Verhältnissen ein Freundschaftsband, das um so fester wird, je einsamer man sich im übrigen fühlt, und man kann nicht genug bewundern, wie geduldig sie den ganzen Tag hindurch die schwere Last schleppen. Ganz gegen unsere Erwartung zog Kurre tüchtig mit an, und obwohl er sich in Bezug auf Stärke nicht mit den Grönländern messen konnte, bewies er doch, dass sich die falkländische Hunderasse für kürzere Schlittenfahrten wohl anwenden lässt.

Unsere vierbeinigen Kameraden waren jetzt allerdings nicht mehr so kräftig wie im Anfang. Des Abends hatten sie einen wahren Heisshunger, ihre aus $1/3$ kg Pemmikan bestehende Ration verschlangen sie im Handumdrehen und gingen dann sofort bei den schwächeren Kameraden auf Raub aus. Überhaupt hat man hier oft Gelegenheit zu sehen, wie der Stärkere über den Schwächeren herfällt. Wenn z. B. Jonassen verstimmt darüber ist, dass nicht alles so geht, wie er es sich gewünscht hat, findet er sehr bald Veranlassung, einen der Hunde, z. B. Suggen, dies entgelten zu lassen. Im nächsten Augenblick stürzt sich dieser auf Basken, den andern Hund, der ebenso gross und stark ist wie er selber, der aber nach der bei diesen Tieren herrschenden Rangordnung verurteilt ist, dem Herrscher der Schar die grösste Untertänigkeit zu erweisen. Unter jämmerlichem Geheul wirft er sich auf den Rücken und fleht um Gnade, während Suggen knurrend und zähnefletschend daneben steht. Kaum aber hat sich der letztere abgewendet, als auch der erstere schon wieder auf den Beinen ist und entweder eine der Hündinnen oder noch häufiger den armen Kurre überfällt, der von seinem Platz weggejagt, seines Futters beraubt, gebissen und oft mit dem Tode bedroht wird.

Einige Eindrücke aus den folgenden Tagen müssen hier nach dem Tagebuch angeführt werden.

Den 17. Oktober. So ist denn endlich der Sturm allen Ernstes gekommen; hier liegen wir nun in unsern Säcken und können nichts weiter tun, als uns in Geduld üben. Es war ein schöner Festtag, den wir nach Verabredung mit den Zuhausegebliebenen am ,16., dem Jahrestag unserer Abreise aus Schweden, feiern wollten, — ein wenig Schokolade, zu der wir das Wasser aus Schnee gewannen, der ins Zelt hineingeweht wurde, sowie Butter und Brot, zum Abendessen trockenes Brot und Schokolade.

Sonderbar, dass ich immer da liegen und an Essen denken muss, an gutes Essen, Leckerbissen, wie ich sie früher gegessen habe oder hätte essen können, oder wie ich sie noch einmal zu essen hoffe, und zwar plagen mich diese Visionen im Wachen wie im Träumen. Namentlich träume ich davon, wie gut es sein wird, wieder einmal eine ordentliche Mahlzeit zu verzehren, wenn wir nach der Station zurückgekehrt sind. Dergleichen Dinge pflegen doch sonst meine Gedanken nicht zu beschäftigen. Ich habe auch gemerkt, dass ich den Geschmack auf der Zungenspitze fast völlig eingebüsst habe; als ich unsern Proviant umpacken wollte und mir ein Päckchen Salz in die Hände fiel, musste ich erst die andern fragen, um sicher zu sein, dass es kein Zucker war. Das machen wohl alle die scharfen Suppen, die man beständig essen muss und die einem die Zunge verbrennen.

Jetzt gegen Abend lässt der Wind ein wenig nach und wir dürfen morgen wohl auf einen günstigeren Tag rechnen. Wir sind nun nach jeder Richtung hin so weit gediehen, dass, wenn die Fahrt, wie es doch mein Wunsch ist, ein abgeschlossenes Resultat ergeben soll, wir alles daran setzen müssen, um schleunigst vorwärts zu gelangen. Später müssen wir dann auf Glück, guten Willen und gutes Wetter während der Heimfahrt hoffen, um die neu entdeckten Gegenden genauer untersuchen zu können. Deswegen habe ich beschlossen, den kleinen Schlitten mit allem Gepäck, das wir entbehren können, hier draussen auf dem Eise zurückzulassen und mit Proviant für nur acht Tage ausgerüstet weiter zu gehen.

Den 18. Oktober. Am Morgen wehte es wieder heftig und es waren schlechte Aussichten für unsern Marsch, dann aber wurde es ein wenig stiller, und gegen Mittag machten wir uns auf den Weg. Kaum waren wir jedoch unterwegs, als der Wind sich wieder aufmachte, trotzdem ging unsere Fahrt jetzt, da wir

nur einen Schlitten hatten, bedeutend schneller von statten. Ich ging, so schnell ich konnte, voran, und es machte den Hunden keine Schwierigkeit zu folgen. Es war meine Absicht, die alleräusserste Bergspitze, die im Süden sichtbar war, zu erreichen. Ich rechnete, dass es zwei Tage erfordern würde, um bis dahin zu gelangen, und hoffte, dann noch einen dritten Tag zur Verfügung zu haben, um auf Schneeschuhen unsere Untersuchungen fortsetzen zu können.

Bis zu diesem Augenblick war ich mir nicht klar darüber gewesen, ob wir uns auf Meereis oder Gletschereis befanden, jetzt aber trafen wir häufig Spalten an, die uns belehrten, dass das letztere der Fall war. Damit waren alle unsere Hoffnungen, Seehunde zur Vermehrung unseres Proviants zu finden, vernichtet. Kaum waren wir zu dieser Überzeugung gelangt, als wir auf eine neue, unter diesen Verhältnissen ebenso unerwartete wie unwillkommene Erscheinung stiessen. Ganz nahe vor uns erhob sich ein langer Wall, der von dem im Westen gelegenen Lande ausging und im Osten am Horizont verschwand, wo er offenbar mit den Eismassen um den Jasonberg herum zusammentraf. Wir würden also gezwungen sein, eine neue, hohe Gletscherterrasse zu besteigen, und dass sie nicht so eben war wie das Eis, das wir eben passiert hatten, konnte man schon aus der Entfernung sehen. Gleichzeitig nahm der Wind zu, und unsere Aussichten erwiesen sich für diesen langen Marsch so schlecht wie möglich.

Bald waren wir an der Eismauer angelangt, deren unterer Rand leicht bestiegen werden konnte, oben stiessen wir aber auf ein Terrain, das meiner Erfahrung nach ganz neu war, wenngleich es bei arktischen Gletschern nichts ungewöhnliches ist. Auf einer Strecke von ungefähr einer Meile war nämlich das Eis durch und durch von Spalten zerteilt, die glücklicherweise einen scharfen Winkel zu unserer Marschrichtung bildeten und jetzt um diese Jahreszeit mit ganz festen Eisbrücken überspannt waren. Trotzdem war es unangenehm, ohne die nötige Zeit zur Rekognoszierung, auf einem völlig unbekannten Gebiet und in schnellem Tempo vorwärts zu marschieren, der Gefahr ausgesetzt, im nächsten Augenblick in einen so tiefen Spalt hinein zu rennen, dass jegliche Rettung ausgeschlossen gewesen wäre. Hart am Rande vieler Meter breiter, grundloser, gähnender, blauer Abgründe ging es dahin über gebrechliche Schneebrücken, die in der Regel wenigstens an der einen Seite so dünn waren, dass



Mehrere Male versank man in breite Spalten, und es galt, vorsichtig zu sein

der Fuss hindurch sank. Mehrmals blieb ich bis zum Gürtel im Schnee stecken; die schlimmste Erfahrung sollte ich aber an einem breiten Spalt machen, den wir ganz unerwartet antrafen, lange nachdem wir die eigentliche Spaltenzone passiert hatten. Ehe ich noch wusste, wie mir geschah, versank ich schon bis an die Achseln. Glücklicherweise gelang es mir, den Stab quer über den Spalt zu werfen, so dass ich, mich auf die feste Eiskante stützend, wieder heraufklettern konnte. Der Schlitten und die Hunde folgten mir auf den Fersen, ich konnte sie nicht zurückhalten, ehe auch sie sich mitten über dem Spalt befanden, und infolgedessen brach dann auch Jonassen ein. Er hatte so viel Geistesgegenwart, sich an den Schlitten zu klammern, der sich glücklicherweise auf der Oberfläche hielt und der mit vereinten Kräften schleunigst hinüber gezogen wurde. Es fehlte nicht viel daran, so hätte dieser Spalt uns samt dem Schlitten verschlungen, und keine Spur wäre von uns zurückgeblieben.

Ich war froh, als wir wieder festeres Eis unter den Füssen hatten. Ich hatte unsern Kurs geändert und steuerte jetzt auf die nächste Bergpartie zu, um die Nacht nicht draussen zwischen den Spalten zuzubringen. Der Weg führte uns anfänglich einen kleinen Abhang hinab; eine Weile lang verschwand nun das Ziel unsern Blicken, dann ging es einen langen Hügel hinauf, und schliesslich kamen wir auf ebenes, hartes, blaues Eis mit ganz wenig Schnee, bis wir gegen 6 Uhr abends den Rand des Berges erreichten.

Den ganzen Tag hatten wir den Südwestwind gerade ins Gesicht gehabt, aber hier war es ganz geschützt. Wir machten nicht viel Umstände mit dem Lagerplatz, sondern schlugen unser Zelt auf dem Eise am Fusse eines vorspringenden, braun verwitterten Felsenvorgebirges auf, das vom Frost in gewaltige Blöcke zersprengt war. Man stelle sich vor, mit welchen Gefühlen ich zu diesen Klippen hineilte, war es doch das erstemal, dass eines Menschen Fuss die ganze Ostküste des westantarktischen Festlandes betrat. Das Gestein bestand aus einem Porphyrit, in dem zahlreiche dunklere Bruchstücke enthalten waren. Es wäre mir lieber gewesen, ein anderes Gestein anzutreffen, das für ein grösseres Gebiet als typisch angesehen werden konnte, aber ich vertröstete mich mit der Hoffnung auf einen andern Platz.

Den 19. Oktober. Es scheint, als ob die Sonntage unsere Unglückstage sein sollten, aber der heutige war doch der

schlimmste von allen. Als wir in unsere Schlafsäcke gekrochen waren, kam es uns drinnen recht warm vor, aber um $\frac{1}{2}3$ brach der Sturm mit erneuter Kraft los und wir merkten bald, dass unser Lagerplatz schlecht gewählt war. Dicht neben uns befand sich eine tiefe Rinne zwischen der Bergwand und dem Eise, von derselben Art wie die, in der wir am Kastor-Nunatak einen so geschützten Lagerplatz gefunden hatten. Schon am Abend hatten wir gemeint, dass wir dort Schutz suchen müssten, und jetzt, als der Sturm immer schlimmer wurde, standen wir



Schliesslich gelang es uns, oben zwischen den Klippen einen einigermassen geschützten Lagerplatz zu finden

um 4 Uhr morgens auf und fuhren mit allen unsern Sachen nach dieser Rinne. Es war unser Unglück, dass der Wind gerade jetzt ein wenig nachliess, wir unterschätzten ihn infolgedessen und glaubten uns in Sicherheit, nachdem wir unser Zelt an einem Platz aufgeschlagen hatten, der uns geschützt erschien. Ich war in das Zelt hineingegangen, um unsere Sachen zu ordnen, als ich an Jonassens Stimme, der noch immer draussen war, erkannte, dass ein Unglück geschehen sein musste. Gleich darauf kam er herein, bleich und elend, und erzählte, sein linker Arm sei beinahe von einem grossen Steinblock zerschmettert worden, den er habe herbeischleppen wollen, um das Zelt damit zu befestigen. Er war auf dem glatten, nur mit wenigem Schnee bedeckten Eise ausgeglitten, und es war ein grosses Glück, dass der Arm nicht

ganz verloren war. Er schwoll schnell an und wurde ganz blau. Gerade weil niemand von uns die Grösse der Gefahr zu beurteilen vermochte, kann man sich nicht wundern, dass ich der Zukunft ein wenig trübe entgegensah; selbst im besten Falle war es unmöglich für ihn, den Arm zu schweren Arbeiten zu benutzen, so lange wir von der Station entfernt waren.

Wir sollten uns auf unserm neuen Lagerplatz nicht lange der Ruhe erfreuen. Der Sturm nahm zu und trat hier mit gewaltigen Stössen auf, denen allemal eine kurze Windstille folgte. Es war unheimlich, ruhig dazuliegen und diesen orkanartigen Stössen zu lauschen, die unser ganzes kleines Zelt erschütterten und uns wegzufegen drohten. Wir versuchten still zu sein und uns mit der Hoffnung auf Besserung zu trösten, aber statt dessen wurde das Wetter ärger und ärger. Ich ging hinaus, um noch einige Steine für die Befestigung des Zeltes zu holen und zugleich nachzusehen, ob ich nicht einen etwas geschützteren Platz für unser Lager finden könne. Der Sturm war aber so heftig, dass er mich wieder und wieder auf dem Eise umwarf, und irgend welchen Schutz konnte ich nicht finden. Also kroch ich wieder in meinen Sack und hoffte von ganzem Herzen, dass eine Besserung eintreten möge. Die Gewaltsamkeit des Orkans steigerte sich indessen von Stunde zu Stunde; um 12 Uhr zerriss das Zelt, und nun gab es keine Hilfe mehr, wir mussten uns alle in grösster Eile in Sicherheit bringen. Kräftig vom Winde unterstützt, brachten wir unsern Schlitten auf das jetzt ganz spiegelglatte Eis, von dem aller Schnee weggeweht war.

Es handelte sich nun darum, Schutz auf der andern Seite des Felsvorsprungs zu finden, wo wir zuerst unser Lager aufgeschlagen hatten. Erwies sich dieser Versuch als fruchtlos, so schwebte voraussichtlich unser Leben in Gefahr. Aber diesmal war uns das Glück hold. Die Windstösse kamen hier von beiden Seiten, hatten aber keine richtige Kraft. Jonassen nähte mitten in allem Sturm das Zelt wieder zusammen, dabei erfroren ihm aber alle Finger an der einen Hand. Sobral und ich arbeiteten währenddessen ganz oben zwischen den Felsklippen, wo wir eine Stufe in eine kleine Schneewehe hauten und mit Steinen eine Terrasse bauten, die gross genug war, um die Unterlage für unser Zelt zu bilden. Gegen 6 Uhr war alles fertig, und ich konnte anfangen, unser Mittag zu kochen. Wie herrlich war es aber, nach der Mahlzeit wieder in den Schlafsack zu kriechen, nachdem wir endlich wieder ein Dach über dem Haupte hatten.

XV.

Die Schlittenexpedition 1902: Heimfahrt.

Entschluss zur Rückkehr. — Die Aussicht nach Süden von unserm südlichsten Punkt aus. — Eine heftige Sturmperiode. — Wieder unten auf dem Meereise. — Ein langer Marsch. — Die Heimkehr.



Nach den oben geschilderten Ereignissen blieb uns nichts weiter übrig, als so bald wie möglich nach der Station zurückzukehren. Es kamen viele Umstände zusammen, um diesen Entschluss zur Reife zu bringen, die tiefen und zahlreichen Spalte, die es tatsächlich unmöglich machten, bei schlechtem Wetter vorwärts zu gelangen, das beschwerliche Terrain, das vor uns lag, die Sturmperiode, in die wir hineingeraten waren, sowie die Verminderung des Proviants, — gerade in dieser Nacht hatten sich die Hunde des Sackes bemächtigt, in dem sich der geringe, noch übrig gebliebene Hunde-Pemmikan befand; sie hatten nicht nur diesen Vorrat aufgefressen, sondern auch fast den ganzen Sack, ein paar Zäume und unsere Peitsche. — Ferner kam in Betracht das zerrissene Zelt und das bedenklichste Hindernis von allen: Jonassens beschädigter Arm, dessen Zustand ich nicht zu beurteilen vermochte. Hätten wir unsere ganze Ausrüstung bei uns gehabt, so würde ein Tag mehr oder weniger keine Rolle gespielt haben, jetzt aber barg jede unnötige Verzögerung eine Gefahr in sich, es war ausgeschlossen, zurückzukehren, und etwas von dem zurückgelassenen Schlitten zu holen.

Ich war indes fest entschlossen, nicht umzukehren, ehe ich nicht auf irgend eine Weise die Früchte unseres Vordringens nach dem jetzt erreichten südlichen Punkt ernten konnte. War der morgende Tag schön, wollte ich versuchen, auf Schneeschuhen so südlich wie nur möglich vorzudringen. Leider hielt jedoch der Sturm an, wenn er auch weniger heftig war als bisher, und erst am Nachmittage konnte ich einen Ausflug auf den Berg machen, an dessen Fuss wir unser Lager aufgeschlagen hatten und den ich bereits Borchgrewingks Nunatak benannt hatte. Der Aufstieg war nicht besonders beschwerlich, es war aber zu viel Wind und Schneetreiben, um eine hinreichend weite Aussicht zu haben. Ich musste mich deswegen mit einigen geologischen Beobachtungen begnügen, die namentlich durch die zahlreichen, fremden, auf dem Gipfel liegenden Felsblöcke an Interesse gewannen; diese Blöcke waren offenbar in einer Zeit dahin geführt worden, in der das Eis eine mindestens 300 m weiter reichende Gewalt gehabt hatte als jetzt. Ich sammelte auch Proben der spärlichen Flechtenvegetation dort oben ein.

Glücklicherweise war es am nächsten Morgen ein wenig klarer, so dass ich vom Gipfel aus die gewünschten Observationen machen konnte. Das Land setzt sich eine Strecke nach Süden zu fort, scheint aber aus isolierten Spitzen zu bestehen, von denen selbst die entferntesten nicht sehr entlegen sind. Falls das Land hier nicht gänzlich unterbrochen wird, biegt es wahrscheinlich nach Westen zu ab. Höchst beachtenswert war ein schmaler „Sund", der sich, so weit das Auge reichte, nach Westen zu zwischen zwei hohe Bergkämme hineinschob. Dieser Sund war jedoch ganz mit Gletschereis angefüllt, und so steht denn völlig fest, dass sich zwischen dem nördlichen Teil des Ludwig Philipp-Landes und dem südlich vom Polarkreise gelegenen Teil keinerlei Verbindung befindet.

Das Wetter war nicht gut genug, um einen Ausflug nach Süden zu gestatten, da es aber ziemlich klar war und wir den Wind im Rücken hatten, beschlossen wir, zu unserm früheren Lagerplatz zurückzukehren. Die Geister des Sturmes verfolgten uns eine Weile, heulend und sausend, Schnee an uns vorüber wirbelnd, während wir in schneller Fahrt über das glatte Eis dahin eilten. So weit wie möglich folgten wir unserer alten Spur, die sich fast überall in marmorweissem Relief von dem blauweissen Untereis abhob, zuweilen aber auf längere Strecken

von neu gebildeten Schneewehen verdeckt war. Hierdurch ward es uns möglich, ohne weitere Abenteuer die Spaltenzone zu passieren und wieder auf die untere Eisterrasse hinab zu gelangen. Auch hier versuchten wir, der Spur zu folgen, aber fast hätten wir den zurückgelegten Schlitten nicht wiedergefunden, so völlig war er mit Schnee bedeckt. Wir blieben die Nacht über hier, und ich brachte den Proviant für eine neue Woche in Ordnung. Die Hunde mussten sich von nun an mit $^1/_4$ kg unseres eigenen Pemmikans für den Tag behelfen.

Es war mein Plan, mich auf dem Rückwege so nahe wie möglich an der Küste zu halten. Als erstes Ziel wählte ich eine weit vorspringende Landzunge in fast ganz nördlicher Richtung. Ich hoffte, hier an Land gehen und die Küste genauer untersuchen zu können. Glücklicherweise hatten wir am 22. Oktober wieder einen herrlichen Tag, den einzig wirklich guten seit unserer Abfahrt von den Seehunds-Inseln bis zu unserer Rückkehr zur Station. Sobral machte eine vollständige Ortsbestimmung *), und Jonassen wandte die Zeit an, um eine Petroleumkanne, die zu lecken anfing, zu verlöten.

Es ging nun schnell vorwärts. Meine Augen schmerzten, weshalb es mir schwer wurde, alle die Konturen im Eise zu sehen, aber es kam mir so vor, als ob das Eis selber sich verschlechtere, und auch meine Begleiter meinten, wir seien in die Nähe eines neuen Gletschers gelangt.

Ich machte deswegen einen kleinen Bogen vom Lande ab, war aber doch der Ansicht, unser Lagerplatz müsse so nahe am Strande liegen, dass ich ihn zu Fuss würde erreichen können. Das Kap, das ich „Vorgebirge der Sehnsucht" genannt hatte, sollte indes zu einem „Vorgebirge der Enttäuschung" werden. Schon bei der Mittagsrast war ich nahe daran, in einen breiten Spalt zu fallen, um aber die andern nicht zu beunruhigen, erwähnte ich nichts davon. Jetzt fing indes das Eis an, uneben zu werden, und gegen 5 Uhr endete unser Marsch plötzlich und unerwartet vor einem offenen, kanalähnlichen Spalt im Eise, der über zehn Meter breit und fast ebenso tief war, und der sich, so weit man sehen konnte, nach dem Lande zu fortzusetzen schien. Dieser Spalt war für uns von höchstem Interesse, indem er uns eine deutliche Vorstellung von der inneren Beschaffenheit des

*) 65° 48′ s. Br. und 62° 11′ w. L.

Eises gab. Man findet hier dieselbe prachtvolle Lagerschichtung, die so oft bei den grossen Eisbergen vorkommt, und aus der man ersieht, dass das Eis aus Schneeschichten gebildet ist, die übereinander abgelagert sind, und so einen neuen Beweis für den Übergang liefern, der in diesen Gegenden zwischen Gletschereis und Meereis besteht. Ich bin der Ansicht, dass auch die antarktischen Eisberge nicht ausschliesslich ihren Ursprung auf dem Lande haben, sondern dass sie sich aus einem Kern von Meereis auf einem seichten Meergebiet nahe dem Lande bilden können.

So lehrreich für uns dieser Einblick in die Entstehungsgeschichte des Eises war, so unangenehm war es auf der andern Seite, jetzt in unserm Vordringen gehemmt zu werden. Ich sah sehr bald ein, dass wir auf unüberwindliche Schwierigkeiten stossen würden, falls wir an unserm Vorhaben, auf diese Weise das Land zu erreichen, festhielten. Fast eine halbe Stunde mussten wir in östlicher Richtung wandern, ehe wir den grossen Spalt auf einer dünnen Schneebrücke passieren konnten. Als wir dann unsern Weg fortsetzen wollten, zeigte es sich, dass wir in ein Netzwerk ähnlicher Kanäle hineingeraten waren. Um unser Zelt nicht auf einem Gebiet aufzuschlagen, wo uns der geringste Nebel am Vordringen hindern würde, machten wir einen anstrengenden Marsch, der erst spät am Abend unterbrochen wurde. Die Verhältnisse waren jetzt besser, wenn sich auch in der Gegend des Lagerplatzes zahlreiche Spalte befanden.

Den 23. Oktober. Wäre nur das Wetter schön gewesen, so würden mich keine Spalte zurückgehalten haben, an Land zu gehen, aber bei einem Nebel, durch den das Vorgebirge, dem ich so lange zugestrebt hatte, nur hin und wieder hindurchschimmerte, war eine solche Wanderung undenkbar. Es wäre meiner Ansicht nach auch unverantwortlich gewesen, die ganze Expedition aufzuhalten auf die ungewisse Hoffnung hin, morgen an Land gelangen zu können. Blutenden Herzens musste ich mich deswegen nach Norden wenden. Erst nach einem Marsch von ein paar Stunden gelangten wir aus der Spaltenzone heraus und konnten unsere Schritte wieder vorwärts lenken, ohne jeden Augenblick in der Angst zu schweben, dass sich ein Abgrund zu unsern Füssen auftun würde.

Obwohl unser Schlitten jetzt noch mehr erleichtert wurde, indem wir auch unsern Schlafsack auf den Hundeschlitten packten,



König Oscar-Land auf dem 56° 45' s. Br.

ward dieser Tag dennoch einer der schlimmsten, die ich durchgemacht hatte. Meine Augen, namentlich das linke, waren stark angegriffen, infolge der beständigen Anstrengung, bei Sonnenschein und mit dem Wind im Gesicht den rechten Kurs inne zu halten. Die Beleuchtung ohne Sonne, ohne Wind, und doch blendend weissgrau, war eine wahre Folter. Und weder die Brille, noch der blaue Schleier gewährten mir Linderung. Ich versuchte, die Schneewälle, die der Wind gebildet hatte, als Richtschnur zu benutzen, aber sie waren sehr unregelmässig und liefen in ganz verschiedenen Richtungen. Ich hatte ein Gefühl, als ob sich alles in einem weissgrauen, unendlichen Raume drehe, als sei ich ein Ochse in einer Dreschmaschine und ginge ununterbrochen vorwärts, in einförmigem Rundgang nach links zu. Wohl machten wir an diesem Tage eine Menge Abweichungen vom Wege, aber wir kamen trotzdem eine gehörige Strecke vorwärts. Den Schrittmesser wandte ich gar nicht an, und als wir am Abend Halt machten, wusste ich kaum, wo wir uns befanden.

Den 24. Oktober. Meine Augen schmerzten so, dass es mir schwer wurde, während der Nacht zu schlafen. Einen Schnupfen oder einen Ausfluss aus der Nase, den man in andern Gegenden mit Schnupfen bezeichnen würde, hatte ich ebenfalls. Ich stand um 7 Uhr auf, das Wetter war noch ebenso wie gestern, aber wir konnten auf diesem glatten Eis nicht ruhig liegen bleiben. Nachdem ich mir Atropin in die Augen geträufelt und sie mit Brille und Schleier geschützt hatte, bat ich Sobral, die Führung zu übernehmen, während ich selber den Schlitten ziehen wollte. Nach einer Weile stellten wir ihn jedoch oben auf den Hundeschlitten, den ich nun ziehen half. Es war interessant, zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit der schwere Schlitten, der jetzt obendrein mit einem Extragewicht belastet war, von den fünf armen, erschöpften Tieren gezogen wurde. Dass Kurre müde war, konnte man sehr wohl merken, und dass er trotzdem arbeiten musste, war eine wahre Tierquälerei, aber die andern zogen um so besser. Suggen, der vernünftigste von allen unsern Hunden, schien zu wissen, dass es nach Hause ging. Die Schlittenbahn war übrigens heute recht schlecht, denn in der Nacht war viel loser Schnee gefallen.

Den 26. Oktober. Jetzt war es aus mit unserm Glück, und wir mussten uns freuen, dass wir noch so viel ausgerichtet hatten. Das Wetter war keineswegs besser geworden, im Gegenteil, der

Wind ging bald in einen Sturm über, der uns zwei so schwere Tage bereitete, wie wir sie auf der ganzen Fahrt kaum erlebt haben. Ich kam fast nicht aus dem Zelt heraus, und den Schnee, dessen wir beim Kochen bedurften, holten wir mit dem Kochlöffel durch die Türöffnung; wenn er auch nicht ganz rein war, so schadete das nichts. Jonassen sagte, er habe kaum aufrecht stehen können, als er draussen war, um das Zelt zu befestigen. Dieses war nicht mehr so haltbar wie bisher, und gestern Nachmittag, als der Sturm am ärgsten brüllte und an dem Zelttuch zerrte und riss, so dass man kaum sein eigenes Wort hören konnte, fing es an, in der einen Ecke und bei den Haken an der Tür einzureissen, weil die Stange zu tief in den losen Schnee eingesunken war und das Zelttuch sich spannte. Wir hatten eben unser Mittag gekocht und es in aller Ruhe verzehrt, als wir merkten, dass es die höchste Zeit war, das Zelt in Ordnung zu bringen. Wir nahmen die vordere Stange weg, befestigten das Seil an dem in den Schnee eingegrabenen Eishaken, das Zelttuch wurde flach auf den Boden gelegt und mit Schnee beschwert. Es war nicht leicht, unter solchen Verhältnissen aus und einzukriechen, aber das Prinzip an sich ist nicht unpraktisch, und man müsste danach ein Zelt konstruieren können, das selbst den antarktischen Stürmen stand hält.

Auf diese Weise haben wir nun auch den ganzen Sonntag zugebracht. Es ist wie in einem Gefängnis, dabei aber schlimmer als ein solches, denn man kann sich nicht rühren, und den lieben, langen Tag mit einem andern zusammen im Schlafsack zu liegen, wird fast zur Tortur. Auch mit einem Krankenbett kann man unsere Lage vergleichen, man fühlt sich fast wie ein Fieberkranker, der in Ermangelung einer andern Beschäftigung zur Decke hinaufstarrt und die Flecken auf dem Betttuch zu wunderlichen Figuren zusammenfügt, lange Szenen aus seinem Leben daran reiht und von Vergangenheit und Zukunft, vor allem aber von Tätigkeit träumt. Es waren keineswegs grossartige Luftschlösser, die ich baute, danach war mir nicht zu Mute, wohl aber träumte ich von einer gründlichen, ergiebigen Untersuchung der unbekannten, hochinteressanten Gegend, in der wir uns befanden. Hätte nur unsere Arbeit abgeschlossen hinter uns gelegen, es hätte mir nicht schwer fallen sollen, wie Nansen in seiner Steinhütte dazuliegen; aber hier regungslos dem Brausen des Sturmes zu lauschen, ohne den geringsten Nutzen schaffen

zu können, und nebenbei zu wissen, dass unser Proviant von Tag zu Tag schwand und unsere armen Hunde vor Kälte und Hunger immer schwächer wurden, — das war nicht leicht.

Den 27. Oktober. Nachdem wir zwei Tage ganz still gelegen hatten, machten wir uns heute gegen 4 Uhr nachmittags wieder auf den Weg. Jetzt erst hatte sich das Wetter soweit gebessert, dass die Seehunds-Inseln wieder sichtbar wurden. Unser Kurs hatte uns sehr viel weiter nach Westen geführt, als ich geglaubt, wir mussten daher einen tüchtigen Bogen machen, um nach der Christensen-Insel zu gelangen, aber des Hundeproviants halber blieb uns keine andere Wahl, als diese Insel aufzusuchen. Wir marschierten vier Stunden und würden noch weiter gewandert sein, wenn wir nicht gezwungen gewesen wären, Halt zu machen, um unser zerrissenes Zelt vor Einbruch der Nacht auszubessern. Wir müssen sehen, wie das Wetter jetzt wird; der Himmel ist unheimlich, blaugrau, kalt und über dem Lande stehen dicke Wolkenbänke.

Den 29. Oktober. Nochmals zwei Tage Sturm! Vier Stunden Marsch in fünf Tagen, das ist gerade nicht sehr erbaulich. Wenn jemand davon hörte, würde er vielleicht glauben, dass wir hier lägen, um uns auszuruhen und der mühseligen Observationsarbeit auf der Station zu entgehen. Wer aber so denkt, der sollte selber einmal versuchen, wie angenehm es hier ist. Eine Gefahr liegt ja nicht vor, wir haben noch viel Proviant, ehe wir daran zu denken brauchen, die Hunde zu schlachten und zu verzehren. Gestern noch lagen wir da und plauderten stundenlang ganz lebhaft, froh, dass es uns gelungen war, das Zelt vor dem Sturm auszubessern, heute aber sind wir alle verstummt und lauschen dem Elend — dem leisen Zischen des Schneetreibens, das an Schlangen oder an Flammen erinnert, dem Brausen des Sturmes, dem Klappern des Zeltes. Leider fängt dies letztere jetzt an allen Ecken und Kanten zu zerreissen an. Das Barometer steigt, vielleicht bekommen wir morgen gutes Wetter.

Dieser Wunsch ging gottlob in Erfüllung, und wir brauchten von nun ab nicht wieder Sturmes halber liegen zu bleiben, wenn auch der Westwind oft so stark wehte, dass es unmöglich gewesen wäre, dagegen anzugehen.

Während wir die Seehunds-Nunataks passierten, hatten wir klares Wetter, so dass ich meine Karte vervollständigen konnte, aber wir langten erst am 31. bei der Christensen-Insel an, da wir



Nach dem Sturm

nach einem langen Marsch in dichtem Nebel, fast ohne zu ahnen, wie es zuging, auf das Meereis hinunter gekommen waren. Infolgedessen hatte ich leider keine Gelegenheit gehabt, die Eiskante zu studieren, aber an dergleichen Widerwärtigkeiten, an Sturm und Nebel waren wir jetzt gewöhnt. Schon früh am Nachmittag kamen wir an unserm alten Lagerplatz an und blieben die Nacht über hier, um das Zelt auszubessern, unsere Schlafsäcke so gut wie möglich zu trocknen und uns Seehundsfleisch zu unserer und der Hunde Nahrung zu verschaffen.

Der November begann, ohne irgend welche Änderung in dem winterlichen Wetter zu bringen, das wir jetzt schon so lange gehabt hatten. Als ich um 6 Uhr aufstand, um Frühstück zu bereiten, schien die Sonne freilich ein wenig. Bei unserm Aufbruch sahen wir in der Ferne über das Eis hinweg noch einen letzten Schimmer von dem König Oscar-Land, der Christensen-Insel, den Nunataks und der Eismauer, — alles in der schönsten Beleuchtung. Hätte bei unserm Ausmarsch nach Süden alles so deutlich vor unsern Blicken gelegen, würden wir viel Arbeit gespart haben. Auffallend war der Unterschied zwischen dem Meereise und dem Eis, auf dem wir bisher gewandert waren; hier unten lag auch viel mehr loser Schnee, und obwohl wir einen langen Marsch machten, kann ich nicht behaupten, dass es ein angenehmer Tag war. Das Unglück wollte, dass jetzt Jonassen mit Schneeblindheit geschlagen war.

Der nächste Tag war nicht viel besser. Es wehte ein scharfer, beissender Wind, und alles um uns her war in dichten Nebel gehüllt, weshalb wir fast den ganzen Weg mit dem Kompass in der Hand zurücklegen mussten. Ich hatte immer noch gehofft, nach Westen abbiegen und noch einmal das Festland betreten zu können, aber jetzt war dies ganz unmöglich. Obwohl wir nichts sehen konnten, waren wir, als wir am Abend unser Lager aufschlugen, fest überzeugt, dass wir der Station eine gute Strecke näher gekommen waren.

Unsern interessanten Marsch am 3. November beschreibe ich in meinem Tagebuch folgendermassen:

Als ich erwachte, peitschten Wind und Schneegestöber noch so kräftig gegen das Zelt, dass ich gar keine Lust verspürte, aufzustehen. Gegen 8 Uhr sah es indessen so aus, als ob die Sonne scheine, und als ich aufstand und einen Blick durch die Tür warf, war ich freudig überrascht, denn vor mir lagen, wie

es schien, ganz nahe, die Lockyer-Insel und das Land am Fusse des Haddington-Berges. Freilich herrschten noch Wind und Schneegestöber, alle Berggipfel waren in Wolken gehüllt, und der Snow Hill war nicht zu sehen, aber was machte das? Hier musste man sich die Verhältnisse zu Nutze machen; das Frühstück, bestehend aus englischem Pemmikan, den wir nicht einmal aufassen, einem kleinen Bissen Schinkenpastete und Kaffee, war bald erledigt. Hätten wir geahnt, dass es unsere letzte Mahlzeit auf dem Eise sein sollte, so würden wir sicher anders getafelt haben.

Die Uhr war fast zehn, ehe wir aufbrachen. Statt der ledernen Schuhe, die, einmal nass geworden, in diesem Wetter wie aus dicken Panzerplatten verfertigt schienen und nicht die geringste Biegung des Fusses gestatteten, zog ich zum letzten Male meine „Skaller" an, die ich mit dem Rest des trockenen Heus ausfüllte. Der eine Schuh war allerdings so zerrissen, dass er sich bald mit Schnee füllte, aber der andere war heil, und ohne diese Schuhe aus Renntierfell wäre es mir unmöglich gewesen, den Marsch zu machen, den wir jetzt zurücklegen sollten.

Der Wind war bedeutend stärker als an den vorhergehenden Tagen, und das Wetter wäre wohl unmöglich gewesen, wenn nicht die Sonne geschienen hätte. Jetzt ging es rüstig vorwärts, die Schlitten flogen fast von selber dahin, nie hätten wir eine bessere Verwendung für Segel gehabt, falls wir mit solchen ausgerüstet gewesen wären. Bald lag das Land klar vor uns, bald war es in Nebel gehüllt, aber ich konnte trotzdem unsern Kurs scharf auf die Depot-Landzunge zu halten, von der wir einen Teil der zurückgelassenen Sachen abholen wollten, die jetzt dort überflüssig geworden waren. Im Laufe des Tages machte Jonassen den Vorschlag, dass wir uns bei diesem Wetter nicht aufhalten, sondern uns direkt nach Hause begeben wollten, das Depot könnten wir ja immer bei passender Gelegenheit abholen. Er stellte sich allerdings den Rückweg kürzer vor, als er in Wirklichkeit war, da aber die Überführung des Depots in der Tat nicht die geringste Eile hatte, und da auch Sobral sehr geneigt schien, noch am selben Tage nach Hause zu gelangen, so war es mir ganz interessant, zu sehen, wie ein so langer Marsch ausfallen würde. Bei dem Wetter, das wir jetzt hatten, war es sehr unangenehm, ein Lager aufzuschlagen, namentlich, da man nicht wusste, wie lange man gezwungen werden konnte, liegen zu bleiben. Ich gab also Befehl, direkt nach Hause zu marschieren.



Der Wind war schneidend kalt, und es wäre unmöglich gewesen, sich vorwärts zu bewegen, wenn wir ihn nicht im Rücken gehabt hätten

„Dann können wir wohl gegen 9 Uhr bei der Station sein," meinte Jonassen. — „Ach nein, um 2 Uhr morgen früh, eher wird es wohl im besten Falle nicht werden," lautete meine Antwort.

Erst gegen 7 Uhr passierten wir die südliche Spitze der Lockyer-Insel, einen grossartig wilden, dunkelbraunen Felsabhang. Von oben herab fallen ein paar fast senkrechte Gletscher ins Meer hinab, vor einem jeden derselben liegt ein langes Band aus kleinen eingefrorenen Kalbeisstücken. Hier gewahrten wir endlich durch das Schneegestöber hindurch das Landgebiet um die Station herum mit dem Basaltgipfel, dem Nunatak und allen den andern bekannten Plätzen, ein Anblick, der natürlich sehr belebend wirkte.

Ob die Hunde dasselbe Gefühl hatten, oder ob der Grund ein anderer war, weiss ich nicht, sicher aber ist es, dass sie im Galopp dahinsausten, so dass Jonassen auf dem Schlitten Platz nehmen und weit vor uns her fahren konnte. Bald machte er jedoch Halt, und als wir zu ihm herangelangten, hatte er ein wenig Schokolade hervorgeholt, wovon wir jeder eine Tafel verzehrten. Das Wetter war zu arg, als dass wir Lust verspürt hätten, eine regelrechte Mahlzeit einzunehmen.

Mehr als zehn Stunden hatten wir unsern Schlitten gezogen, aber nun fingen wir an, ernstlich müde zu werden, gerade als wir uns klar darüber wurden, dass, wenn wir heute noch nach Hause kommen wollten, der Marsch mit unerhörter Willenskraft fortgesetzt werden müsse. Wir stellten deswegen unsern Schlitten auf den andern und befestigten ihn gehörig. Sobral ging auf der einen Seite, um zu stützen und Jonassen schritt auf der andern, die Zügel haltend, während ich die Tête nahm und den Kurs auf den Basaltgipfel hielt. So ging es denn wieder vorwärts, unserm Endziel zu. Im Eilschritt lief ich voraus, der Wind trieb hinterdrein, so dass man sich kaum zu halten vermochte. Erst gegen ½10 Uhr machten wir einen Augenblick Halt. Jetzt lag die Insel weit hinter uns; der Wind und das Schneetreiben hatten zugenommen, und das Snow Hill-Land war nicht mehr sichtbar. Ich möchte Künstler sein, um das wundervolle Bild wiedergeben zu können, das sich in dieser denkwürdigen Nacht vor uns entrollte. Über uns wölbte sich ein wolkenloser Himmel, erst in hellerem, dann in tief dunkelm Blau, an dem die Sterne langsam, einer nach dem andern, aufflammten, zuerst der Jupiter und der Sirius, dann, im Zenith, das Kreuz des Südens, später



Die wilden dunkelbraunen Felsabhänge der Lockyer-Insel

uns gerade gegenüber der strahlende Orion. Ganz unten im Westen stand die schmale, bleiche Sichel des Mondes, und als die Sonne untergegangen war, leuchtete der Himml in starken, dunkel blutroten Farben auf, gegen die sich die scharfen Umrisse der Lockyer-Insel mit den senkrechten Felsenvorgebirgen, den Schneekuppeln und dem prachtvollen Gletscherband deutlich abhoben. Vor uns lag Kap Hamilton, sowie der turmähnliche Wächterfelsen mit seinem wohlbekannten, dunkelbraunen Farbenton, den wir jetzt so lange nicht mehr gesehen hatten. Durch die klare Luft schwebten leicht und lautlos zahlreiche Eissturmvögel, der Farbe nach weisser als der Schnee und mit so feinen Konturen, dass man sie kaum bemerkt haben würde, hätten nicht die schwarzen Augen und der Schnabel sie verraten. Um uns her brauste der Sturm mit einer Geschwindigkeit von etwa 16 bis 17 m in der Sekunde, den Schnee mit gewaltigem Geheul vor sich hintreibend. In dieser überwältigenden Natur bewegte sich unsere kleine Karawane wie ein unbedeutender Punkt, eine bald wieder verwehte Spur im Schnee hinterlassend. Es wurde immer dunkler, immer mehr Sterne wurden angezündet, und bald sahen wir nichts mehr vor uns als einen langen dunkeln Strich, der ebenso gut Eis wie Land bedeuten konnte.

Plötzlich kam ein grosser, dunkler Gegenstand in Sicht, der die Cockburn-Insel sein musste. Vielleicht liessen wir uns hierdurch verleiten, den Kurs ein wenig mehr östlich zu nehmen, denn, nachdem wir noch eine Weile gegangen waren, langten wir an der Eismauer an. Es war jetzt Mitternacht und ganz dunkel, wir gerieten in sehr unebenes Eis hinein, ich strauchelte und fiel mehrmals. Mehr als einmal glaubten wir eine Öffnung in der Eismauer zu erkennen, aber es stellte sich stets heraus, dass dies auf einem Irrtum beruhte, weshalb wir viele Umwege machen mussten. Die Hunde fingen an, müde zu werden, und auch wir waren fast am Ende unserer Kräfte, aber es half nichts, jetzt hatten wir keine Zeit mehr zum Ausruhen. Endlich kamen wir an die Spitze der Eiswand, und damit waren die Schwierigkeiten unserer Schlittenfahrt überwunden. Am Himmel machte sich ein heller Schein bemerkbar, und die Wolken färbten sich violett im ersten Morgengrauen. Die Hunde konnten sich kaum mehr auf den Beinen halten, als wir aber erst auf wohlbekanntes Terrain gekommen waren, versuchte ich, sie durch Ermunterungen zu schnellerem Lauf anzutreiben. Es hatte sich viel Schnee auf dem

Eise angesammelt, und als wir an Land kamen, war das Terrain so verändert, dass wir uns kaum zu orientieren vermochten. Eine letzte Kraftanstrengung führte uns über die grosse Schneeschanze; jetzt stürmten die Hunde in wildestem Lauf dahin, und endlich um $1/2$2 Uhr des Nachts machten wir vor dem letzten Eisblock unten am Strande bei der Station Halt.

Nur das allernotwendigste wurde vom Schlitten abgeladen und nach dem Wohnhause hinaufgetragen. Der arme Kurre war wie gelähmt, er konnte sich nicht mehr rühren, sondern fiel im Schnee um, als wir ihm die Zügel abnahmen. Das Haus lag dunkel und schweigend da, aber sobald wir eintraten, tönten uns von allen Seiten Willkommensgrüsse entgegen, zuerst in etwas ängstlichem Ton, der sich aber in Freude verwandelte, als die Kameraden erfuhren, dass alles wohl war. Sie verliessen sämtlich ihre Kojen, und bald hing der Kaffeekessel über dem Primusbrenner.

Mein erster Gedanke war, den Chronometer aufzuziehen, mein zweiter, nach dem Schrittmesser zu sehen, der 92 000 zeigte. Dann warf ich einen Blick auf meine Reisegefährten: sie waren blauschwarz im Gesicht und glichen mehr Indianern als gewöhnlichen Menschen. Sobral war auf einen Stuhl neben der Tür niedergesunken, plötzlich sagte er, ihm sei elend, und im nächsten Augenblick sank er ohnmächtig zu Boden. Alle stürzten herbei, er wurde entkleidet und in meine Koje gebracht, wo er sich jedoch bald wieder erholte. Jetzt merkte auch ich, wie sich mir alles im Kopf zu drehen begann, und ich eilte in die frische Luft hinaus. Ich musste mich gegen die Wand des Hauses stützen, aber mit grosser Anstrengung gelang es mir, den Anfall zu überwinden, so dass ich bald wieder hineingehen und mich an den Tisch setzen konnte. Auch Jonassen erzählte später, dass ihm sonderbar zu Mute gewesen sei, als er zum ersten Male in die ungewohnte Stubenluft kam.

Wir genossen ein paar Tassen Kaffee mit Knäkkebrot, Butter und Schafkäse und tranken dazu eine unglaubliche Menge Wasser. Zwar schmeckte es gut, aber alle unsere Träume, dass uns Essen glücklich machen würde, waren damit vernichtet. Wir waren wohl auch zu müde, um eigentlichen Genuss davon zu haben. Wir unterhielten uns über das wichtigste, was sich seit unserer Trennung zugetragen hatte, aber ich hielt es nicht der Mühe wert, mich nach der „Antarctic“ zu erkundigen.

Nichts zeugte deutlicher davon, wie anstrengend diese Expedition gewesen war, als die Gewichtveränderung, die während dieser Zeit mit uns vorgegangen war. Vor dem Frühstück am nächsten Morgen, wo ich doch wahrscheinlich schon mehr wog, als bei unserer Rückkehr, stellte ich fest, dass ich seit Anfang der Schlittenfahrt 7 kg abgenommen hatte. An einem einzigen Tage nahm ich indes wieder ungefähr 4 kg zu, und am nächsten $1\frac{1}{2}$ kg, dann blieb das Gewicht ziemlich unverändert. Ebenso war das Verhältnis mit den beiden andern Teilnehmern.

Die Weglänge, die wir während der Expedition zurückgelegt hatten, betrug im ganzen 650 km. Freilich waren wir weder so lange weg gewesen, noch hatten wir die Fahrt so weit ausdehnen können, wie es mein Wunsch gewesen war; es beruhte dies teils auf der für diese Jahreszeit aussergewöhnlich ungünstigen Witterung, teils auf der Unmöglichkeit, unsern Proviant oben auf der Eisterrasse zu ergänzen. Trotzdem fand ich, dass wir mit den Ergebnissen sehr zufrieden sein konnten. Wir hatten eine bedeutende Küstenstrecke entdeckt, und so den Zusammenhang zwischen dem Ludwig Philipp-Lande und den von Larsen gesehenen Gebieten festgestellt, und das Kartenbild von diesen Gegenden wurde infolge unserer Expedition vollständig verändert. Wir hatten meteorologische und biologische Beobachtungen gemacht und vor allem wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Geologie in den betreffenden Gebieten gesammelt. Schon allein die Feststellung der grossen Eisterrasse konnte als hinreichender Lohn für die grosse Arbeit angesehen werden, die wir auf dieser Expedition geleistet hatten

XVI.

Der Sommer. Unsere Arbeiten und ihre Ergebnisse.

Wir fangen an, auf Entsatz zu warten. — Einige Züge aus unserm Sommerleben. — Die Schlittenfahrt nach der Seymour-Insel. — Fossiler Pinguin, Pflanzenfossilien und die Geologie der Inseln im allgemeinen. — Antarktisches Sommerwetter. — Das Weihnachtsfest 1902.

Niemand von uns konnte die erste Nacht in einem ordentlichen Bett gut schlafen. Meine Füsse waren angeschwollen und taten mir weh; die Lippen waren dick und aufgesprungen, auch wurde es mir gleich nach der Rückkehr schwer, zu lesen, denn die Buchstaben tanzten mir vor den Augen. Sobral bekam nach der Rückkehr eine heftige Augenentzündung, die mehrere Tage anhielt. Eine Tagebuchaufzeichnung lautet: Wir sind im Vergleich mit den Zuhausegebliebenen noch fast schwarzblau im Gesicht, und bei mir ist um Augen und Nase eine weisse Tätowierung sichtbar, den Falten folgend, die sich gebildet haben, wenn mich das Licht blendete und ich das Gesicht verzog. Der Bart ist gebleicht, und Kurre hat seine Farbe vollständig verändert, statt hellgelb zu sein, wie früher, ist er jetzt, nach der Fahrt blass gelblich grau.

Daheim auf der Station hatte sich während unserer Abwesenheit sehr wenig ereignet. Während der ersten warmen Periode hatte man angefangen, eine Inventur von unsern Proviantvorräten aufzunehmen, die jedoch unterbrochen wurde, als die selbst für unsere Winterverhältnisse ungewöhnlich schwere Sturmperiode eintrat und die Kameraden zwang, sich während der ganzen Zeit im Hause zu halten. Fünf von den sieben grönländischen Hunden waren gestorben, aber die beiden übrigbleibenden

waren gewachsen und versprachen das Beste; sie sollten uns auch während des folgenden Jahres von unschätzbarem Nutzen werden.

Ich hielt mich mehrere Tage im Hause, um die Heilung meiner Lippen zu beschleunigen. Das Wetter war bedeutend besser geworden als während unserer Abwesenheit, es war aber noch kalt und windig. Im grossen und ganzen bezeichnete unsere Schlittenreise die Grenze zwischen zwei Epochen in der Geschichte unserer Expedition, die sich kaum miteinander vergleichen lassen. Den grössten Unterschied verursachte gleich



Die Möwe (Megalestris), unser hauptsächlichstes Vogelwild

zu Anfang der sogenannte Sommer und die Verhältnisse, die mit ihm in Zusammenhang standen, auch blieb die Spannung, in die uns die Erwartung der „Antarctic" versetzte, nicht ohne Einfluss auf unsere Stimmung. Als der Sommer zur Neige ging, folgte dann die gezwungene Überwinterung.

Dass wir schon früh unsere Befreiung erwarteten, geht u. a. aus folgenden Zeilen in meinem Tagebuch vom 7. November hervor: Bodman und Ekelöf sind oben auf dem Plateau gewesen, und berichten, dass man eine schmale Rinne offenen Wassers im Südosten sehen kann, dass aber das Eis nach Norden zu ganz fest liegt. Wer weiss, wann das Schiff unter diesen Verhältnissen hierher kommen kann? Entweder sind wir in ein ungewöhnlich

ungünstiges Jahr hineingeraten, oder unsere Vorgänger haben ungewöhnliches Glück gehabt. Wir hielten eine allgemeine Beratung ab, wann wir eine Verbindung mit der Aussenwelt würden erwarten können. Bodman meint, am 20. November, andere aber stimmen für den 20. Dezember und den 20. Januar.

Den 18. November heisst es: Ich habe in dem Bericht über die Belgica-Expedition die Stelle gelesen, wo von ihren Hoffnungen auf Frühling und Sommer erzählt wird. Mich fesselte namentlich die Schilderung, wie die verschiedenen Teilnehmer je nach ihrem verschiedenen Temperament die verschiedensten Zeiten für ihre Befreiung mutmassten, und wie diese schliesslich später eintraf, als irgend einer von ihnen anzunehmen gewagt hatte. Heute ist es ein Jahr her, seit wir an Bord der „Antarctic“ den Jahrestag von Larsens früherer Landung auf der Seymour-Insel im Jahre 1893 feierten. Ich glaubte damals nicht, dass ich jetzt hier an derselben Stelle in tiefstem Winter, nach allen Richtungen hin von unaufgebrochenem Eis umgeben, sitzen würde. Heute ist es ein wenig kälter als in der letzten Zeit, —20°, und noch immer haben wir ununterbrochen denselben Wind. Jonassen kam gestern nach Hause und erklärte, im Norden breite sich das klare Wetter aus, und er sei ganz sicher, dass er die Masten des Schiffes hinter der Cockburn-Insel gesehen habe, aber es ist nicht das erste Mal, dass er dergleichen berichtet, und jetzt schenkt ihm niemand mehr Glauben. Nein, wenn das Eis in Bewegung geraten soll, so dass das Schiff hierher kommen kann, so muss die Witterung umschlagen und der Wind aus einer andern Richtung kommen. Ich bewundere wirklich meine Kameraden, von denen keiner das geringste Zeichen von Ungeduld an den Tag legt.

Ich glaube, dass ich das Leben auf der Station während der nun folgenden Zeit am besten schildere, indem ich fortgesetzt Auszüge aus meinem Tagebuch folgen lasse.

Bodman und Ekelöf schossen am 5. jeder einen Megalestris. Diese Aasvögel sassen auf den Kadavern der toten Hunde, ich hatte deswegen im Anfang einen Widerwillen, sie zu essen, sie schmeckten aber, mit Apfelmus serviert, vorzüglich; keine Spur von Trangeschmack, sie hatten wohl am meisten Ähnlichkeit mit einem alten, ein wenig zähen Auerhahn.

Sonderbar ist all das Vogelleben, das sich jetzt um uns her regt. Es schreit und pfeift und krächzt in der Luft, sobald

man hinauskommt. Da ist die kleine, rotbeinige Meerschwalbe, ferner die grosse Dominikanermöve und hin und wieder Megalestris oder ein Kormoran. Pinguine habe ich dahingegen noch nicht gesehen.

Am 21. machten Bodman, Ekelöf und Jonassen eine Schlittenfahrt nach den Cockburn- und Seymour-Inseln, um sich nach dem Merkzeichen an letzterem Ort umzusehen, und um zu jagen und Eier zu sammeln. Ich begleitete sie bis an die südliche Spitze der Seymour-Insel, wo ich mich für den Rest des Tages



Lagerplatz bei der Cockburn-Insel

mit geologischen Arbeiten beschäftigte. Erst am 25. kehrten sie, sehr befriedigt von ihrer Fahrt, zurück. Sie waren an der Westküste der Seymour-Insel entlang bis zu dem nördlichsten, von der Station sichtbaren Vorgebirge gefahren und dann in eine grosse Bucht gelangt, wo sie eine tiefe Talfurt entdeckten, die die ganze Insel quer durchschnitt. Schliesslich waren sie bis an das Merkzeichen gewandert, das sie in bester Ordnung vorfanden. Von dem Depot hatten sie allerlei Proviantartikel geholt, namentlich die gedörrten Kartoffeln, die jetzt auf der Station anfingen, auf die Neige zu gehen. Als sie dann aber Petroleum aus den Fässern zapfen wollten, stellte es sich heraus,

dass diese statt dessen Ölfarbe enthielten, ein Versehen, das sehr verhängnisvoll für uns werden kann, wenn wir eines Tages auf diesen Vorrat angewiesen sein sollten.

Von diesem Lagerplatz waren sie nach der Cockburn-Insel hinübergefahren, wo sie das Zelt ungefähr an demselben Platz aufschlugen, an dem Ross vor fast 60 Jahren gelandet war. Die Pinguinkolonie ist hier sehr viel kleiner als auf der Seymour-Insel, das Vogelleben im ganzen aber viel reichhaltiger und mehr Abwechslung bietend, namentlich dadurch, dass der Brutplatz für die Kormorane hier bedeutend grösser ist. Diese bauen weit prächtigere Nester als die Pinguine, hohe, aufgemauerte, weisse Kegel, und das Nest selber, das mit roten Meeralgen ausgekleidet ist, sieht, so lange es neu ist, wirklich sehr hübsch aus.

Wir lagen während dieser Zeit mit grossem Eifer der Jagd ob, und dass das Ergebnis kein so ganz schlechtes war, geht aus dem hervor, was ich einige Tage später in mein Tagebuch eintrug: Sobral hat einen Kormoran geschossen, dessen Farbenzeichnung von der gewöhnlichen Art vollständig abweicht. Eine ganze Menge Möwen und Seeschwalben haben daran glauben müssen, namentlich zahlreiche Megalestris, die scheinbar unser bevorzugtes Vogelwild werden sollen. Jonassen und Aakerlund haben jeder einen Seehund erlegt, so dass für uns und die Hunde jetzt Fleisch genug vorhanden ist.

Von der Schlittenfahrt brachten die Kameraden Kormoranfleisch mit, das vorzüglich mundete, ebenso einige Pinguineier, die wir sofort probierten. Das Weisse wird beim Kochen halb durchsichtig und ein wenig bläulich, der Dotter hat eine rötliche Färbung, aber der Geschmack unterscheidet sich nicht wesentlich von Hühnereiern, und für uns bedeuteten sie eine willkommene Abwechslung auf dem Speisezettel. Der Vorrat war jedoch nicht gross, und ich beschloss, bald wieder eine Fahrt nach den Seymour-Inseln zu machen, einesteils der Eier wegen, dann aber auch, um die geologischen Studien auf dem nördlichen Teil der Insel fortzusetzen. Die letzten Tage des November waren kalt und windig, aber wir mussten uns beeilen, da die Legezeit zur Neige ging. Von Jonassen und Aakerlund begleitet, machte ich mich am 2. Dezember auf den Weg. Ohne weitere Schwierigkeiten gelangten wir an das Depot. Weiter draussen auf dem Eise erblickten wir grosse Scharen von Seehunden, die wir auf mehrere hundert Stück schätzten. Wir schlugen das Zelt auf

einem kleinen Sandwall in der Nähe des Ufers auf und fanden, nachdem wir eine Menge Steine entfernt hatten, dort einen guten Lagerplatz. Aakerlund lief hin und holte uns einige Pinguineier. Ein Teil davon musste gleich weggeworfen werden, die übrigen sahen zwar ein wenig verdächtig aus, schmeckten aber doch nach dem Kochen nicht übel.

Diese Eier und ein wenig Kaffee bildeten unser Mittagessen, worauf ich mich gleich auf die Wanderung begab, um meine Untersuchungsarbeiten zu beginnen.

Ich ging nach dem neu entdeckten Quertal, und an seiner südlichen Mündung fand ich in den Strandklippen in einem grauen Tonschiefer zum ersten Male eine Spur, die darauf hindeutete, dass verkieseltes Holz nicht der einzige fossile Pflanzenrest der antarktischen Gegenden ist. Ich streifte an dem Abhang des Tales entlang quer über die Insel, alle Hügel untersuchend und überall Proben sammelnd, aber obwohl ich zahlreiche Spuren von Pflanzenversteinerungen fand, gelang es mir doch nicht, eine einzige zu entdecken, die eine bestimmbare Form hatte. Spät am Abend kehrte ich nach dem Lagerplatz zurück, wo die aus frischem Pinguinfleisch bestehende Nachtkost vorzüglich mundete.

Diese Gegend mit ihrem reichen Vogelleben machte einen ganz eigentümlichen Eindruck auf uns, die wir einen langen Winter hindurch nichts als eine fast tote Natur gesehen hatten. Während der Nacht hörte man das langgezogene Gackern der Pinguine, das grosse Ähnlichkeit mit dem Geschnatter von Gänsen und Enten hat. Ich werde indes später noch auf die Schilderung von dem Leben dieser Vögel zurückkommen. Sie waren während des früheren Schlittenbesuchs schlecht von uns behandelt worden, und auch diesmal erging es ihnen nicht besser. Es ist hart, derjenige sein zu müssen, der gezwungen ist, sie zu lehren, welch schrecklicher Feind der Mensch ist. Die grönländischen Hunde sind übrigens kaum besser. Ohne weiteren Beweggrund als die Lust am Jagen, stürzen sie mitten in die Schar hinein und töten oder zerbeissen die Tiere zu Dutzenden. Als ich am Abend zurückkam, hatte man bereits dreihundert Eier eingepackt, und doch waren noch eine Menge von verdächtiger Beschaffenheit weggeworfen. Es war die höchste Zeit, dass diese Einsammlung vorgenommen wurde.



Aussicht über das Quertal, in dem wir die Pflanzenversteinerungen antrafen, mit der Cockburn-Insel im Hintergrunde

Einige Pinguine, denen man ihre Eier zum zweiten Male weggenommen hatte, waren aufs Meer hinausgezogen, im übrigen schienen sie sich nicht viel aus der Beraubung zu machen. Einige von ihnen legten sich ganz ruhig in das leere Nest nieder, als sei nichts geschehen, andere hatten verfaulte oder zerbrochene Eier herbeigeschleppt und sich darauf gesetzt. Aber mit freudigen Gefühlen werden die daheim gebliebenen Weibchen ihre Gatten nicht gerade erwartet haben, nachdem sie sich während deren Abwesenheit ihre Eier hatten stehlen lassen!

Am nächsten Morgen, den 3. Dezember, ging ich in aller Frühe am Strande entlang, über das Quertal hinweg, auf das nördliche Vorgebirge der Insel zu. Ich stieg jedoch diesmal nicht hinauf, sondern blieb statt dessen auf einer kleinen, niedriger gelegenen Terrasse, die mit Tälern durchfurcht ist und von der kleine, unregelmässige Gipfel aus einem härteren Gestein aufragen. Hier machte ich einen äusserst interessanten Fund, bestehend aus losen, umhergestreuten Knochen eines Wirbeltieres; eine nähere Bestimmung liess sich an Ort und Stelle nicht vornehmen.

Schwerlich kann man auf einer Expedition wie die unsere eine in ihrer Art bedeutungsvollere Entdeckung machen. Eins der grössten Probleme, das uns die Erforschung der geographischen Verhältnisse vergangener Zeiten stellt, ist die Rolle, die die Südpolargegenden in jener wichtigen Periode — der zweiten Hälfte der Kreideperiode und der ersten Hälfte der Tertiärzeit — gespielt haben, wo höhere Tiere und Pflanzen jüngerer Arten anfingen, auf der Erde aufzutreten.

Die Verteilung der Landorganismen auf der südlichen Halbkugel weist viele Eigentümlichkeiten auf, namentlich insofern, als nahverwandte Formen in allen drei Weltteilen, in Südamerika, Afrika und Australien, vorkommen, die unter den jetzigen Verhältnissen keine Landverbindung mehr miteinander haben. Dies liesse sich am besten dadurch erklären, dass man eine grosse Landmasse um den Südpol herum annimmt, die in der Vergangenheit mit diesen Weltteilen in Zusammenhang gestanden hat und über die Tiere und Pflanzen von der einen Seite der Erde nach der andern wandern konnten. Einen Beweis für die Richtigkeit einer solchen Theorie konnte man indessen vor unserer Expedition nicht liefern. Auch der eben angeführte Fund genügte für diesen Zweck nicht, denn abgesehen von einigen

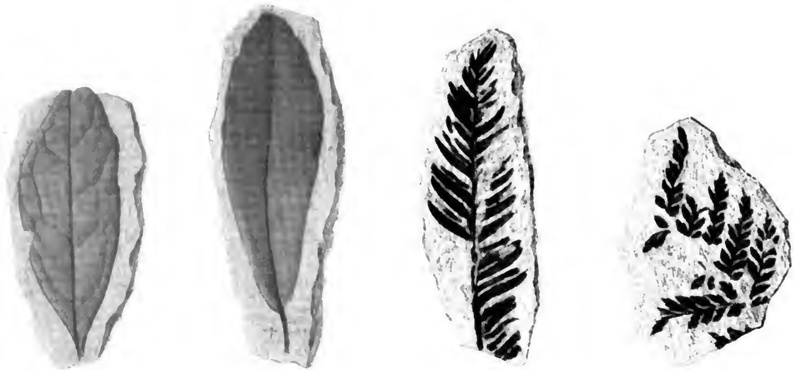
grösseren, noch nicht bestimmten Knochen, rührten alle von mir gefundenen Knochen von einem Pinguin her, der bedeutend grösser gewesen sein muss, als die grösste jetzt lebende Art (der Kaiserpinguin). Immerhin war diese Beobachtung an und für sich ausserordentlich interessant, da hierdurch bestätigt wurde, dass der Pinguin schon in längst vergangenen Zeiten, wahrscheinlich schon zu Anfang der Tertiärperiode, in den antarktischen Gegenden heimisch war. Aber für das allgemeine Problem wäre es natürlich von noch grösserer Bedeutung gewesen, wenn es gelungen wäre, Überreste von Landsäugetieren anzutreffen.

Ich sollte indes an diesem denkwürdigen Tage noch eine Entdeckung machen, die die eben angeführte Hypothese in hohem Grade bestärkt. Als ich an das Quertal zurückkam, machte ich Halt, um dort zwischen den Felsen meine Forschungen nach Pflanzenfossilien fortzusetzen Lange suchte ich, ohne etwas anderes als Fragmente zu finden, bis mein Blick auf ein braunes, grobes und hartes, tuffsteinähnliches Gestein fiel, und hierin fand ich endlich, was ich so lange gesucht hatte: zahlreiche, grosse, ganz deutliche, wenn auch im allgemeinen keineswegs wohl erhaltene und leicht bestimmbare Blätter, die von einer Menge verschiedener Formen von Laubbäumen, Nadelbäumen und Farnen herrührten. Es wird mir schwer, die Freude zu schildern, die ich in diesem Augenblick empfand. Hatte mir ein Traum vorgeschwebt, der mich vor allem andern veranlasste, diese Gegenden als Wirkungsfeld aufzusuchen und die Winterstation gerade auf die Seymour-Insel zu verlegen, hatte ich eine Hoffnung gehegt, deren Erfüllung für mich fast mit der Frage gleichbedeutend war, ob die Expedition als gelungen angesehen werden konnte, oder nicht, so war dies mein glühender Wunsch, hier bestimmte tertiäre Pflanzenversteinerungen zu finden. Ich schrieb in meinem Tagebuch über den Fund: So sind denn auch diese Gegenden des äussersten Südens, die jetzt in Eis begraben liegen, von ewigen Stürmen umbraust und in ewige Kälte gehüllt, einstmals mit üppigen Wäldern bedeckt gewesen, in denen wahrscheinlich grosse Säugetiere umhergestreift sind. Es ist, als würde man mit einem Male der übrigen Welt bedeutend näher gerückt, wenn man diese Erinnerungen aus einer Zeit sieht, wo es auch hier einen Sommer und einen Frühling gegeben hat.

Professor Nathorst, dem das mitgebrachte Material zu einer vorläufigen Untersuchung übergeben worden ist, hat die hier wiedergegebenen Zeichnungen zu meiner Verfügung gestellt und über den Fund eine kurze Mitteilung geschrieben. Nachdem er über Larsens bekannte Funde berichtet und darauf hingewiesen hat, dass die Bestimmung derselben infolge des wenig guten Erhaltungszustandes, in dem sie aufgefunden sind, eine besonders mühsame Arbeit erheischt, schreibt er:

„Es sind sowohl Nadelbäume wie Laubbäume und Farne vorhanden. Von den Nadelbäumen muss ein Zweig (Fig. 3) mit zweiseitig gestellten Blättern hervorgehoben werden, der an Sequoias erinnert, obwohl eine nähere Untersuchung zeigt, dass es sich hier wahrscheinlich um ein anderes Geschlecht handelt. Von besonderem Interesse ist ein grosses Blatt, das, obwohl schlecht erhalten, doch mit ziemlicher Sicherheit als das Blatt einer Araucaria von derselben Art wie die südamerikanische Araucaria brasiliensis bestimmt werden kann. Die Blätter der Laubbäume sind relativ klein und schmal, in ihrer Form an solche aus den Tertiärbildungen des mittleren und südlichen Europa, aber auch an gewisse südamerikanische Blatttypen erinnernd (Fig. 1 und 2). Namentlich muss erwähnt werden, dass ich mehrere Blattfragmente von Buchen (Fagus) gefunden habe, die also schon während der eocänen Zeit in diesem Teil der Welt vorhanden waren. Das Farrenkraut gehört vielen verschiedenen Arten an, ist aber sehr fragmentarisch, was seine Bestimmung sehr erschwert."

Professor Nathorst weist schliesslich darauf hin, dass, da man bekanntlich Blätter auf dem Meeresboden, weit vom Ufer entfernt, antreffen kann, man diesen Fund nicht als unumstösslichen Beweis dafür ansehen darf, dass die in Frage kommenden Pflanzen aus der nächsten Umgebung ihres Fundortes stammen. Indessen gilt diese Bemerkung auch für das Vorkommen von tertiären Pflanzen im nördlichen Polargebiet; ferner ist darauf zu erwidern, dass eine Überführung der Blätter, z. B. aus Südamerika, in diesem Falle sehr wenig glaubhaft erscheint. Obwohl Pflanzenüberreste sehr weit ins Meer hinausgeführt werden können, so ist dies doch eine Ausnahme, und die grössere Wahrscheinlichkeit spricht stets dafür, dass sie aus der Umgebung stammen. Auch sind diese Blätter in einer Strandablagerung angetroffen, und da ein Beispiel von einer in unserer Zeit statt-



1. 2. 3. 4.

Tertiäre Pflanzenversteinerungen von der Seymour-Insel (gez. von A. S. Nathorst)

gefundenen Überführung von Pflanzen in grösseren Mengen an einen entfernten Strand mir nicht bekannt ist, so neige ich mehr zu der Annahme, dass sie aus einem benachbarten Lande herrühren. Schliesslich scheint das Gestein hier aus einem vulkanischen Tuff zu bestehen, der sich also verhältnismässig schnell gebildet haben muss. Hierdurch wird es noch weniger glaubwürdig, dass die Überführung aus weit entfernten Gegenden so regelmässig und so reichlich vor sich gegangen sein sollte, dass Blätterüberreste in diese ganze mächtige Ablagerung eingebettet sein konnten.

Von besonderem Interesse ist der Fund von Buchen und Araukarien, da diese Pflanzen auch in den Sammlungen aus der älteren Tertiärperiode vorkommen, die ich früher aus dem Magelhaensgebiet mitgebracht habe. Es sieht also so aus, als ob diese Familien, ebenso wie die Pinguine, wirkliche antarktische Typen wären. Inwieweit unsere Sammlungen übrigens die oben erwähnte Wanderungshypothese stützen können, wird sich noch zeigen, die Möglichkeit muss jetzt aber unbedingt zugestanden werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einige Bemerkungen über die hiesigen allgemeinen geologischen Verhältnisse einschalten.

Vor unserer Expedition kannte man aus dem antarktischen Gebiet keine andern Fossilien als verkieselte Holzstämme und einige Muscheln, die Larsen von dem nördlichen Teil der Seymour-Insel mitgebracht hatte. Mit Hilfe dieser geringfügigen Gegenstände konnte das geologische Alter nicht mit Sicherheit bestimmt werden, doch nahm man an, dass die Ablagerung aus der älteren Tertiärperiode stamme. Es war deswegen eine Überraschung, als wir bei unserer ersten Landung auf Snow Hill zahlreiche Ammoniten fanden, die in der eben erwähnten Periode bereits ausgestorben waren. Wenigstens zwei Formationen mussten also hier vertreten sein. Unsere Untersuchungen haben jetzt ergeben, dass diese Inseln aus einer zusammenhängenden Serie von Ablagerungen gebildet sind, die jünger werden, je nördlicher man kommt. Die ältesten Lager, die man in den Umgebungen der Station findet, gehören der mittleren oder oberen Kreideformation an und enthalten zahlreiche Ammoniten, Muscheln und Schnecken sowie Seeigel und krebsartige Tiere. Die Versteinerungen sind auf Snow Hill im allgemeinen nicht besonders



Versteinerungen aus der Kreidezeit, auf der Seymour-Insel und der Snow Hill-Insel eingesammelt

gut erhalten, während dies in der Regel auf der Seymour-Insel der Fall ist, wo ausserdem der Reichtum an Fossilien grösser ist. Auch auf der letztgenannten Insel findet man Ammoniten, die jedoch andere Formen aufweisen, und es erscheint am annehmbarsten, dass das dortige Lager aus der jüngsten Kreideformation stammt.

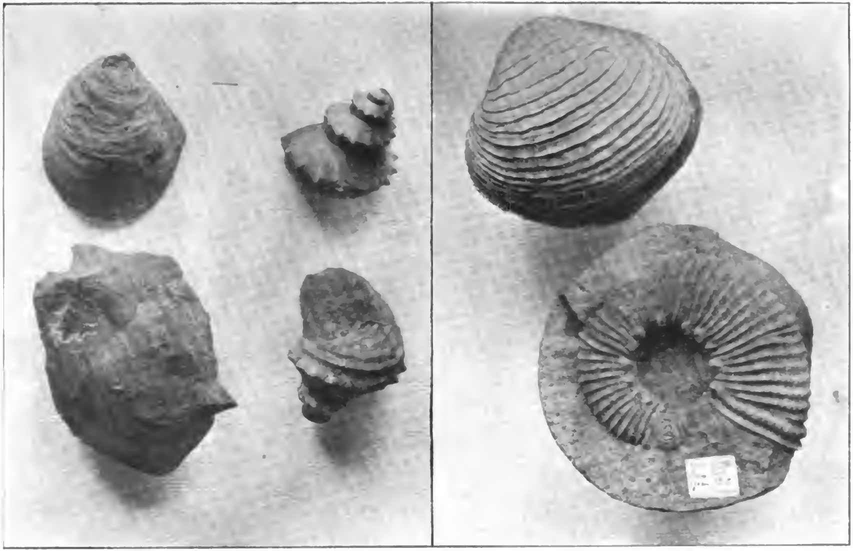
Auf dem nördlichen Teil der Insel fehlen die Ammoniten, doch treten dort statt dessen zahlreiche neue Formen von Muscheln, Schnecken, Armfüssern und Seelilien usw. auf; auch fossile Vogelknochen und Blattabdrücke finden sich in diesen Ablagerungen vor.

Dieselbe Formation wie auf der Snow Hill-Insel kommt auch an der nördlichen Seite des Admiralitäts-Sundes, auf der Ross-Insel unter den grossen Tuffsteinformationen und ferner auf der Cockburn-Insel vor. Die beiden andern, Fossilien enthaltenden Formationen, eine ältere und eine jüngere, die Johan Gunnar Andersson in diesen Gegenden angetroffen hat, werden noch an anderer Stelle erwähnt werden.

Die Wissenschaft begnügt sich nicht mit der Erforschung der Erde, so wie sie jetzt ist, sie will auch wissen, wie sie in älteren Perioden ausgesehen hat, u. a. aus dem Grunde, weil die Verhältnisse der Jetztzeit auf dieser Grundlage aufgebaut sind, und weil alle die grossen Fragen nach den Ursachen der jetzigen Verteilung der Tiere und Pflanzen auf der Erdoberfläche nur dadurch gelöst werden können, dass wir wenigstens die wichtigsten Züge aus der Geographie jener Zeiten kennen lernen.

An der Hand der Fossiliensammlungen, die wir mitgebracht haben, wird man sich allmählich ein Bild von den Hauptzügen der Natur in den antarktischen Gegenden von der Juraperiode bis zu unsern Tagen machen können. Und man darf nicht vergessen, dass es ein ganzer Weltteil ist, der so der wissenschaftlichen Forschung erschlossen wird, und zwar ein Weltteil, der während der eben erwähnten Phasen der Entwicklungsgeschichte der Erde keine öde Eiswüste war, sondern ein üppiges Land mit ausgedehnten Küstenstrichen, wo möglicherweise zahlreiche Tier- und Pflanzengattungen, die sich später bis zu unsern Gegenden verbreitet haben, zur Entwicklung kamen.

Es war ursprünglich meine Absicht gewesen, noch in derselben Nacht, in der ich diese Entdeckungen gemacht hatte,



Versteinerungen von der Seymour-Insel und der Snow Hill-Insel. (1/2 nat. Gr.)

nach der Station zurückzukehren, nun aber schwankte ich doch, ob ich nicht lieber noch einige Tage verweilen sollte. Indes war ich mit keiner Ausrüstung für die Einsammlung so empfindlicher Formen versehen; in einigen Tagen war vielleicht die „Antarctic" mit neuen Hilfsmitteln da, und sollte das nicht der Fall sein, so hoffte ich doch leicht eine abermalige Schlittenfahrt hierher unter weit günstigeren Verhältnissen unternehmen zu können.

So packten wir denn unsere Sachen auf den Schlitten und begaben uns auf den Weg. Vor gar nicht langer Zeit glaubte man, dass das antarktische Klima die Bildung von Wasseransammlungen auf dem Eise nicht gestatte. Obwohl wir absichtlich die Nacht zu unserer Fahrt gewählt hatten, sollten wir hier ganz entgegengesetzte Erfahrungen machen. Ganze Strecken lang mussten wir nämlich in mehr als fusstiefem Wasser waten. Infolge der unregelmässigen Anhäufungen von Kies und Schlamm auf dem Eise entsteht eine unglaubliche Menge mit Wasser angefüllter Löcher, die durch schmale Eiskämme voneinander getrennt sind; hierdurch wird das Eis fast unpassierbar. Am meisten litten die armen Hunde, die, um den schweren Schlitten zu ziehen, oft stundenlang bis über den Bauch im Wasser waten mussten, das zuweilen mit einer dünnen Eisschicht bedeckt war. Sie gaben auch oft ihr Missfallen zu erkennen, und es war dann sehr schwer, sie zum Weitergehen zu bewegen.

Merkwürdig war es, wie ganz anders sich die Verhältnisse im Admiralitäts-Sund gestalteten, wo der Schnee überall fest und eben lag. Während bis dahin Jonassen und Aakerlund hatten mitziehen müssen, konnten sie sich jetzt abwechselnd auf den Schlitten setzen. Vielleicht hat diese Verschiedenheit ihren Grund darin, dass hier nicht so viel Sand auf das Eis geweht ist, aber ich kann mir nicht recht vorstellen, dass diese Erklärung ausreicht.

Während das Wetter bisher kalt und windig gewesen war, bekamen wir jetzt sommerliche Witterung, soweit in diesen Gegenden und namentlich in diesem Jahre überhaupt von Sommer die Rede sein konnte. Der letztere Vorbehalt ist notwendig, denn teils sind die antarktischen Gegenden von alters her als völlig der Wärme ermangelnd bekannt, teils ist gerade dies Jahr in dieser Hinsicht ungewöhnlich stiefmütterlich behandelt worden. In allem andern kann man die Südpolargegenden mit den ent-

sprechenden Gebieten im Norden vergleichen, durch ihre kalten Sommer unterscheiden sie sich aber wesentlich von jenen. Jede Schilderung der Natur der Südpolargegenden gibt ein unvollständiges Bild, wenn nicht diese Eigentümlichkeit scharf hervorgehoben wird. Wohl hatten wir schöne, sonnige Tage, an denen man mit Wohlbehagen draussen auf den hölzernen Kisten an der Wand unseres Hauses sitzen und sich von der Sonne bescheinen lassen konnte, und wo die Wärme in den oberen Erdschichten bis auf + 30° stieg, im allgemeinen aber zeigte das Thermometer einige Grade unter Null, und Nebel und Schneefall gehörten mit zur Tagesordnung, so wie es bei uns im Winter zu sein pflegt.

Die folgende Tabelle gibt unsere Durchschnittstemperatur während der drei Sommermonate an, verglichen teils mit den beiden kältesten Sommern, die bisher Gegenstand meteorologischer Beobachtungen gewesen sind, nämlich dem der Nansenschen Expedition auf dem nördlichsten Breitengrade, sowie dem der „Belgica", teils mit den Witterungsverhältnissen auf Godthaab in Grönland, das auf demselben Breitengrade liegt wie Snow Hill.

	Snow Hill 64° 22′ s. Br.	»Belgica« ca. 71° s. Br.	»Fram«*) ca. 84° n. Br.	Godthaab 64° n. Br.	Lund 55° 42′ n. Br.
Dezember	— 2,0	— 2,2	— 2,9	+ 4,0	+ 0,2
Januar.	— 0,9	— 1,2	— 0,3	+ 6,0	— 0,8
Februar	— 3,5	— 1,0	— 2,5	+ 5,9	— 1,0

Es geht daraus hervor, einerseits, dass dies der kälteste Sommer ist, den bisher ein Mensch erlebt hat,**) obwohl die Belgica- und die Framexpedition dieselbe Jahreszeit im Packeis verbracht haben, die eine um sieben, die andere um zwanzig Breitengrade dem Pol näher, anderseits, dass ein himmelweiter Unterschied zwischen dem arktischen und dem antarktischen Sommerklima besteht. Im übrigen beweisen diese Zahlen, dass dieser Sommer kälter gewesen ist als der Winter im südlichen Schweden. Die Temperatur allein gibt jedoch keine richtige Vor-

*) Juni, Juli und August.

**) Die englische Südpolarexpedition hat doch beim Victoria-Lande, 13 Breitengrade südlicher, gleichzeitig eine noch grössere Kälte gehabt.

stellung von den Verhältnissen hier unten. Dass auch andere Gesichtspunkte mit in Betracht kommen, wird folgendes Beispiel beleuchten. Ich hatte auf dem Gletscher eine Reihe von Bambusstangen aufgestellt, um mittels dieser die durch Abschmelzung und Schneefall hervorgerufenen Veränderungen in der Höhe des Eises messen zu können. Es stellte sich jetzt heraus, dass diese Höhe während des ganzen Winters konstant war, und dass nicht der geringste Schnee, der fiel, liegen blieb. Im Sommer dahingegen wuchs die Schneedecke um 25 cm an, und diese Menge lag noch ein Jahr später, als wir diese Gegend verliessen.

Man muss sich also ein Klima vorstellen, wo der Winter so streng ist wie in Westsibirien, und so stürmisch, dass jedes Schneekorn wegfliegt; wo der Sommer schon auf diesem Breitengrad so kalt ist wie am Nordpol, im übrigen aber von einer solchen Beschaffenheit, dass Schneewehen und Gletscher in der wärmsten Jahreszeit anwachsen. Erst dann wird man verstehen, wie es möglich war, dass unsere Expedition zwei Grad nördlich vom Polarkreise gegen ihren Willen zu einer Überwinterung gezwungen wurde, weil die Eisverhältnisse keinem Schiff gestatteten, heranzukommen.

Der 6. Dezember war wieder einer von jenen Tagen, an denen ich besondere Veranlassung hatte, die Gedanken weit über den Kreis hinausschweifen zu lassen, in den ich selber eingeschlossen war. In meinem Tagebuch sind folgende Zeilen verzeichnet: Ich hätte nicht geglaubt, dass ich meinen Geburtstag so einsam verbringen würde, wie ich es zu tun gezwungen bin, und so sicher, wie meine Gedanken heute gen Norden geflogen sind, so sicher haben mich heute viele Gedanken hier unten gesucht. Wie mag es ihnen allen ergehen, und wer mag noch an mich denken? Alle Kameraden haben sich bemüht, ihr bestes zu tun, und mehrere Köche haben in Gemeinschaft einen Kuchen gebacken, der allerdings inwendig ein wenig teigig, ungar und kognakduftend, von aussen aber mit grünen Schlangenlinien verziert war. Zur Erhöhung der Feststimmung trug ein kräftiger Wind bei, der vielleicht einen Einfluss auf das Eis haben mag.

Ich unternahm mehrere längere und kürzere Ausflüge und beschäftigte mich in Gedanken mit einer neuen Fahrt nach der Seymour-Insel, um die dort begonnenen Forschungen fortzusetzen. Eines Tages, Mitte Dezember, wollten Bodman und ich nach dem südlichen Teil dieser Insel hinübergehen. Wir wanderten über

das Plateau bis an den Sund, wo uns ein unerwarteter Anblick entgegentrat. Statt des unbeweglichen Eises hatten sich am Strande mehrere Öffnungen gebildet, in denen u. a. eine Schar Kormorane so friedlich umherschwammen, wie die Enten in der Heimat auf einem Teich. Allerdings befanden sich dort Eisbrücken, die sich bis an das andere Ufer zu erstrecken schienen, aber nachdem ich mit dem einen Fuss durch das Eis getreten war und offenes Wasser darunter gefunden hatte, hielten wir es für das Geratenste, unsere Wanderung nicht fortzusetzen. Uns blieb freilich noch ein Weg dahin übrig, nämlich über das Eis des Admiralitäts-Sundes hinweg, aber die Möglichkeit einer Schlittenfahrt nach dem Depot und den Fundorten der Fossilien an der Ostküste war uns von jetzt an verschlossen.

Gar schnell verstrich nun die Zeit bis Weihnachten, dem grossen Fest des Jahres! Wir hatten jetzt wenigstens einen Teil des Abfalles fortgeschafft, der sich während des langen Winters vor unserer Wohnung angesammelt hatte. Innerhalb der vier Wände ist in dieser Gegend keine Rede von einem grossen Scheuerfest und häuslichen Vorkehrungen, Aakerlund war aber in den letzten Tagen mit Weihnachtsbäckereien und andern Vorbereitungen in der Küche beschäftigt. Der heilige Abend war ein schöner, sonniger Tag; der Vormittag verging auf gewöhnliche Weise, und auch der Nachmittag hatte kein besonderes festliches Gepräge. Erst beim Kaffeetrinken wurden Anstalten getroffen, die uns in eine wirkliche Weihnachtsstimmung versetzen sollten. Der Tisch war mit Flaggen geschmückt und mit einem Strauss, der aus dem letzten Material zusammengestellt war, das man auf der Station auftreiben konnte: ausgewählte Halme aus dem Schuhheu und die welken und verschossenen Überreste aus dem Weihnachtsstrauss, den ich vor einem Jahr erhalten hatte. Ferner waren Punsch, Kognak und Whisky aufgestellt, sowie Pfefferkuchen und selbstgebackene kleine Brote, Schokolade, Marmelade, Karamellen, eingemachter Ingwer und amerikanisches Konfekt, das uns Mr. Stokes eigens zu diesem Zweck geschenkt hatte. Bodman und ich hatten an der Essstubenwand eine Dekoration von schwedischen und norwegischen Flaggen angebracht, in die wir auch eine aus Filtrierpapier, blauen Schleiern und gelbem Seidenpapier verfertigte argentinische Flagge hinein flochten. Auch an Kränzen und Guirlanden aus Seidenpapier in verschiedenen Farben fehlte es nicht. Ausserdem hatten wir einige

Photographien und allerlei Bilder aufgestellt, die wir aus unserm dürftigen Vorrat an illustrierten Zeitschriften ausgeschnitten hatten. Zwölf Weihnachtskerzen, die Bodman mitgebracht hatte, waren an einem zu diesem Zweck verfertigten hölzernen Rahmen angebracht, der von der Decke herabhing.

Wenn wir auch auf diese Weise keine richtige Weihnachtsstimmung wachzurufen vermochten — dazu war es zu hell und



Unser festlich gedeckter Weihnachtstisch

zu sommerlich draussen, war die Sehnsucht nach Verwandten, Freunden und allem, was sonst den Kern dieses Festes bildet, zu gross —, so gestaltete sich doch der Abend sehr stimmungsvoll. Das Abendbrot bestand nach schwedischer Sitte aus Laugenfisch, Reisbrei und Spritzgebackenem, und als schliesslich der Phonograph hervorgeholt wurde und das alte Weihnachtslied „Gegrüsset sei, du schöne Morgenstunde“ spielte, da träumte sich wohl ein jeder weit fort übers Meer, wenn auch niemand diese Gefühle in Worte kleidete.

Ich hatte Nachtwache und ging erst um 2 Uhr am nächsten Morgen zu Bett. Die Sonne schien zu dieser Stunde so schön auf den Basaltberg, während das Land bei Kap Gage wie zur Abendstunde in Purpurschimmer erstrahlte; das Eis und die Eisberge lagen noch dunkel da. Ich fühlte mich sehr versucht, auf den Berg hinaufzusteigen und den Sonnenaufgang zu betrachten, führte jedoch diesen Wunsch nicht aus. Es herrschte frisches Winterwetter, und das Thermometer zeigte fast —9°.



XVII.

Vergebliches Harren.

Stimmungen aus der Wartezeit. — Neujahr 1903. — Januarstürme und ihre Wirkungen. — Vorbereitungen zu einer neuen Ueberwinterung. — Einsammlung von Seehundspeck zur Feuerung. — Das Pinguinschlachten. — Schilderungen aus dem Leben der Pinguine. — Der entscheidende Tag.

Die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr verstrich in derselben einförmigen Weise wie die letzten Wochen. Jeden Tag, wenn das Wetter schön war, wanderten mehrere von uns auf den Berg, um nach dem Schiff auszuspähen. Der Platz, der uns als Aussichtsturm diente, und der der höchste Punkt auf der schneefreien Insel ist, der sogenannte Basaltberg, bildet eine starke Anschwellung in dem Basaltgang. Diese erstreckt sich über die ganze Insel in ihrer Längsrichtung und erhebt sich durch ihre Härte und Masse dominierend über ihre Umgebung. Zwischen diesen dunkeln, kahlen Steinblöcken sassen wir oft stundenlang und spähten auf das Meer hinaus.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass das ewige Warten von grossem Einfluss auf unsere Arbeiten war. Die Observationen gingen freilich ihren regelmässigen Gang, vielleicht gar in erweitertem Umfange, niemand aber verspürte Lust, eine längere



Der Basaltberg

zusammenhängende Arbeit zu beginnen. Am wenigsten war die Rede von Fahrten nach andern Gegenden, die mehrere Tage in Anspruch nehmen würden. Ich muss zugeben, dass gerade im Dezember viel hätte geschehen können und wohl auch geschehen wäre, wenn wir das Schiff erst später im Sommer erwartet hätten.

Auch unsere Laune litt unter diesem Warten; uns alle befiel eine nervöse Stimmung, die sich freilich selten in anderer Weise zu erkennen gab, als dass selbst die Diskussionen über die unschuldigsten Dinge in der Regel unnötig eifrig geführt wurden.



Bodman vor dem magnetischen Observatorium

Doch glaubte niemand von uns an die Möglichkeit, dass wir gezwungen sein würden, noch einen Winter hier zu verweilen.

Als Stimmungsbild mag dienen, was ich in der Nacht zum neuen Jahr in mein Tagebuch schrieb: Die Gedanken sind weit umhergeschweift, aber doch nicht so weit, wie man es an einem solchen Tage hätte erwarten können. Die Umgebung absorbiert sie alle, und ich sehe nicht viel Licht, wenn ich die Blicke um mich her schweifen lasse. Noch kurz vor 11 Uhr lag ein leuchtender Purpurschimmer über dem Lande bei Kap Gage, dann aber erlosch er plötzlich, und nun ist alles in eine graukalte Herbststimmung getaucht, nur einige kleine Flecke blauen Himmels blicken zwischen den treibenden Wolken hindurch. Aber wie der Himmel wieder hell erstrahlen wird, so wird auch für uns alles

wieder gut werden. So wunderbar glücklich ist unser Geschick bisher gelenkt, dass ich mit einiger Angst der Zukunft entgegensehe, die sich ja auf irgend eine Weise entwickeln muss. Hart wäre es freilich, wenn uns keine Arbeitszeit auf dem Schiffe beschieden sein sollte, und noch finsterer würde es aussehen, wenn wir hier auf unbestimmte Zeit gefangen gehalten würden.

Wir haben den Abend so gut gefeiert wie wir konnten und sogar versucht, ein paar Raketen abzubrennen; die eine knallte wie eine kleine Kanone, die andere brannte gar nicht, und keine von allen wollte aufsteigen. Die letzten Minuten des alten Jahres wanderte ich an den Strand hinaus, darüber nachgrübelnd, wie wenig ein Mensch seine Zukunft voraussagen kann. Wenn ich das nächste Mal meine Aufzeichnungen mache, beginne ich ein neues, unbeschriebenes Buch. Wie wird alles aussehen, wenn auch das kommende Jahr vollendet ist, was werden die letzten Seiten jenes Buches enthalten?

Vom 9. Januar an wehte es wieder stark aus S oder SSO, während der ersten Tage sogar mit dichtem Schneegestöber, das die Aussicht völlig verhüllte. Wir waren indes mit jedem Wind zufrieden und hofften das Beste. Es war daher ein harter Schlag für mich, als Jonassen, der wie gewöhnlich als erster den Berg erstiegen hatte, nach Hause kam und berichtete, dass das Eis jetzt an der Ostseite überall dick gepackt liege. Es blieb uns leider nichts übrig, als uns mit Geduld zu wappnen und auf die Zukunft zu hoffen. Glücklicherweise ahnte niemand von uns, dass dieser Sturm allen Möglichkeiten unserer Entsetzung den Todesstoss versetzt hatte, dass unsere liebe, alte „Antarctic“ durch die hineingepressten Eismassen in ein umhertreibendes Wrack verwandelt war.

Wir befanden uns jetzt im Spätsommer, und in der letzten Zeit war das Wetter derartig gewesen, dass jeder Gedanke an eine umfassende Arbeit ausser Hause unmöglich erschien. Diese letzten enttäuschten Hoffnungen veranlassten uns indes, allen Ernstes die Frage zu erwägen, wie wir alles am besten einrichten könnten, um einer erzwungenen Überwinterung gewachsen zu sein. Wir hatten jetzt keine Zeit mehr zum Warten, es galt zu handeln. Mein Entschluss war bald gefasst. Schon am nächsten Tage machte ich einen Ausflug nach der Seymour-Insel, um die Eisverhältnisse zu studieren und eine Schlitten-

fahrt vorzubereiten, die jetzt ohne Frage nach der Westküste gerichtet werden musste.

Unmittelbar nach meiner Rückkehr erwog ich mit Bodman und Ekelöf unsere Situation. Es war meine Absicht gewesen, sofort nach der Seymour-Insel zurückzukehren, aber das Ergebnis unserer Beratung veranlasste mich, einige Tage zu Hause zu bleiben, um vorher eine umfassende Reform unserer Lebensweise und Wirksamkeit auszuarbeiten. Ich machte einen Vorschlag zu einer neuen Speisefolge, nachdem ich eine Inventuraufnahme von den wichtigsten Vorräten, sowie einige statistische Aufstellungen gemacht hatte. Am brennendsten aber war die Frage bezüglich unserer Feuerung. Wir waren überzeugt, den erforderlichen Vorrat von Pinguin- und Seehundsfleisch beschaffen zu können, aber unsere Kohlenvorräte reichten lange nicht für einen zweiten Winter aus, und wir besassen keine Erfahrung, ob sich die Verwendung von Seehundspeck als Brennmaterial bewähren würde. Deshalb beschlossen wir, schon jetzt so viele Seehunde wie nur möglich zu töten und ihre Haut aufzubewahren. Um Feuerung zu sparen, heizten wir des Abends nicht mehr in der Küche, sondern begnügten uns mit einer auf dem Primusbrenner bereiteten Tasse Tee.

Ehe wir allen Ernstes mit unsern Vorbereitungen für die Überwinterung begannen, wollte ich jedoch meine lang beabsichtigte Schlittenfahrt nach der Seymour-Insel machen, teils zwecks geologischer Untersuchungen, denn ich war mir nun klar darüber, dass dieser Sommer wenig Gelegenheit mehr zu wissenschaftlichen Arbeiten bieten würde, mochte das Schiff kommen oder nicht, teils um die Eisverhältnisse im Norden kennen zu lernen und die Pinguinkolonie zu besichtigen, damit der richtige Augenblick, unsern Fleischvorrat für den Winter zu ergänzen, nicht versäumt würde.

Mit dem Schlitten an die Ostküste zu gelangen, war unmöglich, doch konnten wir auch nicht ohne grosse Schwierigkeit das nordwestliche Vorgebirge passieren. Es blieb uns deswegen nichts weiter übrig, als unsern Lagerplatz in die Nähe des Punktes zu verlegen, wo wir das letzte Mal an Land gegangen waren. Mit Jonassen und einem Schlitten machte ich mich am 16. Januar auf den Weg. Es war keine Kleinigkeit, über das Eis hinüber zu kommen, und da unser Lager in der Nähe der südwestlichen Spitze aufgeschlagen werden musste,



Aussicht von dem Plateau der Snow Hill-Insel. Im Hintergrunde die Seymour-Insel

hatten wir einen langen Weg bis zu den Gegenden, die mich am meisten interessierten. Ich begab mich jedoch schon am selben Nachmittag nach der Pinguinkolonie, die jetzt reich mit Jungen versehen war. Während der beiden nun folgenden Tage versuchte ich auf das obere nördliche Plateau hinaufzugehen, musste aber beide Male von meinem Vorhaben abstehen, weil ein dichter Nebel herrschte, und mich statt dessen mit der Arbeit unten auf den Berggipfeln zwischen den Pflanzenversteinerungen begnügen. Ich studierte die Ausdehnung und die Geologie des Lagers, aber infolge der grossen Entfernung konnte ich nur verhältnismässig unbedeutende Sammlungen mitnehmen. Am 19. Januar langten wir wieder auf der Station an.

Von nun an lagen wir mit Eifer der Seehundsjagd ob. Jonassens besondere Aufgabe bestand darin, die Felle nach Hause zu fahren, an der Jagd selbst nahmen wir alle Teil. Die Gattung, die bei unserer Station am häufigsten vorkam, war der schon erwähnte Weddell-Seehund. Im Vergleich zu den nordischen Arten ist er recht gross und kann über 3,5 m lang werden, aber um diese Zeit war er leider nicht sehr fett. Glücklicherweise war er ziemlich zahlreich vertreten, am 19. und 20. wurden im ganzen sieben Stück erlegt, deren Felle während der folgenden Tage nach Hause transportiert werden konnten. Rechnet man hierzu mehrere während derselben Tage geschossene Megalestris und einige totgeschlagene Pinguine, so wird man begreifen, dass das Tierleben um diese Zeit sehr reichhaltig war. Das Seehundsfleisch benutzten wir jetzt nur ausnahmsweise, da der Transport zu schwer war und wir das Vogelfleisch lieber assen.

Die Tage, die auf den 20. folgten, waren die wärmsten während dieses Sommers, ohne dass jedoch das Maximum oder die Durchschnittstemperatur dieselbe Höhe erreichte, wie wir sie im Laufe des Winters gehabt hatten. In der Nacht auf den 24. stellte sich zum ersten Male nach langer Zeit ein wirklich kräftiger Wind aus Norden ein. Jonassen, der hinaufgegangen war, um nach dem Eise zu sehen, kam mit seinen gewöhnlichen, übertrieben sanguinischen Beschreibungen zurück. Der beste Beweis für den Eifer, mit dem wir uns an die Hoffnung auf eine baldige Veränderung klammerten, liegt wohl darin, dass wir stets bereit waren, diesen Schilderungen Glauben zu schenken, wie oft sie uns auch betrogen hatten. Ein wenig hatte sich das



Die sogenannten Ekelöf-Klippen, zerklüftete Sandstein-Abhänge auf dem nordwestlichen Teil der Snow Hill-Insel

Eis indes wirklich zerteilt. Vielleicht ist es ein klein wenig besser, als es seit dem September gewesen ist, schrieb ich in mein Tagebuch. Gross war die Veränderung freilich nicht. Die schmale Rinne am Ufer entlang hatte sich wieder aufgetan, so dass es den Anschein hatte, als ob man möglicherweise mit einem Boot nach der Seymour-Insel würde kommen können. Um nach dieser Richtung hin nichts zu versäumen, beschlossen wir, so bald wie möglich unsern Vorsatz zur Ausführung zu bringen und unser Boot ins offene Wasser hinabzulassen.



Das Kanoe war eine Zeit lang zu Lustfahrten bei der Station benutzt worden

Bei der Station war jetzt so viel offenes Wasser am Strande, dass es unmöglich war, das Boot bis an den Basaltberg zu schaffen. Das Kanoe war eine Zeit lang zu Lustfahrten bei der Station benutzt worden, aber nun wurde es nach dem grossen Tal auf der Südseite der Insel hinübergeschafft. Am 29. zogen wir auch mit dem Boot dorthin, das von 5 Mann und 5 Hunden gezogen wurde. Der Weg war verhältnismässig gut, das Boot leicht und die Hundeschar willig. Wir erinnerten uns aller der früheren Expeditionen, die auf diese Weise ein schweres Boot Meile für Meile hatten über das Eis schleppen müssen, und ich konnte nur mit Bewunderung an die mühselige Arbeit denken, die von diesen unsern Vorgängern ausgeführt worden war. Damals ahnte ich noch nichts von der beschwerlichen Eiswanderung mit

schweren Booten, die ein paar Wochen später in unserer Nachbarschaft ausgeführt werden sollte.

Es handelte sich nun darum, so schnell wie möglich die geplante Fahrt nach der Seymour-Insel auszuführen, um unsern Fleischvorrat zu ergänzen. Ich wollte mich zwar nicht gern früher als es durchaus nötig war, dahin begeben, einesteils weil ich wünschte, dass die jungen Pinguine erst alt genug sein sollten, um allein fertig zu werden, falls ihre Eltern getötet würden, andernteils auch, um das Fleisch nicht allzulange aufbewahren zu müssen. Aber lange durften wir auch nicht mehr zögern. Mit Feuerung waren wir ausreichend versorgt, wir hatten schon 18 Seehundsfelle nach Hause geschafft, Mehl und Graupen waren in reichlicher Menge vorhanden, aber unsere Fleischvorräte waren recht gering. Hätten wir damals gewusst, wie gut Seehundsfleisch ist, würden wir uns besser damit versorgt haben, jetzt setzten wir unsere Hoffnung hauptsächlich auf die Pinguine.

Das Eis drängte sich bald wieder so fest zusammen, dass keine Möglichkeit vorhanden war, mit dem Boot aus der Stelle zu kommen, aber am 4. und 5. Februar hatten wir Nordostwind, der das Eis wieder vom Lande abtrieb. Nachdem wir an den vorhergehenden Tagen unser Hauptgepäck nach dem östlichen Strand hinübergeschafft hatten, konnten wir am 6. morgens unsere Fahrt antreten. Ekelöf und Jonassen begleiteten mich auf dieser wichtigen Reise, über die ich einige kurze Auszüge aus dem Tagebuch folgen lasse.

Zwei von uns ruderten abwechselnd das Boot, während der dritte am Steuer sass. Das Wetter war nebelig, und es wurde uns nicht immer leicht, den Weg zwischen den Eisstücken hindurch zu finden. So nahe wie möglich hielten wir uns an dem Rande des festen Eises, an dem entlang sich in der Regel eine Rinne befand, die für unsern Bedarf breit genug war. Wir sahen unterwegs einige Seehunde, und eine Schar von Tausenden von Kormoranen flog dicht über unsern Häuptern nordwärts, dem offenen Meere zu. Auch Pinguine trafen wir weit draussen, bald auf einer Eisscholle stehend, bald um uns herumschwimmend mit ihren eigentümlichen Bewegungen, die an fliegende Fische erinnern. Leicht strichen sie an uns vorüber, es war, als wollten sie nach Hause eilen, um Vorbereitungen für unsern Besuch zu treffen. Die Ärmsten! sie ahnten nicht, welch böse Absichten wir hatten.

Wir schlugen unser Zelt am Strande auf und assen ein wenig, worauf wir uns schnell auf den Weg machten, um die Pinguinkolonie in Augenschein zu nehmen. Ganz überrascht waren wir über die Grösse der Jungen, nur wenige trugen noch ihr ganzes Flaumkleid, die meisten hatten es fast ganz abgeworfen und sahen stattlich aus in ihrem neuen, glänzenden Federgewand. Die Farbe schimmert mehr ins Bläuliche als bei den Alten, auch sind sie ganz weiss unter dem Schnabel, während die Alten schwarz sind. Ausserdem sieht man bei den Jungen nicht so viel von der weissen Haut, die bei den Alten einen Rand um die Augen bildet. Dadurch, dass die Augen der Jungen ganz schwarz erscheinen, haben sie einen viel sanfteren Ausdruck. Sie erschienen mir oft ganz wie junge Mädchen, die in weissen Kleidern und Pelzmänteln von einem Ball nach Hause kommen. Ein anderer Vergleich fiel mir später ein, als ich einen rotbeinigen Pinguin mit schwankenden Schritten und mit weit ausgebreiteten Flügeln über eine Wasserrinne balanzieren sah. Ich musste unwillkürlich an ein hellgekleidetes, barfüssiges Kind denken, das zögernd ins Wasser hineingeht, weil die Berührung des kalten Nass mit seinen Beinchen ihm keineswegs angenehm ist.

Die alten Nester waren jetzt verfallen, die Steine lagen umhergestreut, aber noch häufig sah man die älteren Vögel Steine mit dem Schnabel aufsammeln, ob aus pedantischer Ordnungsliebe oder aus alter Gewohnheit, ist schwer zu sagen. Übrigens halten sich in dieser Zeit fast ausschliesslich die Jungen oben auf den Hügeln auf, während die Alten sich mehr in der Ebene, in der Nähe des Strandes bewegen.

Wir hatten nicht viel Zeit, sie zu beobachten, das Wetter war gut, und es lag kein Grund vor, unsere Arbeit aufzuschieben. Wir bewaffneten uns mit Seehundshacken und fingen an, auf die armen Tiere einzuhauen. Man kann sich kaum eine widerwärtigere Arbeit vorstellen. Zuerst machten sie in der Regel einen Versuch, zu entfliehen, nur die grössten und mutigsten, sowie diejenigen, die in der Nähe ihrer Jungen oder als Wachen um das Lager standen, wagten selber einen Angriff. Als sie aber die Unmöglichkeit, zu entrinnen, eingesehen hatten, hielten sie verzweifelt stand; ein Schlag auf den Kopf fällte sie, aber man musste den Kopf fast gänzlich zerhacken, ehe sie tot waren. Blutüberströmt richteten sie sich oft noch wieder auf und versuchten wegzukriechen. Wir töteten zusammen sechzig Tiere,

dann folgte gleich die Schlachterei, d. h. wir lösten die Fleischteile aus, die wir mitnehmen wollten. Nach anderthalb Stunden war unsere Arbeit für diesen Tag beendet.

Nur die bittere Not trieb uns zu diesem unheimlichen Morden, mich hätte auch sonst nichts dazu vermocht, mich daran zu beteiligen. Es ist schon hart genug, dass in andern Gegenden Tiere in Massen getötet werden müssen, hier aber, wo sie noch



Unter den Pinguinnestern trafen wir ein wirkliches Prachtnest an, das ausschliesslich aus Vogelknochen erbaut war

nicht gelernt haben, den Menschen zu fürchten, ist es noch weit widerwärtiger. Wenn er sich ihnen nähert, betrachten sie den Friedenstörer mit frommen, verwunderten Augen oder greifen ihn kühn an, ohne die geringste Rücksicht auf seine unendliche Überlegenheit. Am allerschwersten ist es aber, den Pinguinen das Leben zu nehmen, diesen eigentümlichen Vögeln, die man wieder und wieder mit Menschen vergleicht und hier in der Einöde fast wie gute Kameraden und Freunde betrachtet. Sehr

hatte ich mich während des ganzen Sommers nach der „Antarctic" gesehnt, nie aber so wie in diesen Tagen, und als nun in der Nacht ein starker Nordwestwind eintrat, erschien mir das fast als Vorbedeutung, dass mein Wunsch in Erfüllung gehen und das Schiff kommen würde, ehe wir alle die Pinguine totgeschlagen hatten, deren wir zu unserer Proviantierung für den Winter bedurften.

Gegen Morgen legte sich der Wind, und natürlich benutzten Ekelöf und ich sofort die Gelegenheit, um einen Aufstieg nach dem hohen nördlichen Plateau zu unternehmen, von wo aus wir die Lage des Eises übersehen konnten. Nach einer langen Wanderung genossen wir von der Nordspitze der Insel aus eine weite Aussicht. Das Eis lag ganz dicht, das liess sich nicht leugnen, aber bis an die Joinville-Insel heran und so weit das Auge reichte, war es aufgebrochen. Ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken, dass ein Schiff wie die „Antarctic" doch im stande sein müsse, selbst unter diesen erschwerenden Umständen erfolgreich vorzudringen. Und es gehörte offenbar gar nicht viel dazu, um das Eis gänzlich zu zerteilen.

Diese letztere Annahme sollte sich sehr bald bestätigen. Während der folgenden Nacht brach abermals ein Sturm los, jetzt aus WSW, und er war nicht nur heftiger als der vorhergehende, sondern unbedingt der gewaltigste, den wir seit dem vorhergehenden Winter gehabt hatten. Den ganzen Sonntag mussten wir uns im Zelt halten, und als ich gegen Abend wieder hinausgehen konnte, begab ich mich sofort auf eine hohe, landeinwärts gelegene Bergspitze. Jetzt endlich fiel mein Blick auf grosse Flächen offenen Wassers. Der ganze südliche Teil der Erebus-Bucht war eisfrei, fast bis an die Cockburn-Insel heran, nur am Horizont schienen sich noch nach allen Himmelsrichtungen hin Eisstreifen zu befinden. Als ich mit dieser Nachricht zurückkam, herrschte grosse Freude im Zelt. Wir würden den Tag gern gefeiert haben, wenn es in unserer Macht gelegen hätte. Wir beschlossen, trotzdem das Pinguinschlachten fortzusetzen, uns aber mit der denkbar geringsten Zahl, die auf 400 Stück festgesetzt wurde, zu begnügen.

Ich übergehe die Beschreibung der nun folgenden Tage mit ihrer wechselnden Stimmung. Das Wetter war kalt und stürmisch, man merkte, dass der Winter im Anzuge war. Das Eis fing bald wieder an, dem Lande zuzutreiben, und wir hatten ausserdem

undurchdringlichen Nebel, der uns jeglicher Aussicht beraubte. Dazwischen tobten neue Stürme, die das Eis, das jetzt eine lose, treibende Masse bildete, wieder hinausführten. Schönes Wetter mit gleichzeitig günstigen Eisverhältnissen hatten wir niemals lange genug, um uns sehr über das Ausbleiben des Schiffes zu beunruhigen. Nie werde ich diese Tage vergessen, die wir teils in unser Zelt eingeschlossen, teils mit Pinguinschlachten zubrachten. So oft wie möglich, erstiegen wir eine freigelegene Höhe, um nach unserer „Antarctic" auszuspähen, die, ehe wir diesen Ort verliessen, nur einige Meilen von hier entfernt, für immer in den Wellen verschwunden war. Unvergesslich sind mir auch meine Wanderungen des Abends am Strande, wenn der Vollmond sich durch die Sturmwolken drängte und die Pinguine in langen Reihen aufgestellt standen, stets bereit zu einer Unterhaltung, wenn man sich ihnen nur widmen wollte.

Die Kolonie, die uns bei dieser Gelegenheit zu so unschätzbarem Nutzen wurde, war nicht besonders gross. Ich veranschlagte die Zahl der Jungen auf 2500. Die Alten sieht man um diese Jahreszeit selten bei einander, aber in einem so schlechten Jahr, wie wir es hatten, glaube ich, kann man durchschnittlich nicht mehr als ein Junges auf jedes Nest rechnen. Danach würde sich die Zahl der Alten ungefähr auf 5000 belaufen. Wie bereits erwähnt, hatten die Jungen ihr Flaumkleid jetzt fast ganz abgeworfen und im Zusammenhang damit angefangen, ihre Schwimmübungen zu machen, oft in ganzen Scharen unter Anleitung einiger älterer Vögel. Sie tauchten schon ganz gut, plätscherten aber noch etwas ungeschickt mit den Flügeln im Wasser. Sie wurden nun auch bald von den Alten verlassen, da sich diese schon in grosser Zahl wieder dem Brutgeschäft widmeten. Ekelöf stellte fest, dass die später ausgekrochenen Jungen viel fetter waren als die aus der ersten Brutperiode stammenden, denen die Speckschicht fast immer gänzlich fehlte.

Nahrung konnten sich die Jungen noch kaum selbst verschaffen, sie wurde ihnen von den Eltern eingesammelt; ich nehme nämlich an, dass sich Vater und Mutter beide beteiligen. Will man eine Vorstellung davon haben, wie einer dieser älteren Pinguine seinen Tag verbringt, so gestalten sich die Verhältnisse ungefähr folgendermassen. Früh am Morgen begeben sich die Tiere auf das Meer hinaus, wo sie oft in grossen Scharen tauchen und umherschwimmen und ihren Bedarf an Nahrung, die fast

ausschliesslich aus kleinen Krebstieren von der Gattung Euphausia besteht, ohne grosse Schwierigkeiten zu sich nehmen. Mit der einströmenden Flut kehren sie entweder in kleinen Gruppen oder allein zurück. Sie kommen unter dem Wasser herangeschwommen, in der Brandung macht sich ein leises Plätschern bemerkbar, und sie steigen an den Strand, recken sich, schütteln den Körper und die Flügel und lassen einen zischenden Ton laut werden. Sie beeilen sich keineswegs, ins Lager zurückzukehren, lenken aber doch allmählich ihren Kurs dorthin. Die Jungen erwarten sie hier und stürzen ihnen oft entgegen, wenn sie die steilen Klippen hinaufgeklettert kommen. Ich bin mir nicht klar darüber, ob es Widerwillen von seiten der Alten ist oder eine List, um sich ihrer zu entledigen, oder was es sonst sein kann, genug, die Pinguine ziehen sich oft wieder zurück und eilen über die Ebene dahin, von einem oder zwei laut piepsenden Jungen verfolgt, die so schnell laufen, wie die kleinen Beine sie tragen können.

Manchmal habe ich gesehen, wie das Alte allen Ernstes entflieht und das Junge dann traurig nach Hause geht; gewöhnlich aber lässt sich das erstere einholen, und nun folgt unter unaufhörlichem Gegacker eine interessante und in ihrer einfachen Natürlichkeit rührende Futterszene. Die Mutter — wie bereits erwähnt, mag es auch der Vater sein — beugt den Kopf herab und gibt klumpenweise die Krabben, die sie eingesammelt hat, wieder von sich, das Junge steht da, den ausgestreckten Schnabel in den Schlund des alten Vogels gesteckt und verzehrt gierig die gebotene Nahrung, ist jedoch nicht so völlig hiervon in Anspruch genommen, dass es einen sich nähernden Menschen nicht gewahr würde und Anstalten machte, ihm zu entfliehen. Die Fütterung nimmt eine gehörige Zeit in Anspruch, dann kehrt das Junge gewöhnlich in das Lager, das Alte an den Strand zurück. Haben sich zwei Junge zur Speisung eingefunden, so suchen sie einander wegzustossen und drängen sich vor, ich habe aber nie eine förmliche Prügelei zwischen ihnen beobachtet. Es erscheint mir ungewiss, ob die Alten auch andere als ihre eigenen Jungen füttern. Zuweilen liefen freilich Junge umher und suchten nach Nahrung bei verschiedenen Alten, aber ich habe nie gesehen, dass ihnen das geglückt wäre. Doch bin ich überzeugt, dass diese Vögel oft Pflegekinder annehmen, die sie



Der junge Pinguin nimmt die Nahrung auf, die der alte im Lauf des Tages für das Tierchen eingesammelt hat

grossziehen; ihr ganzes kommunistisches Leben steht im Einklang mit einer solchen Fürsorge.

Eigentümlich ist es, dass die Pinguine nur ungern ihre Rettung im Wasser suchen, selbst wenn sie direkt am Strande angefallen werden; erst wenn man sie so weit hinaustreibt, dass sie schon nass geworden sind, suchen sie diesen Zufluchtsort. Ihr beständiges Bestreben, die Klippen hinaufzuklettern, zeugt deutlich davon, wie bewusst sie sich des grossen Vorteils sind, der ihnen bei einem Streit mit ihresgleichen daraus erwächst, dass sie so hoch wie möglich stehen.

Am 12. Februar töteten wir die letzten der 400 Pinguine, die wir mitzunehmen beschlossen hatten, aber an den beiden folgenden Tagen war der Wind so stark, dass wir nicht daran denken konnten, die Rückfahrt anzutreten. Am Abend des 14., dem Jahrestag unserer Landung bei der Station, konnte ich nach einem abermaligen Besuch auf meinem Aussichtsberg die frohe Botschaft melden, dass die Eisverhältnisse besser aussahen, denn je zuvor. Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg, Zelt und Schlafsack zurücklassend, für den Fall, dass wir aus irgend einem Grunde über Land wieder hierher zurückkehren sollten. Es war ein beschwerliches Rudern, das Boot war schwer beladen mit Fleisch, und draussen ging die See hoch mit Dünung und Brandung. Der Nebel lag so dicht, dass wir nur auf Augenblicke Land erkennen konnten, und lange Strecken mussten wir uns durch dicken Eisschlamm hindurcharbeiten; oft sah es, trotz aller Arbeit, so aus, als wenn sich das Boot gar nicht vorwärts bewegte. In der Einfahrt zu dem Admiralitäts-Sund hatten sich die Eisverhältnisse infolge des Sturmes nicht wesentlich verändert, und dort konnten wir endlich in einen kleinen Eisfjord am Rande des hohen Ufers einlaufen. Hier setzten wir die Vögel zwecks späterer Abholung ab, worauf wir das Boot um das Vorgebirge herumruderten und es in dem Tal an der nordwestlichen Spitze der Insel an den Strand zogen. Hier wird es wohl noch heute, wo ich dies niederschreibe, ruhig liegen.

Gegen 3 Uhr waren wir daheim auf der Station, wo man uns bei so bösem Wetter kaum erwartet hatte. Es tat gut, sich von all dem Blut und Schmutz zu reinigen, und dann gönnten wir uns nach der anstrengenden Arbeit eine Ruhestunde am Abend. Ich übernahm am nächsten Morgen von 5 Uhr an die Magnetwache, um Bodman zu entlasten, der mir eröffnete, „er



Aussicht von der Winterstation — Der Basaltberg ist sichtbar, über dem Plateau aber liegt ein leichter Nebel

sei so sanguinisch, zu hoffen, dass das Schiff am nächsten Tage kommen würde, weswegen er gern einmal ausschlafen möchte."

Diese Äusserung ist charakteristisch für die Stimmung, die unter uns herrschte, und man darf sie nicht ausser acht lassen, wenn man die Eindrücke der nächsten Tage verzeichnet liest. Vor allen Dingen mussten unsere kostbaren Pinguine so schnell wie möglich in Sicherheit gebracht werden. Glücklicherweise hatten wir am 16. gutes Wetter. Ich nahm Jonassen mit, um die erste Schlittenlast abzuholen, am Abend fuhr er noch einmal allein hin und holte den Rest des Fleisches.

Am Abend brach ein heftiger Sturm aus, zuerst aus SSW, dann mehr aus WSW. Derselbe Wind hatte an den vorhergehenden Tagen das Eis aus dem Fjord getrieben, so gaben wir uns denn den schönsten Hoffnungen hin.

Bodman und ich schrieben Berichte, die bei unserer Abreise auf der Station zurückgelassen werden sollten, und berieten miteinander, wie wir den Transport unserer Sachen am besten ordnen könnten. Böse Ahnungen erfüllten mich allerdings, als ich am 18. erfuhr, dass die Temperatur auf fast —10° gesunken war, aber erst als ich meine Mitternachtswache antrat, wurde es mir klar, dass der Sommer zu Ende war. Dichte Schneemassen vor sich hertreibend, brauste der Sturm so gewaltig, dass ich kaum dagegen angehen konnte. Es war eine stockfinstere Nacht ohne Sterne und mit so starker Kälte, dass mir fast die Finger an der einen Hand abfroren, als ich die Thermometer ablesen wollte, ohne Handschuhe an den Händen zu haben.

Auch noch am nächsten Tage hielt der Wind an, wenngleich seine Heftigkeit jetzt ein wenig abgenommen hatte, und am Abend konnte ich mich nicht länger bezwingen, ich zog Windkleider an und ging auf den Basaltberg hinauf, um mich von der Wendung, die unser Geschick genommen, zu überzeugen. Diesen Zweck erreichte ich auch wirklich. Vor mir lag ein eisbedecktes Meer, wie ich es den ganzen Sommer hindurch gesehen hatte, Eis nach allen Richtungen hin, nach Norden, Osten und Süden, und nahe am Lande war es am dichtesten gepackt.

Zum ersten Male überkam mich jetzt allen Ernstes der Gedanke, dass wir wirklich noch ein ganzes Jahr hier eingekerkert bleiben sollten. Ein Glückszufall, ein Wunder konnte uns noch befreien, Menschenmacht vermochte hier aber nichts. Auch konnte niemand voraussehen, welches Geschick uns hier noch

bevorstand! Den heftigsten Kampf in mir kämpfte ich dort oben aus, während ich zusammengekauert am Boden lag zwischen ein paar kahlen Felsblöcken, die mich nur ungenügend gegen den Sturm schützten, und in der hereinbrechenden Dämmerung die wohlbekannten Umgebungen und den zerrissenen, mit Sturmwolken bedeckten Himmel betrachtete. Am schwersten von allem war mir der Gedanke an die Lieben in der Heimat, die uns zurückerwarteten und nun noch ein ganzes Jahr ohne alle Nachricht bleiben mussten. Für mich persönlich war der heutige Tag ein Gedenktag, und ich wusste oder hoffte doch wenigstens, dass herzliche Gedanken über das Eis hinweg zu mir herüberflogen. Aber ich konnte nichts machen, ich konnte nur versprechen, alles aufzubieten, was in meinen Kräften stand, um denen, die jetzt enttäuscht waren, im nächsten Jahre gute Nachrichten mitzubringen.

Es war keine frohe Botschaft, die ich meinen Kameraden auszurichten hatte, als ich auf der Station anlangte. Vielleicht sahen sie die Sache nicht so hoffnungslos an wie ich, aber ich möchte ihnen allen hier doch meinen Dank aussprechen für die Art und Weise, in der sie diese grosse Enttäuschung hinnahmen. Niemand klagte, niemand zeigte eine Spur von Furcht, aber von Stund an sprachen wir nicht mehr von Entsatz. Wenn wir die Zukunft berührten, so geschah es, um zu überlegen, wie wir unsern Winter am besten vorbereiten und anwenden sollten.

XVIII.

Der zweite Winter.

Wir fahren fort, Proviant einzunehmen. — Unsere Vorräte und unsere Speisenfolge während des Winters. — Die Märzstürme. — Einteilung der wissenschaftlichen Arbeiten. — Das Mittwinterfest. — Eigentümliches Winterwetter. — Vorbereitungen für die Schlittenfahrt.



Der Winter brach nicht unmittelbar nach diesen Stürmen herein, der Februar schenkte uns noch mehrere schöne Tage, schwerlich hätten wir uns aber noch einmal mit dem Boot nach der Seymour-Insel begeben können. Wir waren deswegen froh, einen so wichtigen Teil unseres Vorrates, wie es das Pinguinfleisch war, sicher nach der Station geschafft zu haben. Hundert Pinguinbrüste wurden im Freien aufgehängt, wo sie sich in dieser Witterung völlig frisch hielten, alles übrige Fleisch wurde in Fässern eingesalzen. Dies war eine unnötige Vorsicht, die wir, wie es sich gleich zeigen wird, teuer bezahlen sollten, aber uns fehlte jegliche Erfahrung in diesem Punkte und wir wollten uns nicht gern einem Risiko aussetzen.

Mit Eifer setzten wir auch das Einsammeln von Seehundsfellen fort, und es ward den Seehunden nicht leicht gemacht, in unserer Nähe unbemerkt auf das Eis hinauszukommen. Im allgemeinen mussten wir freilich recht weit gehen, um diese Tiere zu treffen, nur ein paarmal im Laufe des ganzen Sommers geschah es, dass einige, und noch dazu Krabbenfresser, bis an die Station herankamen. Ein Fell nach dem andern wurde am Strande aufgestapelt, und so oft es möglich war, fuhren wir auch die ganzen

Tiere nach der Station, hauptsächlich, um Fleisch für die Hunde zu haben.

Ich erinnere mich eines besonders schönen Abends, an dem ich diese Arbeit übernahm. Am 23. hatte Sobral einen Seehund an einem kleinen Eisberg draussen im Sund getötet und abgezogen. Die Hunde hatten an diesem Tage mehrere lange Fahrten gemacht und bedurften daher der Ruhe; damit aber das Fell nicht, falls ein Sturm hereinbrach, mit Schnee bedeckt werde und verloren gehe, beschloss ich, es noch am selben Abend abzuholen. Ich benutzte zu diesem Zweck unsern Handschlitten, der bisher noch fast gar nicht zur Verwendung gekommen war. Ich hatte mir gedacht, dass diese Art Schlitten, falls es uns an Hunden fehlen sollte, bei dem ebenen und harten Eis, das ich in diesen Gegenden zu finden hoffte und auch gefunden habe, brauchbar sein müsste, und ich hatte deswegen einen solchen nach eigenem Modell für die Expedition anfertigen lassen. Um ihn stärker und haltbarer zu machen, hatte ich allerdings gewisse Vorteile opfern müssen, die ein Handschlitten im allgemeinen bietet, trotzdem bin ich aber der Meinung, dass das Prinzip an sich richtig ist und bei der Ausrüstung von Polarexpeditionen Beachtung verdient, obwohl noch weitere Versuche erforderlich sind, ehe das Modell als endgültig festgelegt gelten kann. Namentlich ist es von Wichtigkeit, den Schlittenkufen die richtige Breite zu geben, die Kufen an unserm Schlitten waren zu schmal.

Mit dem unbeladenen Handschlitten ging es schnell aufs Eis hinaus, ehe ich aber das Fell festgebunden hatte, war es 9 Uhr geworden und es begann bereits stark zu dunkeln. Der Himmel erstrahlte in prachtvollen Farben, im Nordosten stand eine niedrige Wolkenbank, nach unten zu schwarzblau infolge eines fernen Wasserreflexes, oben dunkel grünblau, begrenzt von einem intensiven Purpurband, das allmählich in den gewöhnlichen kalten blassblauen Ton des Himmels überging. Alle Konturen hoben sich scharf ab, das Eis selbst lag weiss da, rings umher herrschte tiefe Stille. Es dunkelte indes schnell, und schliesslich musste ich den Schlitten eine Strecke vom Ufer entfernt stehen lassen, da ich nicht genug sehen konnte, um ihn über die Schneewehen hinüberzuschieben. Es machte einen traulichen Eindruck, als mich am Strande Hundegebell begrüsste und mir durch das Fenster unseres Wohnhauses Licht entgegenschimmerte, ganz wie an einem Winterabend auf dem Lande in der fernen Heimat. Das

auf diese Weise nach Hause geschaffte Fell war das dreiunddreissigste in unserm Lager, nun erwarteten wir nicht mehr viele zu bekommen, abgesehen von den vereinzelten, die wir im Laufe des Vorwinters erbeuten konnten. Wir brannten auf dem Herd Speck und Haut zusammen, und ein Drittel der letzteren musste



Das astronomische Observatorium und das Passage-Instrument

nach unserer Berechnung Feuerungsbedarf zum Kochen und Heizen während des Winters decken, ohne dass wir uns einer besonderen Sparsamkeit zu befleissigen hatten.

Aus der nachstehenden Tabelle ergibt sich die Speisenreihe, die infolge der aufgenommenen Inventur bis Ende November gelten sollte, um welche Zeit wir auf Entsatz hoffen zu können

meinten, und wo wir auf alle Fälle frische Vorräte an Eiern, Vögeln usw. beschaffen konnten. Es würden dann nur noch die erwähnten Kisten mit Bootproviant, Mehl und Graupen, ein Posten Pemmikan, sowie gedörrte und konservierte Gemüse übrig sein, abgesehen von allerlei auserlesenen Sachen, die wir hauptsächlich als zu den Arzneivorräten gehörig betrachteten.

Sonntag.

Frühstück: Labskaus mit Kohlrabi.

Mittags: Konservenfleisch mit eingebackenem Gemüse, Konservensuppe, Dessert.

Abends: Sardinen mit kaltem Geflügel.

Montag.

Frühstück: Grütze, Hering und Kartoffeln (soweit der Vorrat reicht).

Mittags: Pinguin mit gedörrtem Gemüse, Pfannkuchen mit Eingemachtem.

Abends: Pastete und kaltes Geflügel.

Dienstag.

Frühstück: Seehundsteak mit gedörrtem Gemüse.

Mittags: Blutwurst oder Blutpudding, Konservensuppe.

Abends: Aufgewärmtes Steak.

Mittwoch.

Frühstück: Grütze.

Mittags: Salzfleisch (später Pinguin) mit Bohnen, Obstsuppe.

Abends: Kaltes Geflügel.

Donnerstag.

Frühstück: Seehundsteak.

Mittags: Erbsensuppe mit gesalzenem Pinguin, Pfannkuchen und Eingemachtes.

Abends: Aufgewärmtes Steak.

Freitag.

Frühstück: Grütze.

Mittags: Pinguin mit Maccaroni oder Reis, „Salzsuppe".

Abends: Pastete und kaltes Geflügel.

Sonnabend.

Frühstück: Seehundsteak.

Mittags: Gesalzener oder gedörrter Fisch mit gedörrtem Gemüse, Schokoladensuppe.

Abends: Aufgewärmtes Steak.

Ausserdem gab es morgens und nachmittags Kaffee, abends Tee oder Schokolade. Brot bekamen wir zu allen Mahlzeiten, Butter dahingegen nur drei-, später nur zweimal am Tage. Wir befürchteten anfangs, dass sich der Kaffeevorrat als ungenügend erweisen würde, was uns sehr empfindlich gewesen wäre, aber wenn wir den Satz gut auskochten, konnten wir ein einigermassen wohlschmeckendes Getränk zweimal täglich für die ganze Dauer des Winters erzielen. Auf dem Papier nimmt sich dieser Speisezettel gar nicht übel aus, aber er war natürlich sehr einförmig. Ich werde später noch darauf zurückkommen und alle die Mängel hervorheben, die sich am fühlbarsten machten.

Man darf jedoch nicht glauben, dass uns in dieser Zeit nur die Fürsorge für unsere leibliche Notdurft beschäftigte. Noch nie hatte ein Mensch zwei Winter hintereinander in antarktischen Gegenden zugebracht, und wir beschlossen, alle unsere Kräfte aufzubieten, um diesen seltenen Fall gründlich auszunutzen. In erster Linie gewannen natürlich die meteorologischen Beobachtungen durch den verlängerten Aufenthalt; in dieser Beziehung konnten so wichtige Resultate erzielt werden, dass alle unsere Opfer allein dadurch aufgewogen wurden. Aber ausserdem erlangten auch fast alle andern Arbeiten, die wir ausgeführt hatten, die astronomischen, magnetischen, bakteriologischen, kartographischen, wie auch die Untersuchungen des Eises usw. einen unberechenbar erhöhten Wert dadurch, dass wir sie während einer so viel längeren Zeit fortsetzen konnten. Im übrigen beschäftigten wir uns gleich von Anfang an damit, neue Gebiete und Methoden für unsere Forschungen zu ersinnen. So z. B. ordnete Ekelöf eine Serie physiologischer Arbeiten an, die mit Studien über das Wahrnehmungsvermögen des Auges für Farben unter verschiedenen Bedingungen eingeleitet wurden. Bodman stellte einige Thermometer auf, um die Temperatur des Meereseises in verschiedenen Tiefen zu messen, und suchte auf Grund der von Dr. Steenstrup in Vorschlag gebrachten Methode einen neuen Apparat für die Bestimmung der Intensität des Sonnenlichts



Der Hügel vor dem Stationshause: Die Thermometerhäuser und die astronomische Hütte

zu konstruieren. Das Sonnenlicht fällt auf einen Streifen lichtempfindlichen Papiers, wobei es eine schützende Hülle durchdringen muss, die an verschiedenen Stellen von verschiedener Dicke ist. Danach bestimmt man nun, wie stark die Wirkung des Sonnenlichts an den verschiedenen Tagen gewesen ist. Bei den Mitteln, die uns zu Gebote standen, kam jedoch dies Verfahren nicht zu seiner vollen Anwendung.

Ende Februar und Anfang März hatten wir sehr unregelmässiges und oft stürmisches Wetter. Am 5. März trat eine für unsere Verhältnisse höchst eigentümliche Naturerscheinung ein, nämlich ein ordentlicher Regen. Dass einige Regentropfen fielen, war allerdings mehrmals vorgekommen, jetzt aber hielt der Regen den ganzen Tag an und war zeitweise so stark, dass man nicht ohne Unbehagen hinausgehen konnte. Um so gewaltsamer machte sich der Umschlag am Abend bemerkbar. Bodman soll in sein Tagebuch geschrieben haben, an diesem Tage $^1/_2$7 Uhr abends werde der Winter beginnen, und diese Voraussagung des Meteorologen traf besser ein, als er selber es wohl erwartet hatte. Jetzt trat nämlich eine Periode des Sturmes und der Kälte ein, die selbst nach den von uns gemachten Erfahrungen als eine für diese Jahreszeit ungewöhnlich schwere angesehen werden musste, denn trotz der relativ windstillen und warmen Tage, die wir Anfang März gehabt hatten, stellte sich die Durchschnittstemperatur des ganzen Monats auf —11,4° bei einer Windstärke von 13$^1/_2$ m in der Sekunde. Mit Ausnahme von einem oder zwei Tagen hielt der Sturm ohne Unterbrechung bis zum Ende des Monats an.

Dann kam der April und mit ihm besseres Wetter. Während der nun folgenden drei Monate herrschte im allgemeinen eine strenge Kälte mit verhältnismässig seltenen Stürmen. Ich konnte jetzt meine langgeplante Arbeit in Angriff nehmen und draussen im Admiralitäts-Sund eine Reihe Lotungen und Temperaturbestimmungen vornehmen. Es zeigte sich, dass die Temperatur des Wassers bis auf den Grund herab, in einer Tiefe von ungefähr 130 m, überall die gleiche ist, im Winter ungefähr —1,9°. Gemeinschaftlich mit mir nahm Ekelöf ebensolche Lotungen zu bakteriologischen Zwecken vor. Während wir draussen waren und in einem Seehundsloch arbeiteten, kam plötzlich der Seehund an die Oberfläche um zu atmen. Prustend und schnaubend, so dass uns das Wasser bis ins Gesicht hineinspritzte, betrachtete

er uns mit seinen grossen Augen. Ein wunderbarer Anblick muss es auch für ihn gewesen sein, der offenbar der Ansicht war, dass das Loch ihm allein gehörte; und wir konnten uns freuen, dass er unsere Lotungsapparate in seinem Bereich duldete.

Um diese Zeit sollte sich auch das Schicksal der Falklands-Hunde auf traurige Weise entscheiden. Als wir im Februar von unserer Pinguinschlachterei nach Hause zurückkehrten, erwartete mich eine Nachricht, die mich sehr betrübte: Sowohl Kurre als auch Kain waren verschwunden, zweifelsohne von ihren



Schnaubend betrachtete uns der Seehund aus seinem Loch heraus

Kameraden tot gebissen. Beide waren tüchtige Hunde gewesen, an Kurre hing ich ganz besonders, infolge all der schweren Arbeit, die er während der Schlittenreise so unermüdlich verrichtet hatte. Ich hatte immer noch gehofft, dass er bei der Rückkehr in freundlichere Gegenden seinen Lohn dafür ernten würde. Zu Anfang des Winters waren uns nur noch drei Falklands-Hunde erhaltenen, darunter zwei von den auf der „Antarctic" geborenen Jungen. Einen von diesen beschloss ich zu retten, es war ein lebhafter, sehr geselliger Hund, der sich immer gut mit den grönländischen Kameraden gestellt hatte, weswegen ich hoffte, dass er den Winter überleben würde. Was die beiden andern

betraf, so musste ich mich jetzt entschliessen, sie zu töten, wie schwer mir das auch wurde, da diese Tiere uns jetzt so lange, in guten wie in bösen Tagen, treue Freunde gewesen waren. Es war schon jetzt recht schwierig, hinreichende Nahrung für sie zu finden, auch war es wirklich eine Tierquälerei, sie in diesem Winterklima am Leben zu erhalten, namentlich, da man voraussehen konnte, dass sie früher oder später von den Kameraden tot gebissen werden würden.

Auch den letzten übrig gebliebenen Falkländer sollten wir nicht lange behalten. Es war eine eigentümliche Beobachtung, die ich diesmal, wie bereits mehrmals früher, machte, dass die Hunde stets, bevor sie von den andern totgebissen wurden, selbst zu merken schienen, was ihnen bevorstand, ganz als hätten sie im voraus ihr Todesurteil erfahren. Eines Tages im Mai verschwand der Hund, ich suchte ihn lange vergeblich, und fand ihn dann schliesslich zwischen ein paar Eisblöcken unten am Strande tot daliegen. Ich entbehrte ihn sehr, er war mir getreulich auf allen Wanderungen gefolgt und war der letzte von den Hunden, die als Gesellschaft und Spielkamerad dienen konnten.

Anfang April hatten wir das Glück, innerhalb weniger Tage sechs ungewöhnlich grosse Seehunde zu töten. Ihrem Fleisch, das sorgfältig verwendet wurde, hatten wir es zu danken, dass wir nicht den grössten Teil des Winters gezwungen waren, gesalzenes Pinguinfleisch zu essen, und mit ihren besonders speckhaltigen Fellen, die Brennmaterial für mehr als einen Monat enthielten, konnten wir den ganzen Winter hindurch mit gutem Gewissen nach Herzenslust einheizen.

Langsam, tödlich langsam, vergingen im übrigen diese ersten Monate. Das Vorgefühl des langen Winters, der jetzt eigentlich kaum angefangen hatte, versetzte uns gerade in dieser Zeit in eine fast unerträglich nervöse Spannung. Man sehnte sich vorwärts, man zählte die Tage, und nur der Wachdienst bildete eine Unterbrechung in diesem ewigen Einerlei. Bodman und Sobral übernahmen auch in diesem Jahr die eigentlichen Tagwachen, aber die Nacht wurde jetzt bis 10 Uhr vormittags gerechnet. In der ersten Zeit schliefen wir alle nur jede vierte Nacht ungestört, später fanden wir es bequemer, die Sache so einzurichten, dass, wer bis 1 Uhr Wache gehabt hatte, um 3 Uhr wieder aufstehen musste, um die nötigen Observationen zu machen. Auch an den

magnetischen Nachtobservationen beteiligten wir uns jetzt alle. Ich selber hielt es für einen Vorteil, dass diese vermehrte Wirksamkeit gerade in eine Jahreszeit fiel, wo man keine andern zusammenhängenden wissenschaftlichen Arbeiten machen konnte.

Auf diese Weise verging eine Woche nach der andern, bis wieder die trostloseste Zeit des Jahres herankam.

Wir hatten im vergangenen Jahre das Mittwinterfest gefeiert, man muss sich nicht wundern, dass wir es in diesem Jahre mit noch grösserer Befriedigung begingen. Eine finstere Zeit lag hinter uns, eine Zeit der Spannung und Erwartung, mit düsteren Aussichten für die Zukunft, voll schwerer Situationen, in denen niemand wusste, wie sich die nächste Zeit gestalten würde. Aber bei einigem guten Willen war alles so glücklich verlaufen, wie man nur wünschen konnte, und nun wurde jeder Tag, der kam, heller als sein Vorgänger, bis es wieder Sommer um uns war. Wir sassen alle beisammen, um eine Flasche Punsch geschart, eine von den allerletzten, die wir noch besassen. Die Stimmung war keineswegs heiter, aber sie war zuversichtlich und hoffnungsvoll, und wir wussten jetzt, dass es im wesentlichen von uns selbst abhing, wenn ein wertvolles Ergebnis unser langes Warten belohnte. Sogar der Phonograph wurde hervorgeholt, und wir amüsierten uns damit, noch einmal sein ganzes Repertoir anzuhören. Als Abendbrot bekamen wir Laugenfisch und Reisbrei, und ich selber spendierte nach dem Essen von den Zigaretten, die ich am Weihnachtsabend 1901 an Bord der „Antarctic" in der Lotterie gewonnen hatte, die sich jetzt jedoch nur noch zum Stopfen unserer Pfeifen eigneten. Das Diner am Mittsommertag bestand aus Schwedentisch mit Zunge in Heringslake, Zwiebeln und getrocknetem Pinguin sowie einem Schnaps, der aus Konservenspiritus bereitet war, ferner Konservensuppe, Pinguinsteak mit Schneidebohnen, Mais und der letzten Dose mit Schokoladepudding, der jetzt seiner Süsse wegen sehr geschätzt wurde; dazu wurde ein kleines Glas Portwein gereicht. Das Fest war nicht ganz so üppig, wie im vergangenen Jahre, aber vielleicht schmeckte es uns dafür um so besser.

Bodman photographierte die Sonne an dem Tage, als sie am niedrigsten stand, gerade als sie hinter der Cockburn-Insel hervorkam, durch die sie einstweilen unsern Blicken gänzlich entzogen war, wie bei einer wirklichen Sonnenfinsternis. Um 1 Uhr 40 Minuten ging die Sonne an diesem unserm kürzesten

Tage unter, aber noch um 3 Uhr konnten wir das Thermometer ablesen, ohne uns einer Laterne zu bedienen.

Man kann sich kaum eine grössere Verschiedenheit in der Witterung vorstellen, als sie diese beiden Jahre boten. Der zweite Winter war zu Anfang wesentlich kälter, dafür aber unverhältnismässig weniger stürmisch, obwohl ein Klima, dessen mittlere Windstärke für den Monat 6 m beträgt, natürlich immer als windig angesehen werden muss. Für uns war indes diese günstigere Witterung von grosser Bedeutung, da wir uns fast beständig im Freien bewegen konnten. Dass uns die Zeit nicht noch langsamer verging, findet auch ausschliesslich hierin seine Erklärung. Zuweilen wollte es uns fast scheinen, als ob die Tage schnell verstrichen, wahrscheinlich im Gegensatz zu dem, was wir erwartet hatten; jemand von uns meinte, die Wochen liefen schnell dahin, die Monate aber langsam, ich selber hatte keine klare Auffassung davon, ob die Zeit schnell oder langsam verstrich, ich weiss nur, dass, wenn ich zurückblickte, mir alles ungefähr gleich entfernt schien, mochte es sich vor vier Wochen oder vor sechs Monaten ereignet haben. Natürlich blieben vereinzelte Stürme nicht aus, doch gemahnten uns diese nur, wie dankbar wir sein mussten, dass es uns im allgemeinen so gut erging.

Das Tagebuch erinnert an ein kleines Abenteuer, das sich an einem dieser kalten Sturmtage zu Anfang Juli zutrug. Die Hunde pflegten in solchen Zeiten in der „Laube" zu liegen, und in der Nacht erwachten wir alle infolge eines wilden, langgezogenen Geheuls, das von diesem Platz ausging. Schliesslich verlor einer von uns die Geduld, warf einen alten Rock über und stürzte in den Sturm hinaus, die hocherhobene Peitsche in der Hand, um den Friedenstörer aus unserer Umgebung zu vertreiben. Es war einer der bald ein halbes Jahr alten, jungen Hunde, der zwischen den Kisten lag und von Zeit zu Zeit ein markerschütterndes Geheul ausstiess. Ein wohlgezielter Hieb verstärkte diese Jammertöne nur, und das Tier machte keine Miene, sich zu rühren. Die nun folgende Untersuchung ergab, dass der arme Kerl festgefroren war, und erst mit Hilfe einer Axt konnte er befreit werden. Heute treibt er sich scheu herum und sucht das Weite, sobald sich ein Mensch in seiner Nähe blicken lässt. Die armen Tiere, die so viel aushalten müssen; ich würde gern alles für sie tun, aber es steht ja leider nicht in meiner Macht.



Der kürzeste Tag des Jahres: Die Sonne guckt hinter der Cockburn-Insel hervor

Bei den im vorigen Jahre gesammelten Erfahrungen war es uns unmöglich, uns in dieser Witterungsperiode ruhig zu fühlen. Beständig schwebten wir in Angst vor dem Sturm, der nach einer so langen Reihe windstiller Tage sicher kommen musste, wir malten uns die arge Kälte aus, die er mit sich führen würde, hatten wir doch schon im Vorwinter bei völliger Windstille so sehr unter Kälte leiden müssen! Wir befanden uns erst in der Mitte des Juli, wo im vergangenen Jahre die strengste Kälte eingesetzt hatte.

Es war uns daher mindestens überraschend, als der Wind am 17. Juli nach einem Morgen mit ungefähr − 30° in einen Sturm von Norden her überging, während die Temperatur am Abend auf + 4° stieg. Ein Wetter, wie es jetzt mitten im Winter eintrat, hatten wir während aller der vorhergehenden Monate nur ein- oder zweimal gehabt. Als wir auf die Anhöhe hinaufkamen, konnten wir sehen, dass sich im Eise ausgedehnte Öffnungen gebildet hatten. Gleichzeitig hörten wir den vom Sommer wohlbekannten Ruf „Ossifraga“ und sahen einen Riesensturmvogel über dem Stationsgebiet kreisen, aufmerksam von den Hunden beobachtet, die einen so leckeren Braten gar gerne erbeutet hätten.

Nun begannen wieder die lebhaftesten Erörterungen in unserer kleinen Gesellschaft; beständig wurde die Frage aufgeworfen, was dies Sommerwetter oder, wie wir es nach den von uns gemachten, entsprechenden Erfahrungen nannten, dies Septemberwetter für uns zu bedeuten habe. Einige freuten sich über die „schöne Wärme“, da es aber zu stark wehte, um im Freien zu arbeiten, fand *ich* diesen Zustand weniger erfreulich. Würde der Umstand, dass sich das Eis schon in dieser Jahreszeit löste, uns Nutzen bringen, oder würde nur ein um so empfindlicherer Rückschlag folgen? — Dies waren Fragen, die niemand zu beantworten vermochte.

Drinnen im Hause verursachte die plötzliche Temperaturveränderung allerlei Ungelegenheiten. All das viele Eis, das sich in den Ecken und Winkeln angesammelt hatte, begann zu schmelzen, und das Wasser sammelte sich zu einem See an, namentlich in dem Zimmer, das Sobral und ich bewohnten. Wir mussten Holzklötze herbeischaffen, über die wir uns fortbewegten, um nicht gänzlich durchnässte Füsse zu bekommen. Wir stellten ein grosses Reinmachen an; das Eis wurde mit der Axt los-



Zwischen der alten Eismauer und der Schneeschanze bildete sich eine Vertiefung

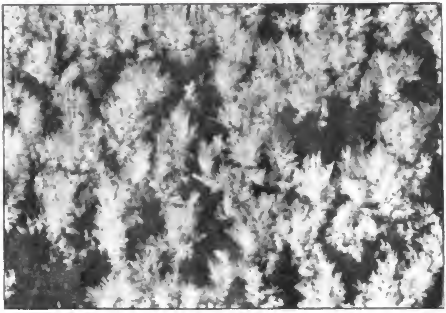
geschlagen und in grossen Eimern hinausgetragen. Auf dies Wetter folgte, wie wir das bereits kannten, eine eigentümliche Beleuchtung, ein schwerer, wolkenbedeckter Himmel mit dunkeln Cumulus-Wolken am Horizont. Die Luft war infolge von Nebel und Schneegestöber so undurchdringlich, dass wir keine klare Aussicht auf das Meer gewinnen konnten. Ebenso plötzlich, wie der warme Wind gekommen war, ebenso schnell verschwand er schon nach drei Tagen wieder. Fast ohne allen Übergang wurde es völlig dunkel, aber nur auf eine oder zwei Minuten, dann kam ebenso plötzlich der Südwestwind, der die Temperatur auf -20° herabtrieb.

Wir hatten gehofft, dass uns die warme Witterung einen Seehund herbeiführen würde, nach dessen Fleisch wir grosse Sehnsucht empfanden. Eines dieser Tiere hatten wir lange mit Aufmerksamkeit verfolgt und ihm aufgelauert, in der Hoffnung, dass es eines Tages durch sein Loch im Eise auftauchen würde. Statt dessen verschwand dieser Seehund jetzt gänzlich, das Loch füllte sich mit Schnee und Eis und fror zu. Vielleicht hatte ihn das benachbarte offene Wasser verleitet, unsere nähere Umgebung zu verlassen. Diese merkwürdige warme Witterung war keine vereinzelte Erscheinung, denn während der nun folgenden Monate kehrten dieselben Nordwinde einmal über das andere wieder, beständig grosse offene Wasserflächen draussen auf dem Eis hinterlassend. Der Unterschied in der Durchschnittstemperatur der beiden Jahre, die wir dort unten verlebten, war in diesem Monat unerhört gross, -12° statt -28°, und am 5. August hatten wir ein Maximum von $+5{,}3^\circ$, die höchste Temperatur, die im südlichen Polargebiet beobachtet worden ist, nicht nur von uns, sondern von allen, die diese Gegenden besucht haben. Und dies geschah mitten im Winter!

Wäre dies Wetter zuverlässig gewesen, so würde es trotz der Kürze der Tage möglich gewesen sein, schon jetzt mit unsern Schlittenfahrten zu beginnen. Dies war aber keineswegs der Fall, im Gegenteil folgten auf das milde Wetter in der Regel schwere Stürme und Kälte, ganz abgesehen davon, dass die Wärme gewöhnlich in Begleitung starker Winde auftrat. Auch wollte ich unsere ziemlich kärgliche Schlittenausrüstung nicht für eine Fahrt aufs Spiel setzen, auf der man doch vielleicht nur in seinem Schlafsack eingeschlossen lag. Erst am 20. August unternahmen wir einen kleinen Ausflug nach dem Depot hinter Kap Hamilton.

Die dort hinterlassenen Vorräte waren jetzt völlig im Schnee begraben, und es war keine kleine Leistung von Jonassen, dass er sie unter diesen Umständen wieder aufzufinden vermochte. Ich hatte eigentlich die Absicht gehabt, die Fahrt bis Kap Gage zu erstrecken, aber am nächsten Tage bekamen wir Sturm, und da das Wetter auch noch am 22. drohend aussah, so kehrten wir nach der Station zurück, die wir auch glücklich erreichten, bevor der Orkan allen Ernstes losbrach.

Jetzt hatte das gute Wetter für lange Zeit ein Ende, denn der noch übrige Teil des August und der ganze September waren verhältnismässig kalt und stürmisch. Freilich fehlte es nicht an einzelnen schönen Tagen, und an einem derselben, dem 6. September, gelang es uns, ein paar Seehunde zu erlegen, die den Hunden reichlich Nahrung gaben und in unsern Haushalt eine angenehme Abwechslung brachten. Dies war eine grosse Epoche in unserm Winterleben. Von dieser Zeit an glaubten wir der Welt ein gutes Stück näher gekommen zu sein. Aber gerade die letzte Hälfte des September war, genau so wie im vorigen Jahre, ungewöhnlich stürmisch, und obwohl ich jeden Tag hoffte, meine langersehnte Schlittenreise antreten zu können, war dies doch immer noch unmöglich.



XIX.

Stimmungen und Lebensweise im Winter.

Das Essen. — Der Gesundheitszustand. — Die Kleidung. — Wie wir unsern Tag zubrachten. — Die Feuerung. — Die Kojen. — Gedanken an die Zukunft. — Was wir entbehrten. — Träume. — Die Sehnsucht nach Tätigkeit. — Unsere wissenschaftlichen Arbeiten.

In diesem Zusammenhang will ich unsere Stimmungen und unsere Lebensweise während der zweiten Überwinterung schildern, zu der wir so unerwartet gezwungen wurden. Bekanntlich ist es etwas ganz gewöhnliches, dass Polarexpeditionen drei oder gar vier Jahre im Eise verbringen, und zwei Jahre hätten uns deshalb nicht als eine besonders lange Zeit erscheinen sollen. Aber bei einem solchen Vergleich muss man zuerst von allen den Expeditionen absehen, die in der Nähe der Eskimokolonien überwintert haben, und ferner muss man sich erinnern, dass unser erster Winter hier unten im Eis infolge seiner Stürme sicherlich unangenehmer war, als die Vereinigung von Kälte und Finsternis, die dem Forscher in den nördlichen Polargegenden entgegentritt. Ausserdem war unsere Gesellschaft sehr klein und in ihrer Zusammensetzung zu wenig homogen für ein so langes Beieinandersein. Am bedenklichsten von allem war es aber doch vielleicht, dass wir uns gar nicht auf eine solche Eventualität vorbereitet hatten.

Ganz anders hätte sich die Sache gestaltet, wenn wir von vornherein mit der Absicht an Land gegangen wären, zwei Jahre hier zu bleiben. Wir hätten dann unsere Winterstation an einen Ort verlegt, der für einen so langen Aufenthalt geeigneter gewesen wäre, und uns gleich mit grösseren Vorräten versehen. Unter solchen Umständen wäre die Enttäuschung leichter zu ertragen gewesen.

So wie sich die Verhältnisse jetzt gestalteten, wirkten diese vier Monate der Ungewissheit aufreibend auf uns, und als die Furcht vor einem längeren Eingeschlossensein sich in Gewissheit verwandelte, entstand hieraus ein vollständiges Misstrauen in Bezug auf die Zukunft, wir meinten, wenn wir einmal auf diese Weise in Stich gelassen wären, so gebe es in Bezug auf Abholung und Sommerwetter nichts, worauf man sich verlassen könne.

Ich habe oben über unsere Wintervorräte berichtet. Was wir für das zweite Jahr mit uns führten, war ein Reservevorrat, der kleiner geworden war, als ursprünglich beabsichtigt gewesen, weil wir uns in der ersten Zeit gerade keiner sonderlichen Sparsamkeit befleissigt hatten, und von dem wir ausserdem jetzt etwas aufbewahren mussten für eine eventuelle dritte Überwinterung. Am fühlbarsten machte sich der Mangel an einigen Proviantartikeln, die glücklicherweise nicht zu den notwendigsten gehörten, namentlich an Zucker, Kaffee und Milch. Im übrigen würden wir aber keinen eigentlichen Grund zu einer Klage über unsern Küchenzettel gehabt haben, wenn wir uns nur immer frisches Fleisch hätten verschaffen können. Den grössten Teil unseres Pinguinfleisches hatten wir aber leider eingesalzen. Schon im Juli konnten wir nur zweimal wöchentlich frisches Fleisch auf den Tisch bringen, und obwohl wir im August einen kleinen Seehund erlegten, mussten wir in der Regel zweimal täglich das scharf gesalzene Pinguinfleisch essen, das hart und zäh wie Leder war. Gerade am letzten Tage, ehe wir im September abermals in den Besitz einiger Seehunde gelangten, findet sich im Tagebuch die Bemerkung, dass wir eine stramme Diät gehabt haben, nämlich gesalzenes Pinguinfleisch am Morgen, am Mittag und am Abend. Des Mittags gab es ausserdem eine ungewöhnlich salzige Suppe, die sogenannte Salzsuppe, die von gesalzenem Pinguinfleisch mit gedörrtem Gemüse bereitet wurde. Da

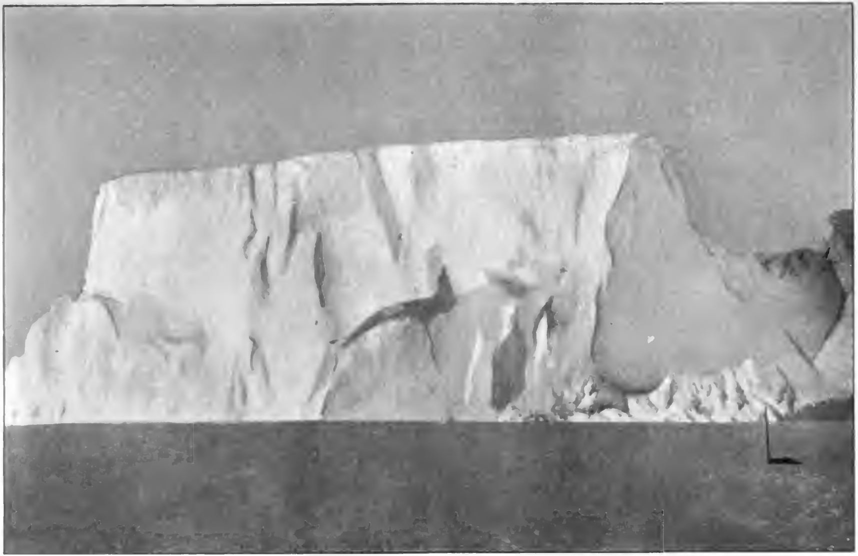
schmeckte uns dann aber das frische Seehundfleisch um so besser!

Die gedörrten Gemüse mundeten uns anfangs gar nicht, wir gewöhnten uns aber bald daran und konnten schliesslich gar nicht genug davon bekommen. Das Pinguinfleisch wurde des Mittags in Scheiben geschnitten und gekocht oder gebraten serviert, des Morgens wie eine Art Steak bereitet, das jedoch jetzt nicht mehr gebraten, sondern in der Pfanne mit Wasser und sehr wenig Butter gekocht wurde. Seehundspeck haben wir niemals verwendet. Erwähnt werden muss noch, dass das Pinguinfleisch keineswegs einen schlechten Geschmack hat, namentlich nicht, wenn es frisch ist, und besonders die mit diesem Fleisch gekochte Erbsensuppe ist ein vorzügliches Gericht.

Schiffszwieback konnten wir zweimal täglich auf den Tisch bringen, zu den beiden andern Mahlzeiten assen wir selbstgebackenes Brot. Unser Vorrat an Mehl war reichlich, leider hatten wir zu wenig Backpulver mitgenommen. Es muss deswegen als grosses Glück betrachtet werden, dass wir hier in der Wildnis eine Methode entdeckten, mittels deren wir uns Hefe zum Brotbacken verschaffen konnten. Als wir Ende März die letzten Überreste unserer gedörrten Kartoffeln verwenden wollten, waren sie schwarz und verdorben. Ekelöf untersuchte eine Probe davon unter dem Mikroskop und entdeckte hierin einen Organismus, der dem Hefepilz ähnlich war. Er fing an, ihn in einem eigens dazu bereiteten Teig zu züchten, der einige Tage in einer offenen, schmalen Flasche stand, und siehe da, es zeigte sich, dass der Teig wirklich aufging. Von nun an bekamen wir während des ganzen Winters mit Hefe gebackenes Brot, das uns ungleich besser schmeckte, als das mit Backpulver bereitete. Allerdings bin ich doch nicht ganz sicher, ob nicht dies Brot alle die Magenverstimmungen verursacht hat, an denen wir häufig während unseres Aufenthalts auf der Station litten, wohingegen wir auf den Schlittenreisen stets gesund blieben.

Grütze und Graupen hatten wir ebenfalls hinreichend, dahingegen war der Milchvorrat verhältnismässig knapp. Die Grütze war aber kein allgemein beliebtes Gericht.

Als einer der jungen Hunde im Winter totgebissen wurde, machte jemand den Vorschlag, ihn zu braten, um zu sehen, wie Hundefleisch schmecke. Schliesslich assen aber doch nur Bodman und Sobral davon. Sie fanden es schlecht gebraten und



Der grosse Eisberg im Admiralitäts-Sund

trocken. Trotzdem liess sich einer von den Kameraden am nächsten Morgen zum Frühstück das übrig gebliebene Fleisch statt der gewohnten Grütze geben.

Mit Ausnahme der eben erwähnten Magenverstimmungen war unser Gesundheitszustand fast immer vorzüglich. Auf das Ergebnis der physiologischen Untersuchungen, die der Doktor mit uns anstellte, komme ich später noch zurück. Als Messer des Gesundheitszustandes kann man vielleicht auch die Wägungen betrachten, die regelmässig jede zweite Woche vorgenommen wurden. Bei den meisten von uns machte sich dabei ein langsames Abnehmen des Gewichts geltend. Um ein Beispiel anzuführen, will ich die Ergebnisse der Wägungen am 14. Juni in Kilogramm anführen und daneben die Zahlen stellen, die eine Wägung um dieselbe Zeit im Vorjahr ergeben hatte:

	1903	1902		1903	1902
Nordenskjöld .	69	71,5	Sobral	65	69
Bodman . . .	63,5	67,5	Jonassen	75	74
Ekelöf	68	69	Aakerlund . . .	65	62

Es waren jedoch nicht nur unsere Speisenvorräte, mit denen es auf diese Weise langsam zu Ende ging. Unsere mitgebrachten Stearinlichte verringerten sich zusehends, aber ehe es damit auf die Neige ging, legten wir einen hinreichenden Vorrat zurück, um „im nächsten Winter" unsere Observationen mit der Laterne fortsetzen zu können. Petroleum war glücklicherweise noch in genügender Menge vorhanden. Schlimmer stand es mit der Bekleidung. Unterkleider hatten wir noch ausreichend, aber unsere täglichen Anzüge fingen allmählich an, recht sonderbar auszusehen, grosse Flicken waren überall die Kreuz und die Quer darauf genäht. Viele Stunden musste ein jeder von uns mit der Nadel in der Hand verbringen, emsig bestrebt, alles wieder in brauchbaren Stand zu setzen, gottlob brauchte man ja aber in dieser Umgebung keine Rücksicht auf die Eitelkeit zu nehmen, und bisher war niemand genötigt gewesen, sich einen ganz neuen Anzug anzufertigen. Die Hauptsache war, dass alles so haltbar wie möglich gemacht wurde; die Strümpfe flickte man z. B., indem man ein Stück Fries darüber festnähte oder ein Stück aus dem Schaft eines andern Strumpfes. Am schlimmsten bestellt war es mit dem Schuhzeug, das auf dem steinigen, fast nie mit Schnee bedeckten Boden arg zerschlissen wurde. Unser Vorrat an Sohlen war leider fast ganz erschöpft; die Seehundshäute



Ende einer Schlittenfahrt

konnten wir nicht gerben, sie waren auch wenig haltbar, trotzdem verfertigten wir daraus allerlei Meisterwerke, doch bezweifle ich, dass sie auf einer Schuhmacherausstellung einen Preis davongetragen haben würden.

Je nach dem Wetter und der Stimmung, in der wir uns befanden, brachten wir die Tage auf verschiedene Weise zu, die Abende aber waren sich fast immer gleich. Im ersten Jahre hatten wir niemals unsere Zuflucht zum Kartenspiel genommen, und darauf waren wir stolz, jetzt kam es uns sehr zu Nutze, dass wir dieses unschuldigen Zeitvertreibs, der uns Tag für Tag vereinigen konnte, noch nicht überdrüssig waren. Jonassen und Aakerlund sassen mit ihrem Kartenspiel in ihrer Kabine, wir andern versammelten uns fast jeden Abend zwischen 9 und $^1/_2$11 Uhr um den Essstubentisch, um Vira, Préférence oder Whist zu spielen. Haben jemals Karten einem Menschen Nutzen gebracht, so sind es die gewesen, die wir mitgenommen hatten, und ich werde sicher nie ein Kartenspiel erblicken, ohne ein Gefühl der Dankbarkeit zu empfinden. Es ist wohl nicht leicht für einen Unbeteiligten, die grosse Bedeutung einer solchen regelmässig wiederkehrenden Gelegenheit, sich während eines langen Winters auf neutralem Gebiet zusammenzufinden, richtig würdigen zu können.

Es trug sehr zu unserm Wohlbefinden bei, dass sich die Feuerung mit Speck so gut bewährte. Wir hatten noch einen bedeutenden Kohlenvorrat, den wir während des Winters gar nicht in Angriff nahmen, da wir bald ausfindig machten, dass der Speck für unsere Zwecke vorteilhafter war. Obwohl Fell und Speck zusammen in den Herd geworfen wurden, konnten wir nicht bemerken, dass das Feuer einen unangenehmen Geruch verursachte, dabei wärmte es besser als Kohlen und war leichter anzuzünden. Man brauchte daher nicht so sorgfältig darauf zu achten, dass das Feuer unterhalten wurde, und sobald es kalt war, konnte man sich ohne die geringste Mühe eine angenehme Glut verschaffen. Obwohl wir am Nachmittag den Herd selten anheizten, war unser Haus in diesem Winter doch besser erwärmt als im vergangenen.

Einige Unannehmlichkeiten hatte diese Heizung freilich doch im Gefolge. Es war schwer, die Feuerung in unserm Ofen voll auszunutzen, und während der Speck brannte, tropfte oder rann eine leichtflüssige Masse durch den Rost, weshalb wir eine ge-

räumige Blechkiste unter den Ofen stellten, die von Zeit zu Zeit geleert werden musste. Es liess sich trotzdem nicht vermeiden, dass eine Menge auf den Fussboden floss, wo sie sich allmählich ausbreitete und eine klebrige Masse bildete, die Staub und Schmutz in sich aufnahm. Und wenn ich eines Tages unser Esszimmer, so wie es jetzt aussah, mit einem Schweinestall verglich, so war dies keineswegs unberechtigt.

Mit unserm kleinen Haus konnten wir noch immer zufrieden sein, wenn es auch im Laufe der Zeit nicht besser geworden war.



Eine unserer Kojen

Als unsere Kerzen auf die Neige gingen und eine Hängelampe in unserer Schlafkoje angebracht wurde, schrieb ich in mein Tagebuch: Die Lampe leuchtet beinahe zu gut, denn es ist nicht angenehm, in diesem grellen Licht die schmierige Pappbekleidung der Wände zu sehen, die mit Schneekristallen, Wassertropfen und Schimmel überzogen und mit schmutzigen Kleidern und Schuhen behängt ist. Die armen Bilder sind schwarz und feucht, alle eisernen Gegenstände sind verrostet, und das Bettzeug ist nahe daran, auseinanderzufallen. Ein noch drastischerer Beweis für die Feuchtigkeit in unsern Schlafkammern drängte sich mir

bei einer Gelegenheit auf, die ich in meinem Tagebuch mit folgenden Worten schildere: Wenn wir auch in den unteren Kojen nicht durch das Tropfen von der Decke zu leiden haben, so macht sich statt dessen die Feuchtigkeit von unten um so mehr geltend. Meine Bücher und Papiere, die ich in einer Kiste an der Erde aufbewahre, sind nass und schimmelig und würden in wenigen Wochen ganz verdorben sein, wenn sie nicht so häufig gelüftet und getrocknet würden. Nachdem ich nun einige Tage weg gewesen war, empfand ich mehr denn je den modrigen, apfelähnlichen Schimmelgeruch in meinem Bett. Ich hatte freilich nicht erwartet, dass der Boden dort so fruchtbar sei, wie es sich jetzt erwies. Eine Erbse, die zufällig in das Bett hineingeraten war, hatte dort nicht nur dezimeterlange Wurzeln geschlagen, sondern auch einen langen Stengel mit kleinen, unentwickelten Blättern getrieben. Gelb waren sie freilich, Sonnenlicht hatten sie nicht gehabt. Als ich dann den Versuch machen wollte, meine Matratzen zum Trocknen in den Sonnenschein hinauszutragen, stellte es sich heraus, dass die untere sich in eine aufgelöste Masse verwandelt hatte, die nicht mehr von der Stelle bewegt werden konnte. „Die obere Matratze werde ich hoffentlich bis zum Sommer erhalten können, wenn dann nur das Schiff kommt!“ schrieb ich in mein Tagebuch.

Über die Matratzen war ein dicker Filz ausgebreitet, und darauf lag ich des Nachts in einem wattierten Schlafsack, wenn es zu kalt wurde auch noch in ein Guanacofell gehüllt. Man ruhte vorzüglich auf diese Weise und es war nicht die Schuld meines Lagers, wenn die Nächte langsam und schlaflos dahinschlichen.

Woran dachten wir in dieser Zeit? Von dem Entsatz sprachen wir jedenfalls nicht oft, um so mehr beschäftigten sich unsere Gedanken damit. Soweit ich es beurteilen kann, waren wir alle des festen Glaubens, dass die „Antarctic“ wieder kommen würde, um uns zu holen, wir wunderten uns nur, was unsere Kameraden während dieser Zeit getan haben konnten, und ob einige von ihnen wohl schon nach Hause gereist waren. Der schwere Sommer schien uns ein hinreichendes Unglück gewesen zu sein, auf den Gedanken, dass unser Schiff untergegangen sein könne, kamen wir auch nicht einen Augenblick. Nur um einen Gesprächsstoff zu haben, sprachen wir wohl einmal über die Möglichkeit, den Versuch zu machen, uns mit eigenen Mitteln

von hier fort zu begeben, kamen aber bald zu der Schlussfolgerung, dass dies ganz unausführbar sei. Um einen solchen Versuch mit der geringsten Aussicht auf Erfolg wagen zu können, hätten wir über ein viel grösseres Boot von ganz anderer Konstruktion verfügen müssen.

Weit aktueller war die Frage, ob wir irgend etwas zu unserer Befreiung unternehmen könnten, ob das Eis im nächsten Sommer ebenso dicht liegen würde wie in diesem Jahr. Dass es unerhört schwer sein würde, zur Sommerzeit so weit über das Eis vorzudringen, wie erforderlich war, um ein Schiff anzutreffen, und dass die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges unendlich gering war, das sahen wir alle ein; aber ich glaube doch, wenn der obengenannte Fall eingetreten wäre, würden wir jenes lieber versucht haben, als dass wir untätig hier gelegen hätten. Mit der Aussicht, unterwegs einige Seehunde zu erlegen, und mit Hilfe unseres leichten Boots, das von den Hunden gezogen werden konnte, würden wir auch sicher eine gute Strecke vorwärts gelangt sein und hätten uns auch gewiss nicht so leicht zur Umkehr zwingen lassen.

Für den Fall, dass wir hier noch einen Winter eingeschlossen blieben, hatte ich meinen eigenen Plan, über den ich jedoch noch zu niemand sprach. Ich sah ein, dass ein Zusammenleben unter denselben einförmigen Verhältnissen schwer sein würde, und ich beabsichtigte deswegen, entweder das Magnethaus nach der Seymour-Insel hinüber zu schaffen, oder dort aus irgend welchem Material ein kleines Wohnhaus zu errichten. Hier wollte ich ein permanentes Observatorium anlegen, und von dieser neuen Station aus hatte ich dann die beste Gelegenheit, diese merkwürdige Insel zu kartographieren und genauer zu untersuchen. Es wäre eine angenehme und nützliche Abwechslung für uns gewesen, drüben Besuche abzustatten, alle der Reihe nach oder zwei zur Zeit. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt drüben würde man sicher mit erneutem Interesse wieder nach der Hauptstation zurückgekehrt sein. Am besten freilich war es, wenn wir nicht gezwungen wurden, unsere Zuflucht zu diesem Versuch zu nehmen.

Wie einsam wir uns fühlten, und wie sehr wir uns nach Nachrichten von der Aussenwelt und dem Verkehr mit andern Menschen sehnten, das ward uns erst so recht klar, als wir mit unsern Kameraden von der Hoffnungsbucht zusammentrafen. Auch noch mancherlei anderes entbehrten wir, — „Zigarren, Musik

und Bücher", erklärte jemand unter uns, „ist das, wonach ich mich am meisten sehne." Obwohl die uns umgebende Natur ein ungewöhnliches Interesse bot und ausserdem von grossartiger Schönheit war, so wirkte sie auf die Dauer doch ermüdend und niederdrückend. Ich wenigstens vermisste in hohem Masse die grünende Vegetation; mit welchem Entzücken würde man nicht einen einzigen kleinen Grashalm begrüsst haben, und das Fehlen jeglicher Farben, die vor allem andern einen belebenden Einfluss auf das Gemüt haben, fehlten draussen und drinnen fast völlig, man sah nur weiss, blau und braun, sowie die fast überirdisch feinen, bleichen, zarten Töne, die so bezeichnend für den Winter der Polarländer sind. Keines Malers Pinsel würde im stande sein, sie wiederzugeben, und sie locken den Beschauer mit wunderbarer Macht, obwohl sie etwas von der Kälte des Todes enthalten.

Sehr bezeichnend für die Richtung unserer innersten Gedanken waren unsere Träume, die nie lebhafter und zahlreicher waren als gerade jetzt. Selbst diejenigen unserer Kameraden, die sonst nur ausnahmsweise träumten, hatten jetzt des Morgens, wenn wir unsere letzten Erfahrungen aus dieser Phantasiewelt miteinander austauschten, lange Geschichten zu erzählen. Alle handelten sie von jener äusseren Welt, die uns jetzt so fern lag, waren aber oft unsern jetzigen Verhältnissen angepasst. Ein besonders charakteristischer Traum bestand darin, dass sich einer der Kameraden auf die Schulbank zurückversetzt glaubte, wo ihm die Aufgabe zu Teil wurde, ganz kleinen Miniatur-Seehunden, die eigens für Unterrichtszwecke angefertigt waren, die Haut abzuziehen. Essen und Trinken waren übrigens die Mittelpunkte, um die sich unsere Träume am häufigsten drehten. Einer von uns, der nächtlicherweile darin exzellierte, auf grosse Mittagsgesellschaften zu gehen, war seelenfroh, wenn er des Morgens berichten konnte, „dass er ein Diner von drei Gängen eingenommen habe"; ein anderer träumte von Tabak, von ganzen Bergen Tabak; wieder andere von dem Schiff, das mit vollen Segeln auf dem offenen Wasser daherkam. Noch ein anderer Traum verdient der Erwähnung: Der Briefträger kommt mit der Post und gibt eine lange Erklärung, warum diese so lange habe auf sich warten lassen, er habe sie verkehrt abgeliefert, und erst nach grosser Mühe sei es ihm gelungen, sie wiederzuerlangen. Natürlich beschäftigte man



Sobral machte eine Bestimmung der Sonnenhöhe bei Winterwetter

sich im Schlaf mit noch unmöglicheren Dingen, aber der Mangel an Phantasie in fast allen Träumen, die ich selbst träumte oder erzählen hörte, war ganz auffallend. Es würde sicher von grossem psychologischen Interesse sein, wenn alle diese Träume aufgezeichnet würden. Man wird aber leicht verstehen können, wie ersehnt der Schlaf war, da er uns alles bieten konnte, was ein jeder von uns am glühendsten begehrte.

Was ich mehr als alles andere entbehrte, war eine regelmässig geordnete Arbeit. Die ganze obige Schilderung dürfte gezeigt haben, warum es so schwer war, eine solche Arbeit im Hause oder ausserhalb des Hauses einzurichten. Wir waren in dieser Beziehung freilich ungleich gestellt. Jonassen und namentlich Aakerlund hatten von vornherein eine bestimmte Beschäftigung, und von den Gelehrten erforderten die physikalischen Observationen eine gleichmässig verteilte Arbeit. Bodman und Sobral machten verschiedene Längenbestimmungen mit dem Passageinstrument, und die magnetischen Observationen, an denen alle teilnahmen, wurden in der Regel zwei- und in einzelnen Fällen viermal im Monat ausgeführt. Welche hohe Bedeutung die Erfahrungen aus diesen meteorologisch so verschiedenartigen Wintern hatten, ist selbstverständlich, namentlich, wenn man sich erinnert, dass auch die englische Südpolarexpedition und die argentinische ununterbrochen in Wirksamkeit waren, dass ausserdem die schottische Expedition ganz in unserer Nähe arbeitete, sowie dass gleichartige Beobachtungen auch auf der Paulet-Insel gemacht wurden.

Ekelöf und ich waren in Bezug auf die Möglichkeit, uns ununterbrochen unsern Forschungsarbeiten zu widmen, am ungünstigsten gestellt, aber auch wir suchten nach besten Kräften diesem Mangel abzuhelfen. Ausser seiner Beteiligung an den allgemeinen Observationen lag es Ekelöf ob, unsere Gesundheit zu überwachen und ein statistisches Material in Bezug auf unsere Proviantierung zu sammeln, namentlich aber beschäftigte er sich regelmässig mit bakteriologischen Arbeiten. Diese ergaben gleich von Anfang an interessante Resultate und wurden dann auf allerlei Weise variiert, um die Lebensverhältnisse der Bakterien in diesen Gegenden noch genauer zu ergründen. Auf die physiologischen Untersuchungen werde ich später noch wieder zurückkommen.

Ich selber sammelte Fossilien in unserer Umgebung und machte mit den verhältnismässig minderwertigen Instrumenten,



Talsenkung auf der Ostseite der Snow Hill-Insel

die mir zu Gebote standen, eine Triangulierung der Insel, als Grundlage zu einer genaueren Kartierung. Bei einer solchen Arbeit ist man indes durchaus vom Wetter abhängig, und selbst wenn unten an der Station völlige Windstille herrschte, hatten wir oben auf dem Plateau zu starken Wind, um dort etwas ausrichten zu können.

Interessantere Resultate ergaben die Untersuchungen des Eises auf Snow Hill. Die Temperaturserien waren in diesem Jahre viel vollständiger als im vorhergehenden, ich konnte feststellen, dass die Schneemenge auch in einem Winter wie dem diesjährigen auf der freien Eisoberfläche nur wenig zunahm, und es war sehr lehrreich, zu verfolgen, wie derselbe Schnee, den ich im vorigen Sommer hatte fallen sehen, sich nun in körniges Eis oder in eine kristallisierte Masse verwandelte. Dahingegen war es jetzt schwerer als zuvor, die Struktur des Eises in der Mauer nach dem Meere zu zu studieren, da diese zum Teil zerstört war, zum Teil von den Schneemassen verdeckt wurde, die sich davor aufgetürmt hatten.

Es gab auch noch allerlei Berechnungen, die im Hause gemacht werden mussten; das alles reichte jedoch keineswegs aus, um meine ganze Zeit auszufüllen. Selbst bei schönem Wetter waren die Tage nicht lang genug, um Wanderungen in weniger bekannte Gegenden zu unternehmen, deswegen sehnte ich mich nach dem Frühling und dem Sommer. Alsdann wollte ich zuerst auf Schlittenfahrten neue, unbekannte Gegenden erforschen, und später, ja später, so hoffte ich, würde die „Antarctic" wiederkommen und dann würden uns noch einige Monate vergönnt sein, um, ehe wir wieder nach dem Norden zurückkehrten, die zahlreichen Pläne zu Forschungsarbeiten auszuführen, die wir hier unten entworfen hatten.



XX.

Die Entdeckung des Kronprinz Gustav-Kanals.

Plan und Ausrüstung für die Schlittenfahrt. — Ein missglückter Start. — Der Wind weht das Zelt um. — Wir kehren nach der Station zurück. — Ein neuer Versuch. — Der Kronprinz Gustav-Kanal, seine Natur und seine Umgebungen.

Dass ich auch in diesem Jahr eine Schlittenfahrt unternehmen würde, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Eine solche Fahrt hatte jetzt, wo die uns umgebende Natur mir nicht mehr neu und unbekannt war, einen ganz andern Reiz für mich. Auch bedeutete der Einsatz an harter Arbeit, deren Lohn je nach den Verhältnissen das grosse Los oder nur eine Niete werden konnte, unter allen Umständen die herrlichste Befreiung aus der langen Einförmigkeit. In Bezug auf das Ziel meiner Fahrt war ich keineswegs unschlüssig. Es erschien allerdings sehr verlockend, an der Hand der gewonnenen Erfahrungen einen abermaligen Versuch zu machen, in derselben Richtung wie im vergangenen Jahr nach Süden vorzudringen, aber weder in geographischer, noch in naturwissenschaftlicher Beziehung schien dieser Plan so viel zu versprechen wie ein anderer, den ich während des Winters entworfen hatte. Beim Betrachten der Karte von der Küste, die wir besucht hatten, trat ganz deutlich hervor, wie völlig unbekannt das nördlich von der Station gelegene Gebiet noch war. In geologischer Beziehung konnte man deswegen auf besonders reiche Ergebnisse rechnen, in Bezug auf die Geographie dieser Gegend war ich, ohne jedoch hinreichende Beweise für die Richtigkeit meiner Annahme zu besitzen, zu der Überzeugung

gelangt, dass die grosse Bucht, die wir im vorigen Jahre hinter Kap Forster entdeckt hatten, sich mit der Bucht hinter Kap Gordon zu einem mächtigen, durchgehenden Kanal vereinige. Und diesen wollte ich nun in erster Linie erforschen.

Noch ein anderes Ziel hatte ich bei dieser Schlittenfahrt vor Augen, ein Ziel, das sich anscheinend nur im Winter erreichen liess. Wie bereits erwähnt, hatten wir erwogen, ob es für den Fall, dass sich die Eisverhältnisse während des kommenden Sommers als ebenso ungünstig erwiesen wie im vergangenen, möglich sein würde, später im Jahre über das Eis bis an das offene Meer vorzudringen, um dort im günstigsten Falle mit der zu erwartenden Entsatzexpedition zusammenzutreffen. Um dies ausführen zu können, war es von Bedeutung, die Verhältnisse im Norden im allgemeinen zu rekognoszieren. Ausserdem aber war ich von der vorjährigen Entsatzexpedition auf zwei Stellen da oben aufmerksam gemacht worden, die ich gern untersuchen wollte, und wo ich dann einen Brief mit Nachrichten über unsere eigenen Pläne zurücklassen wollte, für den Fall, dass ein Schiff früher dorthin kommen sollte, als zu uns. Nachträglich ist es höchst wunderbar, wenn man daran denkt, dass die beiden Plätze, die ich auf der Schlittenfahrt möglicherweise besuchen wollte, die Hoffnungsbucht und die Paulet-Insel waren, gerade die beiden Orte, wo unsere Kameraden um diese Zeit in düsterer Einsamkeit den Zeitpunkt erwarteten, an dem sie ihre Vereinigungsversuche mit uns beginnen konnten. Dass mein Plan, schon um diese Zeit über das Meereis dahin vorzudringen, unausführbar war, habe ich später erfahren. Wie gefährlich dies Unternehmen war, davon zeugt am besten der Umstand, dass mir meine Stationsgefährten, trotz der offenbar dadurch zu erzielenden Vorteile, auf das bestimmteste von der Ausführung abrieten. Hätten wir nur ein wenig mehr Aussicht gehabt, hierdurch etwas zu unserer Befreiung beitragen zu können, so würde sicher jeder gern den Versuch gewagt haben, aber gerade jetzt, wo der eigentümliche Nachwinter auf der einen Seite unsere Hoffnungen gesteigert, uns aber auf der andern einen klaren Einblick in die Gefahr hatte tun lassen, die mit allen Schlittenfahrten über das Meereis verknüpft ist, musste man befürchten, dass das Ergebnis dem Risiko nicht entsprechen würde.

In Bezug auf die Schlittenfahrten waren wir in diesem Jahre in mehr als einer Hinsicht ungleich günstiger gestellt, als im

vergangenen. Unser Hundestamm war bedeutend grösser, die vier Veteranen von der früheren langen Fahrt waren noch alle am Leben, und als Ersatz für Kurre hatten wir zwei prächtige grönländische Hunde. Leider hatte Suggen, unser bester Hund, seinen Fuss an einem scharfen Eisen verletzt, so dass es fraglich war, ob er eine anstrengende Schlittenfahrt aushalten würde. Die jüngeren Hunde waren noch nicht zum Ziehen schwerer Lasten zu verwenden, konnten aber unsern zurückbleibenden Kameraden von grossem Nutzen sein bei der Herbeischaffung der Häute und des Fleisches der getöteten Seehunde und Pinguine.

Mit unsern Vorräten stand es nicht wesentlich schlechter als im Vorjahre. Der wichtigste Artikel für Menschen und Hunde, Pemmikan, war noch in ausreichender Menge vorhanden, ebenso konnten wir jederzeit auf Linsensuppe zur Nachtkost rechnen. In Bezug auf die übrigen Artikel mussten wir freilich sparsam sein, aber es war doch von allem noch genug vorhanden, um für die Schlittenreise denselben Küchenzettel zu machen wie im vergangenen Jahr, nur den Verbrauch von Zucker und Kaffee mussten wir wesentlich einschränken.

Am meisten aber rechnete ich auf die Erfahrungen, die ich im vergangenen Jahr gewonnen hatte. Es hatte sich gezeigt, von wie unschätzbarer Bedeutung es ist, über ein ausreichend starkes Hundegespann verfügen zu können, so dass man nicht genötigt ist, noch einen zweiten, wenn auch noch so leicht beladenen Schlitten mitzuführen, der von Menschen gezogen werden muss. Da es mir nicht praktisch erschien, unsere sechs Hunde auf zwei Schlitten zu verteilen, beschloss ich, diesmal nur einen Schlitten mitzunehmen. Gegenüber dem höchst wesentlichen Unterschied in Bezug auf Gewicht und Umfang, der darin bestand, statt einer Ausrüstung für drei Personen nur eine solche für zwei mitzunehmen, spielte der Nutzen, den eine dritte Person schaffen konnte, nur eine ganz verschwindende Rolle. Zwar hätten unsere Hunde möglicherweise auch eine Ausrüstung auf einen Monat für drei Personen ziehen können, trafen wir aber gleich zu Anfang auf schwieriges Eis, so hätte uns die schwere Last sicher viel Mühe gemacht, und unter allen Verhältnissen wäre unser Vordringen dadurch sehr verzögert worden.

Um das Gepäck noch mehr zu erleichtern und dadurch im stande zu sein, während der schönen Tage längere Strecken zurückzulegen, als dies sonst möglich gewesen wäre, beschloss

ich, die in Aussicht genommenen Arbeiten auf zwei Fahrten zu verteilen. Während der ersten, längeren Tour, auf der mich Jonassen begleiten sollte, wollte ich, falls sich die Eisverhältnisse als besonders günstig erwiesen, entweder durch den Antarctic-Sund oder auf die Paulet-Insel zu vordringen. Nach der Rückkehr auf die Station wollte ich mich dann so bald wie möglich nach der Sidney Herbert Bay begeben, um den Einschnitt näher zu untersuchen, den wir auf unserer Fahrt mit der „Antarctic" im Februar 1902 gesehen hatten, und der vielleicht ein Sund war, dessen westliches Ende ich auf der ersten Schlittenfahrt zu erforschen hoffte. Nach Verabredung mit Sobral sollte dieser an der zweiten Expedition teilnehmen.

Abgesehen von dem Umfang, war unsere Ausrüstung dieselbe wie im vergangenen Jahre. Der Proviant war für uns persönlich auf ungefähr 30 Tage, für die Hunde auf ungefähr 20 berechnet. Ferner nahm ich ungefähr 18 Liter Petroleum mit, zwei Paar Schneeschuhe und einen reichlichen Vorrat an Reservekleidern. Wenn wir unser ganzes Programm ausführen wollten, galt es, unsere Fahrt so schnell wie möglich anzutreten. Indes ging der September bereits zu Ende, und noch hatten wir nicht einmal an einen Aufbruch denken können, obwohl das Gepäck fertig da lag, bereit an dem ersten schönen Tag auf den Schlitten geladen zu werden. Der 28. September war, ebenso wie die vorhergehenden Tage, kalt und stürmisch bei einer Windstärke von fast 20 m. Es sah also keineswegs ermunternd aus, und ich sagte am Abend zu Ekelöf, der die Morgenwache hatte, dass er gar nicht daran zu denken brauche, mich zu wecken, morgen würde ich auf keinen Fall die Fahrt antreten. Als ich um 6 Uhr erwachte, hörte ich, dass der Sturm nachgelassen hatte, und das Wetter schien auch klar zu sein. Ich stand schnell auf, um mich von den Witterungsverhältnissen zu überzeugen und fand, dass sie sich einigermassen günstig stellten, obwohl das Thermometer —25° zeigte und das Barometer auf nur 740 mm stand. Wir hatten indes so oft bei niedrigem Barometerstand gutes und bei hohem schlechtes Wetter gehabt, dass ich es fast für meine Pflicht hielt, die Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Als sich das Wetter nach einer Stunde noch mehr gebessert hatte, schwankte ich nicht länger, sondern weckte Jonassen und begann schleunigst mein Gepäck zu ordnen.

Noch ehe wir uns indes auf den Weg gemacht hatten, türmten sich an allen Ecken Wolken auf, und der Haddington-Felsen hüllte sich in Nebel. Eigentlich hätte man sich wohl hierdurch sollen warnen lassen; da wir nun aber so weit mit der Ausführung eines Beschlusses gekommen waren, erschien es mir wenig angenehm, ihn wieder zu ändern. Es war meine Absicht, zuerst bis zur Lockyer-Insel zu gelangen, wo wir Schutz



Die Schlittenfahrt beginnt

zu finden hofften, selbst wenn uns ein Sturm überraschen sollte. Von dort sollte der Marsch an Kap Forster vorüber fortgesetzt werden, das Depot bei Kap Hamilton wollten wir dahingegen nicht berühren, es sollte als Reserve liegen bleiben für den Fall, dass das Eis auf dem Sunde aufbrach.

Auf dem harten, glatten Eis in der Nähe der Station ging der Marsch schnell von statten, und ohne Schwierigkeit konnte einer von uns auf der Last fahren, während der andere voran ging und den Kurs angab. Hinter Kap Hamilton verschlechterte sich

das Eis, es war mit einer mehrere Zentimeter dicken, oben gefrorenen Schneeschicht bedeckt. Die Kruste war jedoch so dünn, dass Menschen, Hunde und Schlitten hindurchsanken. Die Wunde an Suggens Fuss brach wieder auf, infolge der beständigen Reibung gegen die Kante der Schneekruste, und das arme Tier hinterliess deutliche Blutspuren im Schnee. Im übrigen hatte ein beissender Südwestwind angefangen, uns gerade ins Gesicht zu wehen. Jetzt war keine Rede mehr davon, auf dem Schlitten zu sitzen, im Gegenteil, wir mussten den Hunden helfen. Dank den Schneeschuhen konnten wir uns jedoch einigermassen leicht vorwärts bewegen, und schon um 6 Uhr schlugen wir unser Lager am Fusse einer mächtigen Schneeschanze auf, die sich an der Nordseite der Lockyer-Insel angesammelt hatte.

Gleich nach 11 Uhr, als wir eben eingeschlafen waren, hörten wir einen brausenden Laut, zuerst aus weiter Ferne, dann immer näherkommend, und ehe wir es uns versahen, sauste der Sturm über uns dahin. Er kam in gleichmässigen Stössen, die das Zelt erschütterten und Massen von Schnee vor sich her trieben, wovon wir unser reichliches Teil durch die Zeltöffnung abbekamen. Am nächsten Morgen waren die Aussichten so schlecht wie nur möglich, von einem Verlassen des Lagerplatzes konnte keine Rede sein.

Der Tag ging langsam hin, war im übrigen aber ganz gemütlich, da es ja zu Anfang einer Fahrt immer viel zu bereden gibt. Aber wir hatten einen schlechten Zeltplatz gewählt; in dem Schnee unter dem Schlafsack bildete sich allmählich eine tiefe Grube, in die wir beide hinabsanken, einander gegenseitig drängend. Die Nacht wurde infolgedessen recht unbehaglich, und trotz der Kälte war es uns viel zu warm in dem zugestopften Schlafsack. In der Schwierigkeit, während der Nacht hinreichend Luft zu bekommen, ohne seinen Kameraden zu stören oder ihm Unbequemlichkeiten zu verursachen, liegt meiner Meinung nach der grösste Nachteil dieser für mehrere Personen berechneten Schlafsäcke.

Wir hatten gehofft, dass sich das Wetter bessern würde, aber der nächste Tag, der erste Oktober, wurde in dieser Beziehung fast noch schlimmer. Die Luft war infolge des Schneegestöbers ganz undurchdringlich, und der Wind kam mit gewaltigen Stössen, zwischen denen regelmässig eine unheimliche, fast erstickende Ruhe eintrat, eine Ruhe, wie mitten in einem

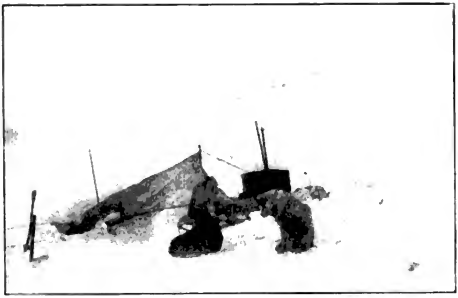
Cyklon, während der man doch von weitem ununterbrochen das rhythmische Brausen des Sturmes vernahm, das an einen Wasserfall oder an die Brandung eines sturmerregten Meeres erinnerte. Wir mussten also ruhig im Schlafsack liegen bleiben. Späterhin am Tage kochten wir unser Mittagessen und versuchten dann, auszufegen und im Zelt ein wenig aufzuräumen, um es so gemütlich wie möglich zu machen.

Wir hatten uns wieder hingelegt und lauschten dem Sturm, dessen Stösse ungewöhnlich heftig waren, als ganz plötzlich, ohne vorhergehende Warnung, ein toller Stoss das ganze Zelt über unsern Köpfen zusammenwarf. Die Öse an der hinteren Zeltstange war losgerissen, wodurch das Zelttuch mehrere Löcher bekommen hatte. Ohne Rock und Schuhe anzuziehen, was unklug genug war, und auch ohne Fausthandschuhe eilte ich hinaus und löste die Stange, während Jonassen von innen Anstalten traf, um die Löcher notdürftig zusammenzunähen. Es war fürchterlich draussen im Sturm, wie kalt es war, weiss ich nicht, — auf der Station zeigte das Thermometer an diesem Tage —25°, — und der Wind wehte so heftig, dass man sich kaum auf den Beinen halten konnte. Die Schäden an dem Zelt waren recht beträchtlich; aber glücklicherweise gelang es uns, es soweit wieder in stand zu setzen, dass wir uns in unsern Schlafsack legen konnten; die eine Stange mussten wir freilich herunternehmen und den vorderen Teil herablassen und zum Teil mit Schnee belasten.

Unter diesen Verhältnissen hielten wir es für ratsam, nach der Station zurückzukehren, ehe wir die Fahrt fortsetzten. Es erschien uns auch vorteilhaft, die Vorräte zu ersetzen, die wir während dieser Tage ohne Nutzen verbraucht hatten. Die Hauptsache aber war, dass der Schaden an dem Zelt ausgebessert werden musste, nicht nur die notdürftig zugenähten Löcher, sondern auch die eine Bambusstange, die eingeknickt war. Ausserdem waren alle unsere Sachen feucht geworden und steif gefroren infolge des vielen Schnees, der in das Zelt hineingeweht war.

Die Nacht hindurch mussten wir freilich noch hier bleiben. Als es uns am nächsten Morgen gelungen war, uns aus dem Zelt herauszuarbeiten, das jetzt fast ganz im Schnee begraben lag, fanden wir das Wetter bedeutend besser, wenn auch noch keineswegs einladend zu einem so langen Marsch. Indessen klärte es sich gegen Mittag auf, und nun begaben wir uns auf die

Wanderung. Wir hinterliessen den grössten Teil der Ausrüstung in einem grossen Depot, wodurch unser Schlitten sehr leicht zu ziehen war. Auf diese Weise ging es schnell heimwärts, und als wir an die alten Spuren in der Nähe der Station gelangten, konnten wir beide aufsitzen und mit dem Schlitten fahren. In 3½ Stunden legten wir auf diese Weise die Strecke von fast 30 km zurück, die uns von unsern Kameraden trennte. Ekelöf war der erste, der uns begegnete und fragte, ob uns ein Unglück zugestossen sei. Bald war alles erklärt, und nachdem wir für unser Gepäck Sorge getragen hatten, reihten wir uns schnell



Am Morgen war das Zelt zum grössten Teil in Schnee begraben

wieder in die alte Ordnung ein. Ein wenig ärgerlich war es uns, dass unsere so lange vorbereitete Expedition ein so jammervolles Ende gefunden hatte, aber wir redeten nicht viel darüber und nahmen uns vor, dass die Verzögerung nicht lange währen sollte. Schon im Laufe des folgenden Tages konnten wir alle erforderlichen Arbeiten erledigen. Ich übernahm am Abend die Nachtwache, um mein Tagebuch fertig zu schreiben, in dem u. a. folgende Reflexionen zu lesen waren: So unsicher wie in dieser Zeit habe ich mich selten gefühlt, und es war vielleicht ein Glück, dass das Unwetter kam und mir die Entscheidung über den Kopf hinwegnahm.

Wir haben wieder Nordwestwind bekommen, das ist das grosse Ereignis des Tages, und es handelt sich jetzt nur darum,

ob ihm ein Sturm folgen wird, oder ob dieser Wind anhält. Schon hat sich das Eis am äussern Rande ein wenig gelockert. Um diese Jahreszeit könnte das ja eine erfreuliche Nachricht sein, aber für unsere Schlittenfahrt ist solch Wetter keineswegs vorteilhaft.

Während der Nacht nahm der Westwind noch an Stärke zu, aber da wir den Wind im Rücken hatten und die Temperatur sich in der Nähe des Gefrierpunktes hielt, mussten wir doch wohl aufbrechen, um, ehe ein Umschlag in der Witterung eintrat, so weit wie möglich hinaus gelangt zu sein; als nun obendrein gegen Morgen Windstille eintrat, war denn auch keine Rede mehr von Warten. Niemand gab uns das Geleite auf den Weg, kein feierlicher Abschied bezeichnete den Anfang der denkwürdigsten Schlittenfahrt, die auf der ganzen Expedition gemacht wurde.

Das Gepäck war leicht, und wir brauchten uns nicht zu beeilen, um die Lockyer-Insel zu erreichen, wo wir auf alle Fälle die Nacht zubringen wollten. Wir schlugen unser Lager ein wenig von der Stelle entfernt auf, wo wir kürzlich so unangenehme Stunden verlebt hatten. Ich fand noch Zeit, eine Serie von Messungen an dem Vorgebirge vorzunehmen. Rings um mich her schwebten Scharen von Eissturmvögeln, die ihre Nester oben auf der steilen, dunkeln Basaltwand haben. Ununterbrochen hörte man ihre gurrenden, beinahe krächzenden Töne, die ungewöhnlich hart sind für einen so kleinen und dem Aussehen nach so ätherischen Vogel.

Am nächsten Morgen hatten wir Nebel und Schnee mit schwachem Wind aus Südwesten. Wir konnten uns aber ohne Gefahr auf den Weg machen.

Allmählich kamen wir nach Kap Forster und bogen um das Vorgebirge in die grossartige Bucht ein, die wir vor gerade einem Jahr zum ersten Male gesehen hatten. Auf den schwarzen Bergvorsprung hatte die Sonne stark eingewirkt. Aller Schnee war hier geschmolzen und das Eis blau und spiegelblank. Wir kamen über viele grossen Spalten und sahen eine ganze Herde von Seehunden, beinahe mehr als ich überhaupt seit Verlassen des Schiffes gesehen hatte. Wir sollten später im Kanal noch mehrere ähnliche Scharen antreffen. Eine langgestreckte Bucht schneidet nach Osten zu in das Land ein, eine eigentümliche Bergwand, schmal und zackig, läuft bis an den Strand hinab.

Draussen vor der Bucht lagen Unmengen von Eisblöcken, die in das Meereis eingefroren waren. Sie stammen wahrscheinlich von dem Gletscher drinnen, und es war sehr beschwerlich, sich mit dem Schlitten einen Weg hindurch zu bahnen. Wir wählten einen guten Lagerplatz und blieben die Nacht zwischen diesen Eisblöcken liegen. Ganz in unserer Nähe lagen einige Seehunde. Wir töteten ein Junges zur Speise für uns und die Hunde. Die Nacht sollte indes unruhig werden, wie sie es stets ist, wenn die grönländischen Hunde Seehunde antreffen. Stunde auf Stunde hörten wir ihr Gekläff draussen auf dem Eise, untermischt mit dem klagenden Geschrei der Mutter des getöteten Jungen, die allmählich dicht an unser Zelt herangekrochen kam.

Statt die folgenden Tage eingehend zu schildern, will ich hier einige Auszüge aus meinem Tagebuch wiedergeben.

Den 6. Oktober. Der Tag begann trübe und windig, besserte sich dann aber und ist im ganzen brillant gewesen. Das Eis war gut, aber ganz anders wie wir es auf der vorjährigen Schlittenfahrt kennen gelernt haben; wir sind über eine Menge Spalten und Unebenheiten, auch über tiefe Einsenkungen mit Wällen an beiden Seiten glücklich hinweggelangt. Dass es Meereis ist, sieht man an den Seehunden, die wir hier und da treffen, die Unebenheiten stehen vielleicht damit in Zusammenhang, dass das Eis nicht so alt ist, wie das, welches wir weiter südlich passiert haben. Nie werde ich das grossartige Panorama vergessen, von dem wir hier umgeben waren. Erst jetzt kann man sehen, welch weit ausgedehntes Wassergebiet wir entdeckt haben, mag es nun eine Bucht sein oder ein Sund. Man merkt, dass sich die Ufer allmählich einander nähern. Das Land auf unserer westlichen Seite, die Fortsetzung von König Oscar-Land, besteht aus einem hohen, zusammenhängenden Eisplateau, das deutlicher hervortritt, je weiter man sich davon entfernt. Davor liegen wilde Zacken und Kämme, auch isolierte Spitzen, oft von sehr regelmässiger Pyramidenform. Dem Meere zunächst erblickten wir oft einen breiten, zusammenhängenden Eissockel.

Ganz anders ist die Natur auf unserer Ostseite. Das Land zeigt dieselben Bergformen, wie wir sie von unserer Winterstation aus sehen, einen hohen, dominierenden Eiskegel, dessen Gipfel hier jedoch nicht hervortritt, nach dem Meere zu unterbrochen von halbkreisförmigen Tälern mit fast lotrechten, schwarzen und roten Basaltwänden. Unten auf dem Grunde dieser

Täler befinden sich grosse Eismassen, und dazwischen ragen schwarze, gedrängte Bergmassen auf, die nach dem Meere zu steil abfallen. Spitze Kämme und Gipfel bilden stets nur ein Detail in diesem Bilde.

Den 8. Oktober. Volle zwei Tage haben wir hier liegen müssen. Das Wetter kann nicht eigentlich schlecht genannt werden, aber wir haben zu viel Wind und Nebel, um unsere Wanderung fortzusetzen, so lange es nicht unbedingt nötig ist. Einige kleinere Ausflüge habe ich aber machen können. Es war interessant, auch hier einen Sandstein mit Pflanzenüberresten zu finden, obwohl diese leider ganz unbestimmbar sind. Über den Sandstein breitet sich der grobe Basalttuff aus, wie man ihn auch am Admiralitätssund findet. Nach dem geologischen Bau zu urteilen, erscheint es annehmbar, dass der Haddington-Berg ein alter Vulkan ist, was ja auch mit seiner Form in Einklang steht.

Den 9. Oktober. Der Tag begann mit einem kleinen Abenteuer, keiner der Hunde war sichtbar, als wir am Morgen hinauskamen. Sie hatten Jonassen gestern Abend auf einer Wanderung nach Norden zu begleitet und waren dort sehr in Anspruch genommen durch einige Seehunde, weswegen wir die Vermutung hegten, dass sie jetzt den Platz wieder aufgesucht hatten. Es blieb nichts weiter übrig, als dass sich Jonassen dorthin begab, um sie zu suchen, während ich eine Ortsbestimmung machte und einige andere Arbeiten vornahm. Gegen 12 Uhr kamen die Ausreisser zurück, und nun konnten wir unsern Marsch antreten. Jonassen wie auch die Hunde waren anfangs schlechter Laune nach dieser Promenade und Kurre richtete allerlei Unheil an, indem er erst Suggens Zügel und dann seinen eigenen durchbiss, was eine bedeutende Unterbrechung unseres Marsches zur Folge hatte. Seither aber ist der Tag um so vorzüglicher gewesen. In der Sonne war die Wärme so drückend, wie ich es in diesen Gegenden kaum je empfunden habe. Ich schnallte meine Schneeschuhe an, denn es lag eine Menge Schnee auf dem Eise. Die Augen wurden durch den blendenden Schnee sehr angegriffen, und ich musste sie irgendwie schützen; bei dieser Witterung war es fast am vorteilhaftesten, sich einer nur aus einem feinen Netz bestehenden Brille zu bedienen. Wir kamen an einer vorspringenden Halbinsel nach der andern vorüber, die durch Buchten getrennt sind und in vereinzelten Fällen in eine niedrige

Landzunge auslaufen. Auch die geologischen Verhältnisse sind interessant, es wurde mir sofort klar, dass ich hier noch verweilen und sie genauer untersuchen muss, ehe wir diese Gegend verlassen.

Wir nahmen den Kurs auf eine kleine, eigentümlich geformte, fast halbkugelförmige Insel,*) die stark an die Rosamel-Insel erinnerte. Das Eis war teilweise ganz ausgezeichnet, aber vor jedem Einschnitt zog sich eine der uns jetzt so wohlbekannten Reihen von Eisblöcken hin. Schliesslich sahen wir das Festland in eine lange, nur 10—20 m hohe Landzunge **) auslaufen, und hier schlugen wir am Abend unser Lager hinter einer hohen Eis-



Vor uns ward eine eigentümliche, fast halbkugelförmige Insel sichtbar

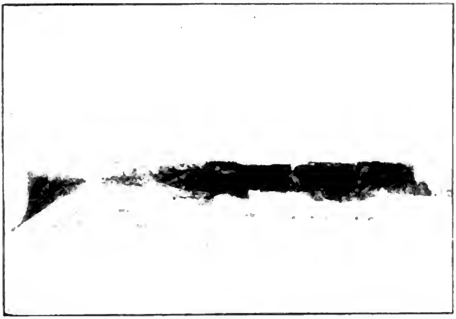
schanze auf. Hier fanden wir auch eine ungewöhnliche Menge teilweise recht grosser Eisberge, sowie die Splitter von Eisbergen.

Der Abend war ebenso schön, wie es der Tag gewesen war, er schenkte mir eine der stimmungsvollsten Stunden, die ich seit langer Zeit erlebt hatte. Im Westen und im Norden breitete sich das grossartige König Oscar-Land in der magischen Beleuchtung der Abenddämmerung aus, mit seinen riesenhaften, weissschimmernden Gletschermassen, seinen kühnen Kämmen und Spitzen, die freilich in der Regel nicht sehr hoch, dafür aber steil und eigentümlich geformt sind. Dort würde ein Alpinist eine Lebensaufgabe finden! Viele von den Felsen liegen isoliert, heute aber fügen sie sich zu einer hohen, abschliessenden Bergwand

*) Nach einem der bedeutendsten Mäcene der Expedition Wilhelm Carlssons-Insel benannt.

**) Kap Lagrelius.

zusammen. Im Nordosten erhebt sich die sonderbare, schwarze, rundliche Insel, die ich eben erwähnt habe, und dann folgt ein langes Vorgebirge, das einzige, was jetzt die Aussicht nach der Richtung hin verschliesst, wo die Frage entschieden werden kann, ob dies ein Sund ist oder nicht. Im Osten breitet sich das Land aus, dessen Küste wir nun so lange gefolgt sind, mit seinen vielfarbigen, lotrechten Felsabhängen, wie ich sie ähnlich nur in Grönland gesehen habe. Rings um mich her Eisberge und Eisschanzen, bald massive, burgartige Vierecke, bald durchbrochene und bogenförmige Gewölbe, ein zuckerhutähnlich geformter



Kap Lagrelius

Pfeiler, blau und weiss glitzernd, der aus der blendend weissen Decke des tiefen, frisch gefallenen Schnees aufragt. Und hoch über dem allem wölbt sich der funkelnde Sternenhimmel.

Ich entfernte mich eine Strecke vom Zelt, um mit der Natur allein zu sein. Alles um mich her war so still und friedlich, während ich ein Bild betrachtete, das, wie ich glaubte, noch bisher von keines Menschen Augen erblickt worden war. Ich ahnte ja in dieser Stunde nicht, dass in einer Entfernung von kaum einem Tagemarsch andere Menschen vielleicht um eben dieselbe Zeit die vor uns liegende Landschaft betrachteten, die ich für die allerunbekannteste in der ganzen Welt hielt. Ein einziger Schritt um die Ecke des Eisberges führte mich wieder unserm Zelt entgegen, das dort so still im Sternenlicht stand, bewacht

von den schlafenden Hunden, mitten in der öden Natur die Zivilisation und Kultur vertretend, aber auch in den Frieden und die Harmonie ein wenig von dem Unfrieden hineintragend, der unzertrennlich von menschlichem Verkehr zu sein scheint. Ja, Friede liegt freilich nicht immer über dieser Natur, das wissen wir alle!

Den 10. Oktober. Heute haben wir wieder den ganzen Tag still gelegen, teils wegen des nebeligen Wetters, teils weil ich die sonderbaren geologischen Verhältnisse in unserer Umgebung untersuchen wollte. Das Gestein am Strande besteht aus einem Konglomerat von einem Typus, wie ich ihn bisher noch nie in dieser Gegend gesehen habe, und darüber liegt vulkanischer Tuff. Ich ging auf die eigentümlich niedrige Landzunge hinaus, die den Abschluss des Landes nach Südwesten zu bildet, aber der Nebel wollte sich nicht lichten, und ich konnte keine volle Klarheit darüber erlangen, wie weit sich der Sund fortsetzt.

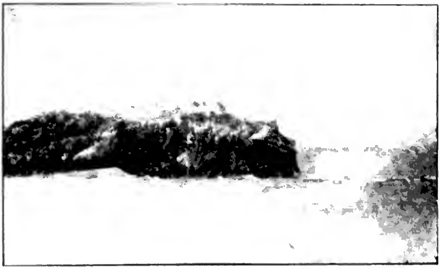
Den 11. Oktober. Wieder liegt ein langer, guter Marschtag hinter uns, ein Tag so reich an Entdeckungen, wie noch kein zweiter. Das Rätsel, das bisher über der Geographie dieser Gegenden gelegen hat, ist jetzt gelöst. Wir sind durch einen grossartigen Kanal gekommen, der die grosse Insel mit dem Haddington-Berge vom Festlande trennt. Die einzige, jetzt noch schwebende wichtige Frage ist, inwiefern dieser Kanal mit der Sidney Herbert-Bucht zusammenhängt, ob es zwei Inseln sind, an denen wir jetzt vorübergekommen sind. Letzteres scheint nicht ausgeschlossen, und ich hege die Hoffnung, auch dies Rätsel auf der nächsten Schlittenfahrt zu lösen.*)

Der nächste Morgen war nebelig, und erst gegen 10 Uhr konnten wir aufbrechen. Es stellte sich heraus, dass die kleine viereckige Insel eine bedeutende Ausdehnung nach Nordosten hat, wo sie steil zum Meere abfällt und einen äusserst wilden Eindruck macht mit ihren turmähnlichen Klippen und ihrer

*) In wissenschaftlicher Beziehung besitzt dieser Kanal, der nach Sr. Kgl. H. dem Kronprinzen benannt wurde, ein besonders grosses Interesse, namentlich wegen der Analogie mit den tiefen Senkungen, die man an mehreren Stellen in Patagonien an dem östlichen Abhang der Kordilleren findet und die dort die eigentliche Bergkette von einem östlicheren Hochland trennen, das, genau so wie hier, aus vulkanischem Gestein und jüngeren Sedimenten aufgebaut ist. In Bezug auf seine Entstehung dürfte sich dieser Kanal wesentlich von denen an der Westküste, von dem Orléans- und dem Gerlache-Kanal, unterscheiden. Die grössere Insel an der Ostseite des Kanals habe ich nach dem Entdecker dieser Küste die Ross-Insel, die kleinere die Vega-Insel genannt.

dunkeln Basaltfarbe, unterbrochen von roten, unregelmässigen Flecken. Die Nordküste der grossen Insel sah ähnlich aus wie die Partien, die wir bisher durchzogen hatten, mit zahlreichen Buchten und verhältnismässig sanft abfallenden Felsabhängen, die oft in leuchtenden Farben spielten.

Das Eis war uneben und voll zahlreicher, kleiner, eingefrorener Eisblöcke. Ich hatte keinen bestimmten Plan in Bezug auf die passendste Marschrichtung, hielt mich zu Anfang so nördlich wie möglich, ging dann eine Weile auf die am weitesten im Süden sichtbare äusserste Landzunge zu, wo ich glaubte,



Wilhelm Carlssons-Insel von der Ostseite gesehen

dass Kap Gordon liegen müsse, und bog schliesslich definitiv nach einer mitten im Sund belegenen hohen Insel ab. Dass nach Osten zu das Meer offen vor uns lag, konnten wir schon jetzt sehen. Während des Nachmittags kamen wir über eine schmale, tief eingeschnittene Bucht, und nun lag der Haddington-Berg in seiner ganzen grossartigen Pracht im Hintergrunde sichtbar da. Nach einem sehr schnellen Marsch kamen wir gegen 7 Uhr nach der obengenannten Insel, einem hohen, völlig senkrechten Felsen aus rotem Tuff mit unregelmässigen, schmalen Basaltgängen. Eissturmvögel und Möwen flogen in Scharen um unsern Lagerplatz zwischen den Eisklippen, wo wir nun zum letzten Male eine Nacht für uns allein verbringen sollten.



XXI.

Eine unerwartete Begegnung.

Der 12. Oktober. — Wir treffen draussen auf dem Eise mit Gunnar Andersson, Duse und Grunden zusammen. — Ueberblick über ihre Abenteuer. — Der Heimmarsch durch den Sund nach der Sidney Herbert-Bay. — Beschwerliche Eiswanderung. — Heimkehr nach der Station.

Der 12. Oktober brach, wie alle die vorhergehenden Tage, mit Nebel an, aber es war nicht schwer, zu sehen, dass die kräftigen Strahlen der Sonne ihn bald zerteilen würden. Jonassen bereitete das Frühstück, während ich mich so schnell wie möglich nach der Insel begab, wo ich ein paar Stunden in den steilen Strandklippen herumkletterte und Proben von dem roten Tuff und von den zahlreichen Blöcken unbekannten, grösstenteils granitischen Gesteins einsammelte, das schwimmende Treibeisstücke am Strande abgesetzt hatten.

Als meine Arbeit beendet war, suchte ich mir zwischen den mächtigen Schraubeistälern am Strande hindurch einen Weg nach dem Lagerplatz, wo das Frühstück schon lange auf mich gewartet hatte. Jonassen hatte währenddes alles für die Abfahrt vorbereitet.

Als wir so beim Kaffee sassen und unsern Pemmikan dazu assen, kam das Gespräch darauf, wie wir den noch übrigen Teil der Fahrt am besten anordnen könnten. Nördlich von uns in nächster Nähe lag die Südküste des Ludwig Philipp-Landes, aber dorthin zu gehen, lag keine Veranlassung vor; falls die Fahrt nicht noch ausgedehnt werden sollte, war die Paulet-Insel das Ziel, das ich zu erreichen wünschte. So weit man in dieser Richtung sehen konnte, lag das Eis eben und ungebrochen, nur einige dünne, dunkle Wolkenstreifen im Osten verrieten, dass man weiterhin auf Gebiete mit offenem Wasser stossen würde.

Ich selbst hatte grosse Lust, weiter zu gehen, und auch Jonassen war keineswegs abgeneigt. Das erträumte Depot der „Antarctic“ lag ihm sehr im Sinn, wohl hauptsächlich, weil er hoffte, darin einen guten Vorrat an Tabak zu finden. Niemand hatte mehr als er dieses Genussmittel entbehrt, und auf die unsichere Aussicht hin, diesem Mangel abzuhelfen, trug er jetzt kein Bedenken, sein Leben aufs Spiel zu setzen.

Unser Proviant war nicht so geplündert, dass dies ein Hindernis gewesen wäre, die Fahrt fortzusetzen, und ich weiss wirklich nicht, wie mein Entschluss ausgefallen wäre, wenn mich nicht das warme Wetter und der viele nördliche Wind bedenklich gemacht hätten. Mich aufs Ungewisse weit vom Lande ab zu begeben, ohne auch nur ein Kanoe zur Hand zu haben, war ein Risiko, das in keinem Verhältnis zu dem stand, was wir da draussen zu gewinnen hofften. Wenigstens mussten wir, ehe die Frage entschieden wurde, erst die Beschaffenheit des Eises weiter südlich studieren, und deshalb hielt ich es für das vorteilhafteste, wenn wir unsern Kurs nach dem südlich von unserm jetzigen Lagerplatz gelegenen Lande richteten, von wo aus man bei Kap Corry oder Kap Gordon auf eine freie Aussicht rechnen konnte.

Es war anzunehmen, dass die in Frage kommende Küste keine grosse Ähnlichkeit mit den bereits vorhandenen Karten aufweisen würde, und wo die erwähnten Vorgebirge lagen, wusste ich noch nicht. Aber in nicht sehr grosser Entfernung bemerkte ich eine vorspringende, dunkle, deutlich erkennbare Spitze, die jedesmal, wenn ich meine Blicke darauf richtete, meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war, als habe mir eine innere Ahnung gesagt, dass gerade dort etwas Merkwürdiges unser harre. Ohne damit unsere Rückfahrt als definitiv angetreten zu betrachten, beschloss ich, zuerst auf diese Landzunge los zu steuern und dann weiterzugehen, bis ich mir eine klare Vorstellung von den Eisverhältnissen in der Erebus-Bucht machen konnte.

Nun wurden schnell die Kochgerätschaften und der übrig gebliebene Proviant auf den Schlitten gepackt, und der kleine Trupp setzte sich in Bewegung. Das Eis war eben, nur hin und wieder mussten wir um der eingefrorenen Eisberge willen unsern Kurs verändern. Wir befolgten wieder unsere gewohnte Marschordnung, ich voran, entweder auf Schneeschuhen oder noch häufiger zu Fuss in kurzem Galopp, Jonassen mit dem Schlitten

hinterdrein, den er, wenn das Eis schlecht war, mit ziehen musste, während er sich oft auch wieder während langer Strecken darauf setzen und fahren konnte. Beim Marsch kann man nicht sprechen, und wenn wir Halt machten, um uns auszuruhen, war ich in der Regel durch Aufzeichnungen und Vermessungen der Winkel zwischen den hervorragendsten Punkten mit dem Sextanten in Anspruch genommen. Wir näherten uns dem südlichen Ufer, das hoch und steil aufragt, unten aus Tuff mit stark überhängender Schichtung bestehend, während oben einige völlig horizontale Bänke aus vulkanischem Gestein hervortreten. Wir machten eine unserer gewöhnlichen kleinen Pausen; am Strande lag eine Herde von Seehunden, mindestens 20 an der Zahl, aber ich hatte jetzt keine Zeit, mich damit zu beschäftigen. Jonassen hatte die Unterhaltung von heute Morgen noch nicht vergessen, und auf die Klippen vor uns zeigend, sagte er: „Es ist doch wohl nicht möglich, dass dadrinnen am Strande ein Depot liegt?“ ein Gedanke, den ich mit einer scherzhaften Äusserung abwies.

Abermals setzten wir unsern Marsch fort und langten bald an dem erwähnten Vorgebirge an. Es wollte mir fast scheinen, als ob drinnen ein paar schwarze Gegenstände von ungewöhnlichem Aussehen auftauchten, aber ich dachte nicht weiter darüber nach, in der Meinung, dass es einige vom Abhang herabgestürzte Steine seien. Da fragte Jonassen plötzlich: „Was ist das da am Ufer eigentlich, was so sonderbar aussieht?“ Ich warf einen Blick nach dem Ufer hinüber und antwortete: „Ja, es sieht allerdings aus wie Menschen, aber es sind natürlich keine, vielleicht sind es ein paar Pinguine,“ und ohne weiteres setzte ich den Marsch fort. Jonassen entgegnete jedoch schnell: „Wollen wir nicht lieber Halt machen, damit der Herr Doktor nachsehen können, was es ist?“ Zum dritten Male betrachtete ich die erwähnten Gegenstände, — sie sahen wirklich ganz sonderbar aus, und eine Ahnung sagte mir, dass hier etwas von Bedeutung vorgehe. Ich machte Halt und ging an den Schlitten, um das Fernrohr hervorzuholen. Die Hand zitterte mir ein wenig, als ich es vor die Augen hielt, und dies Zittern nahm zu, als ich mich auf den ersten Blick davon überzeugte, dass es wirklich Menschen waren. Ob es zwei oder drei waren, was sie bei sich hatten oder was sie taten, an dergleichen Einzelheiten dachte ich gar nicht.

Schnell packte ich das Fernrohr wieder ein, der Schlitten wurde gewendet, und im Galopp steuerten wir auf das Land zu.

Ich befand mich in der heftigsten Erregung und konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Vielleicht waren es einige der Kameraden von der Station, was sich nur durch einen eingetretenen grösseren Unglücksfall hätte erklären lassen, aber viel glaubhafter noch erschien es mir, dass die „Antarctic" zurückgekehrt sei und Leute ausgesandt habe, um uns zu suchen oder vielmehr, um sich nach der Station zu begeben.

Wir kamen einander schnell näher. Jetzt wurde es uns klar, dass es zwei Menschen waren, die uns auf Schneeschuhen entgegeneilten. Bald vernahmen wir einen schwachen Ruf, den ich deutlich als ein „Hurra" auffasste. Ich selber antwortete nicht darauf, denn die Sache erschien mir noch zu rätselhaft. So viel konnte ich jetzt unterscheiden, dass es ein paar wunderliche Gestalten waren, die sich uns näherten. Freilich waren wir hier unten lange abgesperrt gewesen, aber so völlig konnte sich doch die Welt nicht verändert haben, so gründlich konnte mich die Erinnerung an die ganze Umgebung, in der ich einst gelebt, nicht verlassen haben, dass diese beiden Wesen wirklich Menschen derselben Art waren wie die, die einst meine Begleiter an Bord der „Antarctic" waren. Auch die Hunde schienen zu begreifen, dass etwas Merkwürdiges bevorstand, sie rannten wie nie zuvor. Jonassen rief mir etwas zu, was ich nicht verstand, hinterher erzählte er mir, er habe gefragt, ob ich nicht der Sicherheit halber den Revolver herausholen wolle, um auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein.

Das Gefühl der Furcht, wie jeder klare Gedanke lagen mir in diesem Augenblick völlig fern, ich war ganz davon in Anspruch genommen, die uns Entgegenkommenden anzustarren. Denn was sah ich wohl vor mir? Zwei Männer, schwarz wie Russ, von Kopf zu Fuss mit schwarzen Kleidern, schwarzen Gesichtern und hohen schwarzen Mützen, die bei Jonassen und mir den Gedanken an Zylinder erweckten; die Augen, die mit eigentümlichen Holzfutteralen bedeckt waren, schlossen sich der schwarzen Gesichtsfarbe so genau an, dass das Ganze an eine Art seidener Maske mit hölzernen Öffnungen für die Augen erinnerte. Nie zuvor hatte ich einer solchen Mischung von Zivilasition und dem äussersten denkbaren Grad von Verwilderung gegenübergestanden, mein Mutmassungsvermögen stand still, als ich mich bemühte, ausfindig zu machen, was für eine Art Menschen dies sein könnte. Jonassens eben angeführter Vorschlag beruhte auf

der Vorstellung, dass die Erscheinungen einem unbekannten antarktischen Naturvolk angehören könnten. Ich selber neigte wohl am meisten zu dem Glauben, dass wir es hier mit den Mitgliedern einer ausländischen Expedition, etwa der Bruce'schen, zu tun hätten, die sich einer hypermodernen Ausrüstung bedienten, verschieden von allem, wovon die Welt sich bei meiner Abreise hatte träumen lassen, oder dass wir Gegenstand eines unerklärlichen Maskeradescherzes seien. Endlich stand ich den rätselhaften Männern von Angesicht zu Angesicht gegenüber, während Jonassen mit den Hunden ein klein wenig hinter mir zurückblieb. Sie reichten mir die Hand mit einem herzlichen „Guten Tag! Guten Tag!" in reinstem Schwedisch. — „Guten Tag! Guten Tag!" lautete meine Antwort. — „Hast du etwas vom Schiff gehört?" — „Nein." — „Ja, wir auch nicht! Wie steht es auf der Station?" — „Gut, ausgezeichnet in jeder Beziehung." — Nun folgte eine kurze Pause, während der mein Gehirn arbeitete, ohne dass es mir jedoch gelang, mir eine klare Auffassung von der Situation zu bilden. Es waren Mitglieder der „Antarctic"-Expedition, und doch wussten sie nichts von dem Schiff. Von der Winterstation kamen sie nicht, warum aber waren sie denn hier? Das Nächstliegende war, an einen Schiffbruch zu denken, warum aber frugen sie dann nach dem Schiff? Immer mehr drängte sich mir die dunkle Vorstellung auf, dass ich mich vor allen Dingen vergewissern müsse, ob dies sonderbare Abenteuer Wirklichkeit sei oder nur ein Traum. Wer sie waren, daran dachte ich eigentlich gar nicht, für mich handelte es sich nur um die Frage, warum waren sie hier?

Es währte jedoch nicht lange, bis die Erklärung kam. „Ja, wir versuchten im vergangenen Sommer bis zu Euch vorzudringen, aber es gelang uns nicht; wir hatten darauf gerechnet, von der „Antarctic" abgeholt zu werden, mussten aber den Winter in einer steinernen Hütte nördlich von hier zubringen und befinden uns jetzt auf dem Wege nach der Station." Jetzt hatte ich also den Zusammenhang erfahren, war aber noch so in Anspruch genommen von dem Gedanken an dies sonderbare Zusammentreffen, dass ich kaum wusste, was ich antworten sollte, als derjenige, der hauptsächlich das Wort führte, bemerkte: „Aber du kennst mich gewiss nicht wieder!" — „Nein, allerdings weiss ich nicht recht —" „Ich bin Duse, und das ist Gunnar Andersson."

So war denn das Rätsel völlig gelöst, und ich stand wieder mitten in der Wirklichkeit, aber in einer Wirklichkeit, die wunderbarer war als alles, was meine Phantasie hätte erdichten können. Wie unzählige Male hatte mir nicht während der vergangenen Jahre im Wachen wie im Träumen eine erste Begegnung mit Personen aus der Aussenwelt vorgeschwebt! Ich hatte mir überlegt, welche Fragen ich zuerst stellen sollte, ich hatte darüber nachgedacht, ob man einen grossen Unterschied in unserm Aussehen und Auftreten würde bemerken können, wenn wir zum ersten Male wieder mit Menschen in Berührung kamen. Wie anders hatte sich nun nicht alles gestaltet! Hier war ich der Zivilisierte und diese Männer waren Wilde; dem Aussehen nach erinnerten sie an australische Neger oder einen andern niedrigstehenden Völkerschlag. Auch wirkten natürlich die durch das Ereignis hervorgerufenen Gefühlseindrücke am stärksten auf uns, denn für die andern lag nichts Erstaunliches in der Sache an sich, obwohl es ihnen eine erfreuliche Überraschung sein musste, uns so bald zu begegnen.

Ich weiss nicht, ob die geschilderte Szene länger währte als nur einen kurzen Augenblick, denn von der Flüchtigkeit der Zeit hatte ich in diesem Falle nur eine sehr undeutliche Auffassung. Da war noch vielerlei zu erklären. „Grunden ist der dritte in unserm Bunde, er ist beim Schlitten und dem Zelt zurückgeblieben, Ihr kommt wohl mit uns dorthin. Er ist gerade damit beschäftigt, nach besten Kräften zu kochen.“ Ich selber brauchte nicht viele Fragen zu beantworten. Jetzt kam die Reihe an Jonassen. Beide gingen zu ihm heran, begrüssten ihn freundlich und begannen eine Unterhaltung mit ihm, die jedoch sofort von den Hunden unterbrochen wurde. Sie hatten die ganze Zeit unruhig ausgesehen, und jetzt auf einmal machten sie sich in wilden Sprüngen davon, ohne sich halten zu lassen. Ich musste hinter ihnen her eilen und überliess Jonassen den Eishaken, mit dem es ihm möglich war, die Fahrt ein wenig zu bremsen. Wir richteten den Kurs auf das am Ufer sichtbare Zelt, und im Anfang lief ich vor den Hunden her. Als sie sich dann ein wenig beruhigt hatten, kehrte ich zu den beiden Kameraden zurück, die auf ihren Schneeschuhen hinterherkamen, während Jonassen allein auf dem Schlitten weiterfuhr und infolgedessen der erste war, der Grunden begrüsste. Es währte jedoch nicht lange, bis auch wir an Ort und Stelle waren und mit unverhohlener Freude

von dem fünften in dieser unerwartet zusammengetroffenen Gesellschaft willkommen geheissen wurden.

Die Hunde und den Schlitten sich selbst überlassend, vergassen wir eine Weile alles um uns her, um dem wunderbaren Märchen zu lauschen, das unsere Freunde uns erzählten. Da sich die Eisverhältnisse im vorigen Sommer als so schwierig erwiesen, dass man befürchten musste, das Schiff werde unsere Winterstation nicht erreichen, waren die drei Kameraden am 29. Dezember von der „Antarctic" aufgebrochen, um mit einem Schlitten über das Eis Verbindung mit uns zu erlangen.

Selbst auf diese Weise erwies sich ein Vordringen als unmöglich, weswegen sie nach ihrem Ausgangspunkt zurückkehren mussten, wo sie vergeblich auf die Rückkehr der „Antarctic" warteten. Anfang März waren sie in eine aus Steinen errichtete Winterhütte gezogen. Ihr Proviant war für neun Mann auf zwei Monate berechnet, aber den ganzen Winter hatten sie sich hauptsächlich von Seehund- und Pinguinfleisch ernährt und den Speck als Brennmaterial verwendet. Glücklicherweise hatten sie keinen Mangel an dieser Nahrung gelitten, im übrigen aber hatten sie unter solchen Verhältnissen gelebt, dass wir, die wir wahrhaftig nicht verwöhnt waren oder es zu sein glaubten, uns mit Staunen fragten, wie so etwas möglich sei. Auf lange, lange Zeit war das einzige Gefühl, das sich in meinem Innern regte, Mitleid mit diesen Männern, die um unsertwillen so viel hatten erdulden müssen.

Erst allmählich fingen wir an, Fragen in Bezug auf die Aussenwelt zu stellen; denn obwohl diese Männer mehr hatten leiden müssen als wir, so konnten sie uns doch über die Ereignisse eines ganzen Jahres berichten, abgesehen von dem, was sie hier unten erlebt hatten, und zum ersten Male seit langer Zeit drang ein Hauch des grossen Lebens draussen unter den Menschen bis zu uns. Die Beendigung des Burenkrieges, Zolas Tod, der Vorschlag der Stimmberechtigung im schwedischen Reichstag, der Vergleich zwischen Argentinien und Chile, Sven Hedins Rückkehr und das Misslingen der Baldwin-Expedition, das waren einige von den Neuigkeiten, die wir jetzt zu hören bekamen. Erst viel später wagte ich eine schüchterne Frage, ob sie irgendwelche Nachrichten von meinen nächsten Angehörigen gehabt hätten.

Wir beschlossen, die Nacht hier beim „Vorgebirge des glücklichen Wiedersehens" zu verweilen. Die Hunde wurden abge-



Wir richteten unser Zelt neben dem Schlitten auf

schirrt, unser Zelt neben dem andern aufgeschlagen, die von mir mitgenommene schwedische Flagge gehisst, und dann verzehrten wir unser erstes gemeinsames Mahl, das Grunden bereitet hatte. Es bestand hauptsächlich aus Konserven, und die russschwarze Farbe der Zuckerstücke zu unserm Kaffee war fast das einzige, was uns daran erinnerte, dass die Zutaten zu den Gerichten, die wir assen, nicht der Speisekammer auf der Station entnommen waren. Man zeigte uns auch eine grosse Dose mit Fleisch und erzählte, das sei eingemachter Pemmikan, eigens für die Fahrt bereitet aus gebratenem Seehundfleisch mit Seehundsfett zugeschmolzen. „Und das schmeckt gut, das könnt Ihr glauben!“ lautete ihr Urteil über dies Gericht. Noch war jedoch unser Vorurteil hiergegen so gross, dass wir nur mit grösster Vorsicht einen kleinen Bissen von dieser Leckerei zu kosten wagten.

Nach Tische machten sich Duse und Jonassen auf, um einen jungen Seehund aus der Schar zu töten, die wir am Vormittag gesehen hatten, während Gunnar Andersson und ich ein paar Stunden in lebhafter Unterhaltung auf und nieder gingen. Von ihm erfuhr ich jetzt das wichtigste, was dem Schiff zugestossen war, ehe er es verlassen hatte, ich erhielt Kenntnis von den Eisaussichten für den kommenden Sommer, soweit sie sich beurteilen liessen an der Hand ihrer auf der Winterstation und der Schlittenfahrt gemachten Erfahrungen, von den Anordnungen, die für unsern Entsatz getroffen waren, falls die „Antarctic“ von einem Unglück betroffen werden sollte. Ich bekam Antwort auf allerlei Fragen und erfuhr die wissenschaftlichen Ergebnisse, die sie während ihrer Überwinterung in der Steinhütte gewonnen hatten.

Auffallend war es mir indessen, dass wir einander nicht noch viel mehr zu fragen hatten, ich war gewiss überhaupt sehr still. Es waren zu viele Eindrücke, die auf einmal hereinbrachen, und wir hatten ja nun auch Zeit genug, uns über alles zu unterhalten. An diesem Tage gestaltete sich das Abendessen zu einer eigentlichen Festmahlzeit. Es wurde mit einem „Schnaps“ eingeleitet, den unsere Gäste uns boten, da wir selber auf diese Schlittenfahrt keine Spirituosen mitgenommen hatten, dann folgte ein vorzügliches, in Margarine gebratenes Steak von jungem Seehund, Erbsensuppe von Beauvais' guter Zubereitung, Schokolade sowie Brot und dänische Butter. Es mundete uns allen vorzüglich, namentlich aber unsern Gästen, und ich habe selten Menschen

eine Mahlzeit so geniessen sehen, wie unsere neuen Kameraden dies Abendessen.

Da unser Zelt grösser war, zog Duse für die Nacht zu uns herüber. Das schwarze, mit Russ und Schweiss völlig getränkte Bündel, das seinen Schlafsack vorstellen sollte, nahm sich sonderbar aus im Verhältnis zu unserer hellen Umgebung. Lange lagen wir noch wach und schwatzten. Duse schlief zuerst ein, ich versuchte, seinem Beispiel zu folgen, aber Jonassen war ganz aufgeregt und redete ununterbrochen. Auch die Hunde waren ungewöhnlich erregt, sie kläfften und bellten, so dass in dieser Nacht nicht viel aus dem Schlaf wurde.

Trotz der unruhigen Nacht waren wir am nächsten Morgen schon früh auf den Beinen. Nachdem sie sich den ganzen Winter der besten Gesundheit erfreut, hatten sich Duse und Grunden bei einem starken Witterungswechsel am 7. Oktober die Füsse erfroren und bedurften jetzt der Ruhe und der ärztlichen Behandlung. Schon allein aus diesem Grunde war jeder Gedanke an eine Fortsetzung der Schlittenfahrt zwecks weiterer Forschungsarbeiten ausgeschlossen. Dies war jetzt auch überflüssig, da unsere Kameraden auf ihrer Rekognoszierung schon Kenntnisse von dieser Gegend eingesammelt und u. a. so nahe von Kap Gordon offenes Wasser festgestellt hatten, dass es mehr als zweifelhaft erschien, dies Vorgebirge mit dem Schlitten passieren zu können. Ferner hatten sie entdeckt, dass das Land, auf dem wir uns befanden, eine Insel für sich war, und dass in der Tat eine Verbindung zwischen der Sidney Herbert-Bay und der grossen Bucht existierte, die ich am 11. Oktober gesehen hatte. Von hier aus hofften wir einen guten Heimweg zu finden, auch versprachen wir uns viel von der Kartenaufnahme dieser Gegenden. So beschlossen wir denn, nach der Station zurückzukehren und den Weg durch die Sidney Herbert-Bay zu nehmen.

Wir kamen ferner überein, dass wir nicht unser ganzes Gepäck mitnehmen wollten, sondern nur soviel, wie absolut notwendig war und auf den Hundeschlitten geladen werden konnte. Schon hier bei dem Lager wurden eine Menge Kleinigkeiten zurückgelassen, u. a. das gebratene Seehundfleisch; die wertvolleren Sachen beschlossen wir aber in einem ordentlichen Depot an einem geschützten Platz am Strande unterzubringen. Es war förmlich rührend, zu sehen, mit welcher Wehmut unsere Kameraden sich von Gegenständen trennten, die während so langer

Zeit ihre grössten Kostbarkeiten gewesen waren; namentlich ward es ihnen schwer, den alten Schlitten zurückzulassen, der an Bord der „Antarctic" angefertigt war und sie so treu begleitet hatte. Er war sehr stark, aber viel zu schwer für eine solche Expedition. Von allerlei Proviantartikeln konnten wir jetzt ebenfalls eine Menge entbehren, namentlich Hundepemmikan, wovon wir nur das allernotwendigste für die Schlittenfahrt mitnahmen.

Es währte eine ganze Zeit, bis alle Arbeiten zum Abschluss gebracht waren und wir unsern Marsch antreten konnten. Obwohl die Hunde ungefähr 350 kg zu ziehen hatten, während der andere Schlitten nur mit dem wenigen beladen war, das im Depot untergebracht werden sollte, blieb dieser schon von Anfang an zurück, und erst als wir uns seiner, sowie der darauf befindlichen Bagage entledigt hatten, ging es schneller vorwärts. Andersson, Duse und ich liefen auf Schneeschuhen voran, während Grunden und Jonassen mit dem Schlitten folgten. Das Wetter war schön und warm, das Eis einigermassen eben. Als wir nach Süden zu in die grosse Bucht einbogen, trafen wir indes auf zahlreiche Eisberge und Unebenheiten. Die Hunde, namentlich die beiden, die hier unten geboren waren, fürchteten sich noch sehr vor den Neuangekommenen, wandten ängstlich den Kopf ab und versuchten zu entfliehen, sobald sie sich ihnen näherten.

Lange sah es sehr unsicher aus, ob es wirklich nach Osten zu einen Durchgang von der Bucht aus gäbe. Die einzige Möglichkeit war, dass wir einen solchen hinter einer weitvorspringenden Landzunge finden würden, und bald glaubten wir, hier vordringen zu können, bald schien es, als ob dort nur ein unbedeutender Einschnitt vorhanden sei. Schliesslich lief Andersson auf Schneeschuhen voraus, um zu rekognoszieren, aber auch er musste weit laufen, ehe er durch einen Hurraruf, der für uns kaum mehr vernehmbar war, das verabredete Zeichen geben konnte, dass der Sund gefunden sei. Bald waren auch wir mit dem Schlitten an Ort und Stelle, und mit einer freien Aussicht nach Osten zu schlugen wir unser Lager auf der Schneeschanze am nördlichen Strand des Sundes auf. Es war ein grossartiges Bild, das sich hier vor uns entrollte, nach Nordwesten zu der grosse Fjord, über den wir soeben gekommen waren, im Süden der mächtige Koloss des Haddington-Berges und im Osten der Sund, der sich in der Mitte zu einer rundlichen Bucht erweiterte,

während er an der Aussenseite von einer auffallend niedrigen Landzunge, sowie von Inseln und Bergen abgeschlossen wurde. Auch an diesem Abend wanderten wir noch lange plaudernd auf und nieder, aber etwas mehr Schlaf als in der letzten Nacht bekamen wir trotzdem.

Von dem noch übrigen Teil der Schlittenfahrt lasse ich das Tagebuch erzählen:

Den 14. Oktober. Am nächsten Morgen waren wir früh fertig, wir mussten das gute Wetter, das durchaus keinen beständigen Eindruck machte, ausnutzen, so gut wir konnten. Es lag die Gefahr nahe, dass das Eis aufbrechen würde, was gerade jetzt besonders unangenehm werden konnte, da wir eine so schwere Ausrüstung mit uns führten, auch lag uns sehr daran, nach Hause zurückzukehren, ehe die durch Frost beschädigten Füsse unserer Kameraden noch mehr vernachlässigt waren. Über die innere Bucht kamen wir schnell und glatt hinweg.

Es war beschwerlich, den Schlitten über die Landzunge zu ziehen, wir mussten eine Stunde über fast schneefreien Boden fahren, so dass die Splitter um die Schlittenkufen flogen. Glücklich wieder auf das Meereis hinabgekommen, sahen wir die Bucht glatt und offen vor uns liegen, und in unserer Freude, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben — wie wir glaubten —, lagerten wir uns im Sonnenschein und kochten ein wenig Schokolade. Bald sollten wir jedoch einsehen, dass wir uns in Bezug auf das, was uns bevorstand, gründlich verrechnet hatten. Der Schnee wurde immer tiefer, selbst bei Kälte würde er kaum einen so schweren Schlitten wie den unsern getragen haben, aber in diesem strahlenden Sonnenschein brach alles durch die Schneedecke, und es währte nicht lange, bis wir merkten, wie schwer es schon war, unbelastet auf Schneeschuhen vorwärts zu gelangen. Nie hatte ich etwas Ähnliches in diesen Gegenden erlebt. Der Schlitten wurde in einen Schneepflug verwandelt, die Hunde sanken bis über den Bauch ein, Jonassen und Grunden mussten bis über die Knie im Schnee waten, und der Zug bewegte sich dahin wie eine Schnecke auf der Landstrasse. Um unsern Transport ein wenig zu beschleunigen, schnallte sich Andersson vor den Schlitten, und Duse und ich nahmen jeder ein Ränzel auf den Rücken, während Jonassen und Grunden an einem langen Seil zogen, und doch konnte man kaum merken, dass wir vom Fleck kamen. Wir mussten jeden Gedanken, um

Kap Gage herumzukommen, aufgeben, statt dessen versuchten wir, uns nahe am Ufer zu halten, doch auch da war der Weg nicht besser. Der einzige Lagerplatz, den wir wählen konnten, war schlecht genug, mit tiefem Schnee, der keinen Halt für die Zeltpflöcke gab, was um so unangenehmer war, als der Wind gerade, als wir unser Lager aufschlagen wollten, heftig wehte. Glücklicherweise war es ein warmer Wind, obwohl er aus Süden kam, aber unsere ganze Lage war jammervoll, es fehlte nicht viel daran, und das ganze Zelt wäre weggeweht. Es ist jedoch ein ganz anderer Geist über uns gekommen, seit sich unsere Gesellschaft vermehrt hat. Alle arbeiten mit Lust und Freude, man scherzt über die Schwierigkeiten und überwindet spielend alles Unangenehme, niemand will hinter dem andern zurückstehen. Seit den allerersten Wochen auf der Station, als die Zukunft noch mit allen ihren Möglichkeiten lockend vor uns lag, habe ich etwas Ähnliches nicht mehr erlebt. Wir bereiteten uns ein extra gutes Abendbrot und schliefen dann vorzüglich, ohne uns von den Windstössen stören zu lassen.

Den 15. Oktober. Wir gingen ernstlich mit dem Gedanken um, hier einen Teil unseres Gepäcks zurückzulassen, namentlich die neu hinzugekommenen Schlafsäcke und das Zelt; in diesem Falle sollten die Kameraden auf Schneeschuhen voranlaufen, um sicher noch im Laufe des Tages anzugelangen. Aussicht genug, die Sachen auf einer neuen Schlittenfahrt abzuholen, war ja vorhanden, andernfalls war es aber nicht ausgeschlossen, dass wir vorher noch Verwendung dafür haben konnten, und schliesslich waren uns auch die Sachen trotz oder vielmehr infolge ihrer Schmutzigkeit so teuer, dass wir uns nicht gern von ihnen trennen mochten, so beschlossen wir denn, auch noch ferner das ganze Gepäck mitzuführen. Der Marsch ging in derselben Ordnung wie am gestrigen Tage von statten, der einzige Unterschied war, dass Duse jetzt ziehen half, während Andersson und ich so schwere Lasten trugen, wie wir zu schleppen vermochten. Es war eine unerhörte Arbeit, und selbst auf Schneeschuhen sank man oft tief ein. Zuerst sollte sich Andersson voraus begeben, um zu sehen, ob es besser würde, wenn wir an die Landzunge gelangten, da aber der in der Sonne aufgetaute Schnee sich an seinen Schneeschuhen festballte, stand er freiwillig von dem Marsch ab. Dann sollte ich denselben Versuch machen, und mit grosser Anstrengung gelang es mir auch wirklich, bis an die Landzunge



Grunden Andersson Duse

Unsere wiedergefundenen Kameraden bei der Rückkehr nach Snow Hill

zu kommen, von wo aus ich den Nachfolgenden das Signal geben sollte, dass alles klar sei. Wir mussten hier jedoch eine Menge unangenehmer Spalte überqueren, wo das offene Wasser nur mit einer leichten Schneedecke überzogen war.

Je weiter wir kamen, desto besser wurde zum Glück das Eis, und schliesslich konnten wir die Ranzen, die wir so lange getragen hatten, wieder auf den Schlitten legen. Vor der Cockburn-Insel sahen wir in nächster Nähe offenes Wasser, und bei Kap Gage wurden wir durch ein paar besonders schwierige Spalte aufgehalten, die von einem so hohen Wall aus Schraubeis umgeben waren, dass er sich offenbar nur mit Gefahr passieren liess. Eine Menge Seehunde lagen mit ihren Jungen auf dem Eise. Während Andersson dastand und eines dieser letzteren betrachtete, wurde er plötzlich hinterrücks von der Mutter angefallen. Da diese Tiere im allgemeinen ganz zahm sind, kam der Überfall völlig unerwartet, nur mit Mühe konnte er sich verteidigen und mit seinem Schneeschuhstab das rasende Tier unschädlich machen.

Nachdem wir glücklich über die letzten Spalten hinweggekommen waren, befanden wir uns wieder auf dem alten, wohlbekannten Admiralitäts-Sund mit seinem verhältnismässig leicht passierbaren Eise, das uns trotzdem infolge der Wärme ziemliche Schwierigkeiten bereitete. Wir waren alle gründlich ermüdet nach einem der arbeitreichsten Tage, die wir seit langer Zeit gehabt hatten, und da wir keinesfalls in der Nacht auf der Station ankommen wollten, schlugen wir unser Zelt noch einmal auf einem letzten Lagerplatz auf.

Den 16. Oktober. Schnell ging nun der Marsch vorwärts, nur zweimal brauchten wir während des ganzen übrigen Teils der Wanderung Rast zu machen. Immer mehr näherten wir uns bekannten Gegenden und konnten nun unsern Begleitern einen bemerkenswerten Platz nach dem andern in der Umgebung der Station zeigen. Jetzt kamen wir an dem grossen Eisberg vorüber, wo wir unsern ersten Seehund getötet hatten und der so oft das Ziel unserer Wanderungen gewesen war; jedes eingefrorene Eisstück war uns wohlbekannt. Jetzt konnte auch schon ein scharfes Auge die dunkeln Umrisse unseres Wohnhauses unterscheiden. Die Sonne hatte hier am Strande so kräftig gewirkt, dass viel Wasser auf dem Eis stand, aber das hinderte uns nicht, und schliesslich fuhren wir über die letzten Schneewälle hinweg dem



Ein Kaiserpinguin

Lande zu. Ich sah nach der Uhr, es war zwischen 10 und 11, dieselbe Stunde, um die heute vor zwei Jahren die Expedition Schweden verlassen und von dem flaggengeschmückten Schiff Anverwandten und Freunden am Strande ein letztes Lebewohl zugewinkt hatte.

Anfänglich herrschte auf der Station tiefste Stille. War es wirklich möglich, dass uns niemand bemerkt hatte? Plötzlich



Vor und nach der Verwandlung

ertönte jedoch wildes Hundegebell und die ganze Schar stürzte uns entgegen, blieb jedoch beim Anblick der schwarzen, unbekannten Männer unschlüssig stehen. Jetzt kamen alle zu Hause gebliebenen Kameraden eiligst gelaufen. Sobral war der erste, der uns erblickte. Bodman aber langte zuerst unten am Strande an. Duse ging auf ihn zu und redete ihn englisch an: „How do you do?“ — In dem Gesicht des Angeredeten malte sich eine unbeschreibliche Verwunderung, vermischt mit zagender Unsicherheit, man sah förmlich, wie sein Gehirn

arbeitete. Zögernd erfolgte die Antwort: „Thank you, very well." Plötzlich schlug ihn Duse auf die Schulter und begrüsste ihn herzlich auf Schwedisch: „Kennst du mich denn nicht mehr?" — „Freilich, du bist Duse!" — dann wurden die Begrüssungen fortgesetzt, denen die nötigen Erklärungen folgten. Die Vereinigung zwischen den beiden Stationen Snow Hill und Hoffnungs-Bucht war hiermit vollzogen.

Was soll ich noch weiter von diesem Tag erzählen? Dass er mit einer Festmahlzeit gefeiert wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Diese bestand aus dem besten, was wir noch hatten, war aber nicht ganz so fein wie unsere Geburtstagsdiners während des Winters. Wir servierten übrigens ein Gericht, das ich bisher noch nicht kannte, nämlich gebratenen Kaiserpinguin. Das Tier war vor einigen Tagen an der Station vorüberpromeniert, gefangen, photographiert und mehrere Tage beobachtet worden, ehe es geschlachtet wurde, um auf dem Diner zu figurieren, das anlässlich des Jahrestages unserer Abreise veranstaltet werden sollte.

Vor Tische war indes eine grosse Veränderung vor sich gegangen. Vom Strande war Aakerlund hinaufgelaufen, um den Kaffee-Kessel aufs Feuer zu setzen, und während der kochte, wurden alle disponiblen photographischen Platten angewendet, um die Ankömmlinge zu verewigen. Dann ging es an ein Kramen in allen Schubfächern. Obgleich wir uns eben noch so arm an allen Ausrüstungsgegenständen vorgekommen waren, hatte doch jeder einen kleinen Reservevorrat aufgespart, und das alles kam jetzt zum Vorschein, so dass bald eine reiche Auswahl von Kleidungsstücken den Neuangekommenen zur Verfügung stand. Nun folgte grosses Haarschneiden und Waschen, wodurch in ein paar Stunden die wilden Männer in zivilisierte Menschen verwandelt wurden. Wie gross auch uns andern die Veränderung erschien, — so kann doch wohl niemand als sie selber sie in ihrem ganzen Umfang empfinden und sie entsprechend beschreiben.

In den folgenden Kapiteln wird Dr. Andersson die Ereignisse von der Rückkehr der „Antarctic" nach unserm Landgang bis zu der denkwürdigen Begegnung mit uns draussen auf dem Eis des Kronprinz Gustav-Kanals schildern.

image
not
available